This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PF
3151
B35

UC-NRLF

$B 63 128

Otto Bremer.
13. 11. 97.

·FROM·THE·LIBRARY·OF·
·OTTO·BREMER·

Wie kann unſere Schrift vereinfacht und vervollkommnet werden?

Aufklärungen und Vorschläge zu Besserungen

von

Jos. Bauſe.

Zwei Jahre können erspart werden in der Elementarschule durch vernünftige Gestaltung unſerer Schrift, abgesehen von weiteren Vorteilen für die Studien.

Paderborn.
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
1893.
Zweigniederlassungen in **Münster, Osnabrück** u. **Mainz.**

PF315
B35

Kremer

ARCHIVE

Geleitwort.

Ein jedes Werk muss ſich ſelbst rechtfertigen durch ſeinen Inhalt. Ich will darum hier über die Anlage des vorliegenden nur einiges erinnern, was nicht ſelbverſtändlich auf den ersten Blick einleuchtet. Die Arbeit betrifft einen Gegenstand, der die weitesten Kreiſe angeht; ſie darf deshalb wohl auf einen weiten Leſerkreis rechnen. Auf dieſen musste darum vor allem Rückſicht genommen werden. Man wolle dann nicht überſehen, dass manches Vorschläge ſind, die vorerst zur Prüfung vorgelegt ſind, und die erst die allgemeine Billigung und Zustimmung erwerben wollen und nach dieſem vielleicht in manchem abgeändert werden, ehe an eine allgemeine Einführung gedacht werden kann. Um das Buch nicht zu verteuern, habe ich darum alle neuen Zeichen auf eine lithograph. Beilage verwieſen. Damit dadurch keine Unbequemlichkeit für den Leſer entstehe und dieſer die betreff. Zeichen an ihrer Stelle stets zur Hand haben könne, ſoll die Beilage loſe beigefügt werden.[1] Dass ein etwaiger Verlust dann leicht erſetzt werden könne, ſoll die Beilage auch geſondert für einen billigen Preis abgegeben werden.

[1] Bei etwaigem Binden soll die Beilage **nicht** mitgebunden werden, ſondern durch ein Gummibändchen, welches hinter der letzten Druckſeite (oben und unten befestigt) anzubringen ist, gehalten werden.

M79672

Dem Fachgelehrten ſei empfohlen, zuerst auf die Abschnitte III, IV, V einzugehen; wem es aber blofs auf die allgemeine Rechtschreibung ankommt, der leſe in der Reihenfolge: I, II, III, VII, VIII, IX, X, XIII.

Beſonders allen denen, die ſich mit mundartlichen Darſtellungen befassen, ſei die Beachtung der hier aufgeſtellten Grundſätze empfohlen, da die mundartlichen Schriften dadurch weiterem Verständnis erschlossen werden. Wie jetzt meist geschrieben wird, ſind die Schriften oft kaum dem Kenner der Mundart verständlich.

Münster i. W., Juni 1893.

Verzeichnis der zu Rate gezogenen einschlägigen Schriften.

Andreſen, Über Jakob Grimms Orthographie, besprochen von Lambel, Zts. f. Österr. Gymnaſien 1869 (XX, 748).

Brücke, Grundzüge der Phyſiologie und Systematik der Sprachlaute. Wien 1876.

Duden, Zukunftsorthographie. 1876.

Egger, Geschichtlicher Überblick über die Reformbestrebungen auf dem Gebiete der dts. Orthographie. Zts. f. Ö. G. 1869 (XX, 781).

Hinüber, W. fon, Fereinfaxte šreibung der dtš. spraxe. 1880.

Jellinghaus, Westfälische Grammatik. — Ravensbergische Mundart. Bremen 1877.

Landois, Stimmen der Tiere. 1874.

Lepsius, Das allgemeine linguistische Alphabet.

Müller, Max, Vorleſungen über die Wissenschaft der Sprache, deutsch von Böttger. 1870.

Raumer, R. v., Geſammelte sprachwissenschaftliche Schriften. 1863.

Rumpelt, Das natürliche System der Sprachlaute. 1869.

Schröer, Zukunft der dts. Rechtschreibung. Gartenlaube 1880 S. 304.

Schulz, Rechtschreibung im Deutschen, besprochen von Scherer, Zts. f. Ö. G. XX, 754.

Sievers, Phonetik. 1881.

Storm, Englische Philologie. I, 1881.

Sweet, History of English sounds. 1888.

Trautmann, Die Sprachlaute im allgemeinen und die Laute des Englischen, Französischen und Deutschen im beſonderen. Leipzig, G. Feck. 1884/86.

— Besprechung von Sievers Phonetik und Storms Engl. Phil. Anglia IV, 56 und 129.

Vietor,[1] Elemente der Phonetik. 1884.

Wilmanns, Kommentar zur Preuszischen Schulorthographie.

[1] Vietors Phonetische Studien waren mir leider nicht zugänglich.

Überſicht.

		Seite
I.	Einleitende Bemerkungen	1
II.	Thorheiten unſerer Schreibung und Würdigung einer Schriftreform	10
III.	Grundſätze einer lauttreuen Schreibung	17
IV.	Allgemeiner Stand der Lautfrage	24
V.	Spielarten der vokal. Einzellaute	44
VI.	Bell's Vokalſyſtem	82
VII.	Dehnungszeichen, Treffzeichen, gleichlautende Wörter	87
VIII.	Wahl der Lautzeichen, Ergänzung des Abc fürs Hochd.	92
IX.	Grosze Anfangsbuchstaben	113
X.	Doppelkonſonanten	116
XI.	Eigennamen	123
XII.	Fremde Laute	127
XIII.	Wünschenswerte Entwickelung in der Schreibung des Hochd.	133
Anhang.	Belege aus verſchiedenen Schreib- und Sprechweiſen	141

Berichtigungen.

Dass an einigen wenigen Stellen s statt ſ, anderſeits ſs statt sz oder ss stehen geblieben, ist nebenſächlich. Auch wird es keinen Anstosz erregen, dass in den aus den Mundarten aufgeführten Wörtern die Länge des Vokales in offener Silbe nur dann ausdrücklich bezeichnet ist, wenn ſie hervorgehoben werden ſollte. Ähnlich ɛ zur Bezeichnung des unterkürzen e verwendet.

S. 17 Zl. 25 lies: jetsspīlnwr statt jetsspĭlnwr
„ 23 „ 2 v. u. lies: Blg. 60 „ Blg. 47.
„ 41 „ 6 lies: schleächtes „ schleätes.

S. 68 Zl. 13/15. An den Figuren der lith. Tafel sind durch ein Versehen die betr. Buchstaben ausgefallen.

S. 143 Zl. 8 v. o. lies: fanda·gɛ statt fandagɛ.
Blg. S. 7 Zl. 5 „ uſɛ „ uſɛn
nich „ nit.

Blg. S. 8 ist an einigen Stellen überſehen, dass die Darstellung dort möglichst dem gesprochenen Laute folgen ſollte.

Zl. 2 lies: Ghrius-tŋi statt Ghrius dŋi,
„ 5 „ wŋit „ wŋid,
„ 12 „ iut-ɛr (iutɛr) „ iut dɛr,
„ 17 „ sinɛnt „ sinɛnd.

Auch heiszt es gewöhnlich

Zl. 3: fa-mŋinɛr statt fan mŋinɛr,
„ 8 i-mŋimɛ „ in mŋimɛ.

UNIV. OF
CALIFORNIA

I. Einleitende Bemerkungen.

Wir wollen hier zunächst verſuchen, die Kleinmütigen zu stärken und die der Sache an sich aus nichtigen Gründen Feindſeligen aus der Bahn zu werfen. Dass unſere jetzige deutsche Schreibung mit vielen und groszen Mängeln behaftet ist, wird von Sachkundigen allſeitig anerkannt. Auch in den Bestimmungen, welche vor einigen Jahren in dem preuszischen Regelbuche für die deutsche Rechtschreibung aufgestellt ſind, ist das Ziel einer guten Schreibung nicht erreicht. Das Büchelchen will auch nicht einmal als ein Verſuch zur Erreichung dieſes Zieles angeſehen werden. In dem auszerordentlich lehrreichen „Kommentar zur preuszischen Schulorthographie“ von Wilmanns wird dies (S. 29/30) ausdrücklich zugestanden. Und er musste es doch wissen, da jene Bestimmungen der Hauptſache nach von ihm herrührten. Der Kommentar ist ſo wertvoll, dass keiner, der mit den in jenem Buche enthaltenen Thatſachen nicht vertraut ist, ſich an Fragen der Rechtschreibung heranwagen ſollte. Das Ziel, eine gründliche Besserung für unſere Schreibung zu schaffen, lag den Arbeiten von Wilmanns alſo fern — weil es zunächst zu schwer erreichbar schien, weil es zu schwer schien, bei durchgreifender Änderung allgemeine Zustimmung zu finden. Es war aber das Bedürfnis empfunden, für die Schulen eine einheitliche Ordnung im Schreibverfahren herzustellen. Es ſollten die Grundſätze der augenblicklich am meisten gebräuchlichen Schreibung zuſammengestellt werden. Dies Ziel wollte Wilmanns erreichen und kein anderes. Die Feststellungen ſind alſo den Bestrebungen, welche auf eine vernunftgemäsze Umgestaltung unſerer Schreibung abzielen, nicht entgegen. Da eine feststehende Norm für das Bestehende gegeben werden ſollte, um die Willkürlichkeiten in den Schulen zu beſeitigen, wurde bei starken Gegenſätzen im Bestehenden ein Mittelweg verſucht, um möglichst viele zu befriedigen. Da aber anerkannter Maszen dieſer Zustand ſelbst kein befriedigender ist, dauern die Bestrebungen und Verſuche auf dieſem Felde fort, und es ist zu hoffen, dass um ſo eher etwas Brauchbares erreicht wird, je allgemeiner und allſeitiger der Gedankenaustausch bewerkstelligt wird. „Das zu bebauende Feld ist ein überreiches. Möchten der Arbeiter darauf recht viele ſein, die nicht blosz wissen, was not thut, denn das ist eigentlich heut zu Tage nicht mehr ſo schwer, ſondern die auch den Mut und die Entschlossenheit beſitzen, das auszuführen, was ſie als das Richtige erkannt haben.“ Diese Worte Rumpelts gelten auch heute noch.

Es gilt für diese Bestrebungen auch das, was Max Müller (II² 109) schon vor 1864 über die Umgestaltung der englischen Schreibung sagte. „Ich bin weit davon entfernt, die Schwierigkeiten, welche einer Neugestaltung im Wege stehen, zu unterschätzen, gebe mich auch nicht der heiszblütigen Hoffnung hin, sie in den nächsten drei Geschlechtsfolgen (Generationen) durchgeführt und allgemein angenommen zu sehen. Aber von der Wahrheit und Vernunftmäszigkeit der Grundsätze bin ich überzeugt. Und da die uns innewohnende Achtung für Wahrheit und Recht, wenn sie auch zuweilen eingeschläfert und eingeschüchtert ist, zuletzt sich stets als unwiderstehlich erwiesen hat, da sie die Menschen sogar befähigen kann, sich von allem loszureiszen, was sie für das Teuerste und Heiligste halten, seien es nun Korngesetze oder Stuartdynastien, päpstliche Legaten oder Götzenbilder, so bezweifle ich auch nicht, dass die abgebrauchte und verderbte Schreibung einst eben so unaufhaltsam fallen wird wie jene." Da die Schwierigkeiten auf deutschem Gebiete bei weitem nicht so grosz sind wie auf englischem, so ist wohl die zuversichtliche Hoffnung erlaubt, dass bei uns die Schreibung innerhalb eines Menschenalters zur gewünschten Vollkommenheit durchgebildet werden könnte. Ein wesentlicher Fortschritt ist es schon, wenn die Frage nach einer vernünftigen Schreibung in den weitesten Schichten des Volkes in Fluss kommt, wenn allseitig die Erkenntnis sich Bahn bricht, wie thöricht und widersinnig die jetzige Ordnung oder vielmehr — Unordnung ist, dass dieser Überrest aus dem seligen Zopfe der Zeit des guten Gottsched unser doch ganz unwürdig ist. Der jetzige Zustand verderbt die Denkthätigkeit des Kindes schon bei dem ersten schwachen Versuche, sich zu üben auf der Bahn des Wissens und des Lernens. Zopfige Pedanten haben freilich gemeint, weil die Welt doch einmal verflucht sei, müsse auch der Weg der Wissenschaft von vornherein mit Disteln und Dornen bepflanzt sein, damit es schon der zarten Kindesseele zum lebendigen Bewusstsein komme, dass im irdischen Jammerthale doch alles nichtig und eitel sei. Auch dürfte die Schreibung nicht zu pöbelhaft leicht gemacht werden. (O, du potenzierte Dummheit!) Da nun die Menschheit einmal so verderbt und auch gar keine Hoffnung auf Besserung sei, so will uns solche Brüderschaft einreden, es sei am besten, die Hände in den Schosz zu legen und zu warten, bis die Besserung vom Himmel komme. Das sind die Leute, die sich wehren gegen jeden Versuch der Besserung, sei es was es wolle. Sie wollen immer nur bei dem guten Alten bleiben. Doch verzweifeln wir darum nicht. Man muss nur die Menschheit kennen, um zu wissen, dass diese Art durchaus harmlos und unschädlich ist. Diese Leute verkörpern blosz das Beharrungsgesetz oder, wie es mit andern Worten genannt wird, das Trägheitsgesetz. Sie halten immer an dem fest, was sie einmal gewohnt sind, und schwören heilige Eide darauf, dass das, was sie in der Schule gelernt haben, das allein Richtige sei. Nachgedacht haben sie niemals darüber. Wenn darum den jugendlichen Geistesverwandten dieser Leute einmal das richtige Neue

eingeprägt ist, werden diese noch viel nachdrücklicher an dem Neuen und Richtigen hangen als jene an dem hergebrachten alten Zopfe. Es gilt nur, die Massen aufzuklären und in Bewegung zu setzen. In den breiten Schichten des Volkes steckt vielfach bedeutend mehr gesunder Verstand als in manchen auf pedantische Formelweisheit schwörenden Schriftgelehrten, die, trotzdem sie möglichst viel auswendig gelernt von dem, was andere dachten, sagten und schrieben, doch nicht gelernt haben, selbständig zu denken, und so an der Oberfläche des Wissens sind kleben geblieben. Verstand und Gedächtnis und mechanische Fertigkeit sind eben nicht dasselbe. Wenn die Pedanten sich auch noch so sehr bemühen, den Strom aufzuhalten, das Gute bricht sich schliesslich doch von selbst Bahn, es muss nur eben wirklich gut sein.

Mit dem eben gezeigten Masze darf man nun aber nicht auch diejenigen messen, die nichts wissen wollen von solchen Neuerungen, durch die an die Stelle des Alten nichts wesentlich Besseres gesetzt, durch die somit nur unnütze Lasten aufgebürdet werden. Das aber, was den Anspruch des Besseren erheben will, muss erst eine Probe durchmachen, damit es sich als wirklich besser erweisen und bewähren könne. Dass man hierauf nicht genug geachtet und versäumt hat, für solche Proben den geeigneten Spielraum zu schaffen, das scheint mir eins der Hauptversehen bei allen bisherigen Versuchen auf diesem Gebiete. Wie der nötige Spielraum für die Erprobung einer Neuerung gewonnen werden könne, davon später, nachdem das schliessliche Endziel, welches uns bei allen Besserungsbestrebungen vorschweben muss, dargelegt ist. Hier nun noch einiges, um Einwendungen zurückzuweisen, die keiner ernsthaften Widerlegung würdig sind und sich doch so gerne breit machen. Von dem, was allenfalls als ernstlicher Einwand angesehen werden könnte, wird im folgenden Abschnitte noch die Rede sein.

Wolle man vor allem nicht einwenden, die Sache sei unbedeutend. Ein wie groszes Hindernis allein unser Dehnungs-h den Kindern bereitet, wenn sie eben angefangen zu lesen, das zu beobachten hatte ich noch kürzlich Gelegenheit. Es war bedeutend schlimmer, als ich bisher geglaubt hatte. Es kommt den Kindern merkwürdig vor, dass das h bald einen eigenen Laut hat, bald nicht. Sie sind geneigt, dem Zeichen immer einen eigenen Laut zu geben, können dann den richtigen Klang des Wortes nicht treffen und das Wort somit nicht verstehen. Wer sollte ferner Rumpelt nicht beistimmen, der nach Vorführung der jetzt bei der Schreibung der s-Laute herrschenden Regeln klagt (S. 171): „So steht es mit der jetzt hierin herrschenden Ordnung. Und da soll sich ein Ausländer zurechtfinden! Da soll ein schlichter Mann aus dem Volke richtig schreiben lernen! Da soll der jugendliche Geist, dem in unsern Schulen dieser Unsinn eingeprägt wird, logische (= denkerische) Kraft daraus schöpfen!“ Ich glaube, dass die Lehrer an den Elementarschulen uns sämtlich bestätigen würden, dass die Kinder zunächst die Buchstaben ziemlich rasch erlernen, dass aber eine plötzliche Stockung eintritt, sobald

das eigentliche Lesen beginnt. Es kann kaum anders sein. Ich schliesze das, obgleich mir eigene weitere Beobachtungen auf diesem Gebiete mangeln, aus dem thörichten Verfahren bei unserer jetzigen Schreibung. Einesteils hege ich die ganz zuversichtliche Erwartung, dass diejenigen, welche jene Beobachtungen zu machen Gelegenheit hatten, die Richtigkeit meines Schlusses bezeugen werden, anderteils finde ich einen augenscheinlichen Beweis für die Wahrheit meiner Behauptung darin, dass gerade den Elementarschülern jener Länder, die sich der vernunftgemäszesten Schreibung erfreuen, eine besondere Leichtigkeit der Auffassung nachgerühmt wird. Ich las solches in betreff Italiens und Norwegens. Namentlich sollten darum alle Eltern die Besserungsbestrebungen fördern, wenn sie ihren Lieblingen Erleichterungen schaffen wollen. Hier müssen alle diejenigen zunächst den Hebel ansetzen, die die Kinder weniger fest in die Schulbänke eingequetscht wünschen. Wenn wir den Kindern gesundheitwidrige Anstrengungen sparen können bei ihrem ersten Ringen nach Wissen, warum wollen wir uns dagegen sträuben, zumal man auch zum Vorteil aller echten Wissenschaft eine Umgestaltung unserer jetzigen Schrift wünschen muss?

Am allerthörichtesten und geradezu läppisch ist die Einrede, da wir schon so lange mit unserer Schreibung ausgekommen, würde es auch wohl noch weiter gehen. Solches Gerede kann nur ausgehen von einem Mietling der Wissenschaft, der sich niemals die Mühe genommen, sich deren eigentliches Ziel klar zu machen, der da nicht weisz, dass es sich darum handelt, die bisherigen Errungenschaften in der möglich leichtesten und zuverlässigsten Form dem jüngeren Geschlechte zu übermitteln, damit dieses, auf solchem Grunde weiterbauend, höherer Erkenntnis nachgehen könne und so die Welt ihrem schlieszlichen Ziele und Zwecke entgegenführe. Offenbar sind wir von diesem Ziele jetzt noch ziemlich weit entfernt, und alles, was dem Fortschritte dienlich ist, muss verfucht werden. Wenn es keinen anderen Zweck der Wissenschaft gäbe, als dass man sich das bisherige Schrifttum der Menschheit aneigne, soweit es erforderlich ist zum Bestehen der nötigen Examina, die an die vielbegehrte Milchkuh heranführen, dann allerdings können wir mit der bisherigen Schreibweise auskommen. Nach einer vernunftgemäszen Umgestaltung würde jener Weg aber durchaus nicht schwieriger werden. Wenn es auch immerhin Leute dieser Geistesrichtung giebt, so ist ihre Zahl hoffentlich doch nicht all zu grosz, und wenn diese einsehen, dass sie durchschaut sind, werden sie vermutlich sich drücken, um der Welt nicht zu offenbaren, dass sie zu dieser Klasse gehören; sie werden dann ihr Inneres lieber für sich allein behalten. Um diese Art Leute, die sich ihr Urteil durch Sachkenntnis meist nicht trüben lassen, und die um so mehr schreien, je gröszer ihre Unkenntnis in den besprochenen Dingen ist (vgl. Wilmanns S. 28), von vornherein zu warnen, sich am heiszen Brei die Finger nicht verbrennen zu wollen, deshalb ist für gut befunden worden, hier eine Warnungstafel aufzustecken.

Unbedeutend ist die Frage der Rechtschreibung auch deshalb nicht, weil sie mit der jetzt brennenden Schulfrage enge zusammenhängt. Sobald die orthographische (rechtschreiberische) Frage vernunftgemäsz gelöst ist, sind auch die Wege geebnet für eine weitgehende Reform unserer jetzigen Lehrweise der Sprachen auf den Schulen, sodass sich beim jetzigen Kraftaufwande vielfach doppelt so viel erreichen liesze als jetzt erreicht wird.

Ob die weiter unten gemachten Vorschläge nun wirklich empfehlenswert und brauchbar sind, das muss dem Urteil weiterer Kreise anheimgegeben werden. Ich hege die zuversichtliche Hoffnung, in der Hauptsache Zustimmung zu finden; über Nebensachen lässt sich dann weiter reden. An plötzliche grosze, gewaltsame Änderungen ist nicht gedacht, nur das zu erstrebende Ziel ist klargelegt und dann gezeigt, mit welchen Besserungen vorläufig der Anfang gemacht werden kann. Wenn die Grundsätze festgestellt sind, dann sollte auch darauf gedrungen werden, dass sie möglichst bald durchgreifend zur Anwendung kommen. Es stehen dem aber oft alte festeingelebte Gewohnheiten zu mächtig entgegen. Dass wir mit diesen, die sich nicht mir nichts dir nichts aus der Welt schaffen lassen, rechnen, ist eine unerlässliche Bedingung des Erfolges. Die herrschende Schreibung darf nicht all zu stürmisch angetastet werden. Besserungen müssen stufenweise eingeführt werden, sodass das Alte und Neue zeitweilig neben einander auskommen könne. Erst das Nötigste und Einfachste, dann, nachdem sich das eingelebt, das, was durchgreifendere Änderungen in sich schlieszt und einer längeren Erörterung und Vorbereitung bedarf.

Zunächst war die Abhandlung entworfen, um für demnächstige andere Darstellungen als Grundlage zu dienen.[1] Um zu überzeugen und nachhaltig zu wirken, schien es erforderlich für die weitesten Kreise, die Grundsätze einer lauttreuen Schrift klar zu entwickeln und jene mit den Hauptergebnissen der wissenschaftlichen Forschungen auf diesem Gebiete bekannt zu machen. Wären diese Grundlagen allgemein bekannt und anerkannt, so wäre es ermöglicht, (ohne jedesmalige umständliche Erörterungen und Erklärungen) gegebene Laute wenigstens in Fällen, wo solches unumgänglich ist, lauttreu darzustellen; so würde auch bewirkt, dass von allen nach einem möglichst einheitlichen Plane verfahren werden könnte. Da es somit Hauptzweck vorliegender Schrift ist, die allgemeinen Grundbegriffe lautwissenschaftlicher Erkenntnis auch in die weitesten Kreise hineinzutragen, da dieselbe also nicht hauptsächlich für Fachgelehrte bestimmt ist, musste sie, soweit es eben anging, auch recht volkstümlich und allgemein verständlich sein. Auf gemeinverständlichen Ausdruck ist darum besonderes Gewicht gelegt. Ohne Berücksichtigung der einschlägigen

[1] Zunächst beabsichtige ich eine Ergänzung (etwa 10—20%) zu Woeste, Wörterbuch der Westfälischen Mundart. Dann werden vielleicht einige Erörterungen über die lautlichen Verschiedenheiten in den westf. Mundarten anzuschlieszen sein.

wissenschaftlichen Forschung lässt sich aber bei einer derartigen Arbeit nichts Haltbares erreichen; auch glaube ich, manche neue Gesichtspunkte bieten zu können, Betrachtungen, deren Natur es mit sich bringt, dass sie dem Verständnisse des Neulings auf solchem Gebiete Schwierigkeiten entgegenbringen. Man lasse sich dadurch aber nicht abschrecken. Die meisten werden dennoch im Stande sein, einzudringen. Dass dies sofort geschehe, ist nicht erforderlich. Man darf nicht erwarten, derartiges beim ersten flüchtigen Lesen gleich vollkommen zu verstehen. Zur Erfassung der allgemein wichtigeren Hauptsachen ist das aber auch nicht erforderlich. Überflüssig sind die betreffenden Darlegungen darum aber doch nicht. Durch solche muss man aufmerksam darauf gemacht werden, auf was man bei Beobachtungen sein Hauptaugenmerk zu richten hat. Nachdem so das geistige Auge geschärft, wird man zunächst die lebendigen Sprachlaute besser zu sondern und ihre Unterschiede zu würdigen wissen. Sieht man dann die betreffenden Darstellungen später wieder durch, dann wird man sie schon besser verstehen. Ich habe auch in lautwissenschaftlichen Werken anfangs manches nicht voll verstanden. So wird es wohl jedem ergehen. Obgleich das volle Erfassen der gebotenen wissenschaftlichen Abschnitte nicht erforderlich ist zum Verständnis des Übrigen, so waren sie doch zum Teil nicht zu entbehren, weil darin die Begründung mancher Anordnungen enthalten ist. Für Fachgelehrte dürften diese Teile das gröszte Interesse bieten. Es handelte sich nun also darum, sowohl den wissenschaftlich Vorgebildeten als auch den mit Sprachstudien nicht Vertrauten gerecht zu werden. Ich habe dies so zu erreichen gesucht, dass ich mich bemühte, alle Erörterungen, welche stark auf fachwissenschaftliches Gebiet hinübergreifen, abzusondern und teils durch liegende Schrift kenntlich zu machen. Ebenso sind die Abteile gesondert, in denen solches erklärt ist, was als bei sprachlich Gebildeten bekannt gelten kann. Dieses ist durch ein Kreuzchen am Anfang und Ende kenntlich gemacht und der Zusammenhang so eingerichtet, dass es unbeschadet des Sinnes überschlagen werden kann. Meine Darlegungen beruhen nicht auf plötzlichen Einfällen, sondern auf mehrjährigem Nachdenken und eingehender Prüfung einschlägiger Schriften. Nachdem ich bereits früher mich mit den Hauptsachen der Lautwissenschaft bekannt gemacht, namentlich nach Sievers' Phonetik, suchte ich durch längeres aufmerksames Beobachten meines eigenen Sprechens und jeder mir aufstoszenden abweichenden Sprechweise in das Wesen der Laute einzudringen, und verglich diesen meinen Beobachtungsstoff mit den herrschenden Ansichten. Es boten sich mir hier zunächst die an Selbstlauten (Vokalen) so auszerordentlich reichen westfälischen Mundarten. Dann habe ich auch allem, was mir aus entfernteren Gegenden Deutschlands sowie des Auslandes zugänglich wurde, jede mögliche Sorgfalt zugewandt. Auf diesen Beobachtungen fuszend, habe ich dann das Vorliegende ausgearbeitet und erst nach dessen Fertigstellung das ganze einschlägige Schrifttum, welches mir erreichbar war, durchmustert und verglichen. Ich habe mich

dadurch nicht veranlasst gesehen, die Grundzüge meiner Anschauung fallen zu lassen, und wenn auch einige Erweiterungen eingetreten sind, so ist die Abhandlung doch im Wesentlichen geblieben, wie sie vor Durchsicht jener Werke entworfen war.

Besonders freute es mich, meine Ansichten vielfach übereinstimmend zu finden mit den Lehren Trautmann's, dessen höchst belangreiches (interessantes) Buch ich erst ganz zuletzt kennen lernte. Das Buch schien mir auszerordentlich klar, anschaulich und leicht verständlich, wie kein anderes. Ich kann kaum glauben, dies habe darin seinen Grund gehabt, dass ich die andern lautwissenschaftlichen Werke bereits vorher durchgearbeitet hätte. Ich möchte das Buch jedem empfohlen haben. Trautmann's Behandlung der Mitlaute (Konsonanten), namentlich die auszerordentlich sinnreiche Unterscheidung und Bezeichnung der stimmhaften und stimmlosen Mitlaute, hat mir lebhafte Freude bereitet, hat mich überrascht und zur Bewunderung hingerissen.

In der Lehre von den Selbstlauten (Vokalen) dagegen lässt sich meines Erachtens noch Manches bessern und vervollkommnen. Gerade auf dieses Gebiet hatte ich mein Hauptaugenmerk gerichtet, was im Verlaufe der Abhandlung zur Geltung kommen wird. Ich will auch nicht verschweigen, dass mir manches von dem, was Trautmann über anderes als den jetzt thatsächlich vorliegenden Lautbestand vorbringt, anfechtbar scheint. Zur Förderung wissenschaftlicher Erkenntnis schien es mir angebracht, meine Bedenken nicht zu unterdrücken. Zunächst scheint es mir zu stark hervorgehoben, dass die hochdeutsche Schriftsprache obersächsischer Abkunft sei. Es steht doch fest, dass die obersächsische Mundart mit dem Schrifthochdeutsch nicht vollständig gleichwertig ist. Die sächsische Kanzleisprache, welche Luther durch seine einflussreichen Schriften zur Herrschaft brachte, war also schon ein künstliches Erzeugnis. Die § 908 vorgebrachten Gründe würden auch für manche andre Gegenden passen. Ich mochte deshalb von der später vorgebrachten Ansicht über Entstehung des Neuhochdeutschen nicht abgehen. Daraus folgt dann, dass der obersächsische Brauch nicht unbedingt maszgebend sein muss, wenn ihm der überwiegende Brauch der meisten andern Gegenden entgegen ist. Sollten übrigens Trautmanns diesbezügliche Forderungen allgemein Anerkennung finden, meine Grundsätze hindern nicht, ihnen dann nachzugeben. Weitere Auseinandersetzungen verbieten sich hier.

Fragwürdig dünkte mich auch, was von Trautmann über Änderung des hochdeutschen Lautstandes (§ 1125) vorgebracht wird. Sollte sich die überwiegende Zahl der Gebildeten dafür entscheiden, statt Löffel das folgerichtigere „Leffel" u. s. w. zu schreiben und zu sprechen, so wäre nichts dagegen einzuwenden; entscheidet sie sich aber nicht dafür, so ist auch dagegen wenig zu sagen. Doch lassen wir dies.

Für meine Arbeit besonders erwünscht waren mir die Angaben Trautmanns über die Abweichungen, welche sich in der Sprechweise der verschiedenen Gegenden Deutschlands zeigen. Die Natur der Sache

bringt es jedoch mit ſich, dass in jenen Angaben noch manche Ungenauigkeiten und auch Unrichtigkeiten obwalten. Von den einschlägigen Arbeiten, welche ſonst noch benutzt ſind, ist vor diesem Abschnitte ein Verzeichnis aufgestellt worden. Besonders hervorzuheben ſind die Arbeiten R. von Raumers.

Gestützt auf ſolche Vorarbeiten müssen wir es erreichen können, wenn auch nicht mit Einem Schlage, ſo doch allmählich und in nicht all zu ferner Zeit, „unſere Schreibweiſe endlich einmal genau einzurichten nach dem phonetischen Prinzip (lauttreuen Grundſatze), dessen höchstes Ziel es ist, Aussprache und Schreibung in genauste Übereinstimmung zu bringen und die Schrift auf Grundlage der natürlichen Lautverhältnisse zu regeln. Die Anerkennung dieſes Prinzipes und das bewusste Streben, es immer reiner in der Schreibung unſerer Sprache zu verwirklichen, hat uns als Hauptſache zu gelten. Ich pflichte vollkommen dem Satze R. v. Raumers bei, dass auch eine minder gute Orthographie, wofern nur ganz Deutschland darin übereinstimmt, einer vollkommeneren vorzuziehen ist, wenn dieſe vollkommenere auf einen Teil Deutschlands beschränkt bleibt und dadurch eine keineswegs gleichgültige Spaltung hervorruft. Aber ſollte wirklich dieſe Übereinstimmung nur dadurch erkauft werden können, dass man ſich einfach der bisherigen Schreibung unterordnet und lediglich da, wo der Gebrauch bereits schwankt, das phonetische Prinzip zur Geltung bringt? Mit andern Worten: Darf man den Fortschritt auf dieſem Felde lediglich der stillen Gewalt der Zeit und der wachsenden Erkenntnis der Vielen überlassen? Ich fürchte, dann wird unſer Ziel in ſehr weite Ferne rücken, wo nicht völlig entrückt werden. Alle Achtung vor der ſiegenden inneren Macht der Wahrheit und ihrem Einflusse auf das Thun der Menschen, nur verlange man nicht zu viel von ihr. Der Instinkt der Massen ahnt wohl im allgemeinen die Richtung, aber er kennt nicht die Wege. Dieſe letzteren den Unkundigen zu zeigen, den Schwachen zu bahnen, auf ihnen die Gleichgültigen mit fortzureiszen, dazu hat es von je her der Führer bedurft. Und dieſe Führer ſind in dem hier vorliegenden Falle die Männer der Wissenschaft. Wäre es zu viel verlangt, dass dieſe gegenüber den Hauptgebrechen unſerer Schrift die Fahne des phonetischen Prinzips erhüben, unbekümmert darum, ob ihnen Zehn oder Hundert oder Taſende folgen? Die nazionale Einheit der deutschen Schreibung kann heut zu Tage dadurch nicht mehr gefährdet werden. Es schreiben gegenwärtig viele Taſende gewisse Wörter ohne h, die noch vor wenig Jahrzehnten allgemein mit dieſem Zeichen geschrieben wurden und von Millionen es noch heute werden. Natürlich spiegelt ſich dieſes Verhältnis auch in den Drucken ab, aber es scheint durchaus nicht, dass Deutschland dadurch irgend wie landschaftlich zerklüftet werde. Es ſind vielmehr in allen Landstrichen die Denkenden und Energischen, welche in dieſer Beziehung vorangehen, und die Andern kommen allmählich nach. Hier ist der Ort, wo ſich das Vertrauen auf die Macht der Wahrheit und der Zeit bewähren wird. Die Ersten, welche

jene Weglassung unternahmen, standen freilich sehr einsam da, es wird ihnen gegenüber an Achselzuckern nicht gefehlt haben; das muss sich jeder gefallen lassen, der Neues beginnt. Alles Leben entwindet sich nur unter Kampf und Schmerz dem Schosze des Nichts, die Überwindung dieser Hemmnisse ist der erste Prüfstein der Lebensfähigkeit; sie dürfen niemanden schrecken. Als im 16. Jahrhunderte Männer wie Leonardo Salviati es unternahmen, ihre italienische Muttersprache, welche damals noch überwiegend etymologisch geschrieben wurde, in die Bahnen der Phonetik zu leiten, als sie statt apto (aus lat. aptus), decto (aus lat. dictus) das wirklich gesprochene atto, detto zu schreiben wagten, war das etwa weniger kühn, als wenn wir uns entschlössen, die Zischlaute zu regeln, oder gewisse einfache Laute durch einfache Zeichen zu geben? Lag in dem langgestreckten, durch politische und soziale Gegensätze tief zerrütteten Italien die Gefahr einer orthographischen Spaltung etwa ferner als bei uns? Wir meinen das entschiedene Gegenteil, und gleichwohl fand diese Spaltung nicht statt, sondern das Vernünftige siegte über das Herkömmliche, und gegenwärtig erfreuen sich die Italiener unter allen Nazionen der Erde der am meisten phonetischen, ja, bis auf einige Punkte einer phonetisch vollkommenen Orthographie. „Und was ihnen möglich war, das sollte uns Deutschen nicht möglich sein?“[1] Das wollen wir doch hoffen. So geh denn hin, mein Büchlein, und hilf kämpfen für Wahrheit, Vernunft und Wissenschaft.

---

[1] Diese Worte Rumpelt's (S. 198—200) waren mir aus der Seele gesprochen, und ich möchte sie hier zu den meinigen machen.

II. Thorheiten unſerer Schreibung und Würdigung des Verſuches einer Schriftverbeſſerung.

Die Massen unſeres Volkes fortzureiszen und ſie zu begeistern für eine vernunftgemäsze, lauttreue Schreibung unſerer deutschen Muttersprache, giebt es nichts Geeigneteres als eine überſichtliche Zuſammenstellung der Thorheiten des jetzigen Zustandes und einen klaren Hinweis auf die aus der Verbesserung zu erwartenden Vorteile. Der nächste und allgemeinste Vorteil würde darin bestehen, dass in den Elementarschulen wohl die Zeit von zwei vollen Jahren ausgewonnen würde durch den Ausfall der Stunden, die jetzt auf das Drillen im richtigen Leſen und Schreiben verwendet werden müssen. Dieſe Zeit könnte füglich zu etwas Besserem verwendet werden. Zudem würde auch den Kindern die Lust am Lernen nicht ſo verleidet werden, wie es jetzt vielfach der Fall ist, denn Vernünftiges und Folgerichtiges lernt ſich viel leichter und angenehmer als Willkürliches und ſolches, das des Verstandes baar. Wem ſollte dies allein nicht schon hinreichend scheinen, eine Änderung der Schrift voll und ganz zu rechtfertigen? Als ein nicht zu unterschätzender Vorteil würde ſich aber auch das ergeben, dass Kinder, welche ſich des Hochdeutschen nicht als Muttersprache bedienen, dasſelbe in der Schule viel leichter, rascher und besser lernten. Auch die jetzt das öffentliche Interesse ſo ſehr erregende Frage nach dem Lehrplane der höheren Schulen würde einer leichteren Löſung entgegengeführt dadurch, dass 1. viele Zeit, die jetzt damit vergeudet wird, den Kindern die regelwidrigen Abſonderlichkeiten einzuprägen, zur Erlernung realen Wissens verwendet werden könnte, 2. würde uns die Erlernung der in den Schulen betriebenen fremden Sprachen bedeutend erleichtert werden, wenn die Grundſätze der deutschen Schreibung mit den in jenen Sprachen geltenden Grundſätzen nicht mehr in ſo grellem Widerſpruche ständen, ſondern mit denſelben in Einklang gebracht wären. Die meisten unſerer Nachbaren haben uns durch Einführung einer vernunftgemäszen Schreibung weit überholt. Die Holländer; die Dänen, Norweger, die Schweden ſind uns voraus, die Italiener nicht zu vergessen; die in Österreich wohnenden Slaven haben uns meist durch ihre neue, auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaute Schreibung ganz in den Schatten gestellt, und trotzdem

wir vielfach glauben, den Franzoſen voraus zu ſein in Genauigkeit der Schrift, iſt es doch ganz entſchieden umgekehrt der Fall. Die alberne Meinung konnte nur bei ſolchen aufkommen, die die franzöſiſche Ausſprache nicht genau kannten, und trotzdem bietet doch auch die franzöſiſche Schreibung ſo viele Mängel.

Die Gründe, welche gegen eine Änderung unſerer Schreibweiſe ins Feld geführt werden und einigermaszen ernst genommen werden können, laſſen ſich leicht widerlegen. Sie fallen von ſelbſt, **ſobald nur ein einfaches, leicht zu verſtehendes und leicht zu behaltendes, ſachgemäszes Lautdarſtellungsgebäude hergeſtellt wäre.** Es iſt allerdings wahr, dass die bisher übliche phonetiſche Schreibung in einigen Beziehungen für den allgemeinen Gebrauch auch ihre Mängel hat, ſodass ſie wohl nicht volkstümlich werden dürfte, wennſchon ſie ein viel treueres und verſtändlicheres Lautbild giebt als unſere gewöhnliche Schreibung. Um bei vernunftgemäszer Darſtellung unſerer Sprache den richtigen, volkstümlichen Weg zu finden, müſſen wir alle in Betracht kommenden Umſtände genau
A in Erwägung ziehen. Da iſt nun zunächſt zu bemerken, dass eine ganz genaue phonetiſche Schreibung, welche alle feinen Abſtufungen der Laute auch im Schriftbilde wiedergeben ſollte, für den gewöhnlichen, alltäglichen Gebrauch viel zu umſtändlich würde, weil je nach dem Zuſammentreffen mit umgebenden Lauten die Ausſprache der Wörter mannigfachen Wandlungen unterworfen iſt, Wandlungen, die ſich nur von Fall zu Fall beſtimmen laſſen. So ſpricht man z. B. den Satz: „Jetzt ſpielen wir; ich und du und ihr beide; das nimmſt du, und er nimmt das“ etwa folgender Maszen[1]: „jetsſpílnwr; ichuntûuntírbaide; dasnimstu, untérnimtas“. Je nachdem die hier verändert erſcheinenden Wörter in anderm Zuſammenhange auftreten, kann die Veränderung wegfallen oder anders erſcheinen. Um nun kein all zu verſchiedenes Schriftbild für ein und dasſelbe Wort zu erhalten, müſſen wir uns in dieſer Hinſicht beſchränken und bei der bisher hier ſtillſchweigend ſchon geltenden Regel bleiben: 1. Jedes Wort wird ſtets mit den Lauten geſchrieben, welche hörbar ſind, wenn das Wort für ſich allein ausgeſprochen wird. 2. Wo alsdann über die Natur einzelner Laute Zweifel bleiben, da richtet man ſich nach den verwandten Formen, in denen die Natur des betreffenden Lautes erkennbar wird — und nach dem Hergebrachten.[2] — Es iſt aber unerträglich, wenn dieſe Regel dahin ausgedehnt wird, dass ganz gleiche Lautgebilde in der Schrift ein durch und durch verſchiedenes Ausſehen erhalten. So haben beiſpielsweiſe bei unſerer jetzigen Schreibung die Zeichen „lt“ und „llt“ in „Geſtalt, geſtellt, Welt“ einen ganz und gar

[1] Eine beſſere Darſtellung des wirklich Geſprochenen lieſz ſich hier vorläufig noch nicht geben. Nach den ſpäter in der Abhandlung aufgeſtellten Grundſätzen und Vorſchlägen würde ſich ein entſprechenderes Lautbild herſtellen laſſen.

[2] Für wiſſenſchaftliche Zwecke, welche eine genauere Feſtlegung des Lautbildes wünſchenswert erſcheinen laſſen, hätte die genauere Schreibung **daneben** zu treten, **aber jene muss als Grundlage bleiben.**

gleichen Klang, und die beiden ersten Wörter haben auch ganz gleiche Ableitung. Da muss doch wohl ein falscher Grundſatz der Schreibung vorliegen, der abzustellen wäre. Was hier von dem bisherigen Brauche festzuhalten wäre, das ist wohl die Regel, „bei auslautendem Mitlaute richtet man ſich darnach, welcher Laut in der Verlängerung vor einem Selbstlaute erscheint.“ Es empfähle ſich wohl, dieſe Regel nur auf auslautende Verschlusslaute (b: p, d: t, g: k) anzuwenden. Alſo: Weib: Weibes; Steppdecke: steppen — Tod: Todes; tot: tote — Steg: Steges; Pack: packen.

Wenn wir die Grundregeln unſerer jetzigen Schreibung kurz zuſammenstellen, ſo springen die Mängel grell in die Augen. Dieſe Regeln ſind:

1. Bei Silben mit kurzem Selbstlaut wird ein folgendes Mitlautzeichen doppelt geschrieben, wenn nicht ein anderer Mitlaut unmittelbar folgt — mitunter jedoch auch dann. Alſo:

Wall	Fell	voll	rinnen	Kinn
Wald	Feld	Volk	Rind	
wallt	fällt	rollt	rinnt.	

2. Ist der Selbstlaut einer Silbe lang, so darf der folgende Mitlaut nicht doppelt geschrieben werden — auszer etwa ss, welches ein hartes s bedeutet — die Länge aber wird bald bezeichnet, bald nicht bezeichnet nach allerhand willkürlichen Umständen, welche fleiszig zu lernen ſind.

3. In kleinen unbetonten Wörtern bleibt Länge und Kürze gleichmäszig unbezeichnet. Auch dann, wenn die betreffenden Wörter durch die Betonung eine weſentlich andere Aussprache und Bedeutung erhalten, richtet man ſich in der Schreibweiſe nach der Form, welche im Gebrauch die gewöhnliche ist. Beispiel: der Mann (vir): dér Mann (= jener Mann). Die Entscheidung, welche Wörter zu dieſer dritten Gruppe zu rechnen ſeien, ist oft nicht ſo leicht. Das Urteil muss dann eben nach Willkür gesprochen werden. Dass namentlich die beiden ersten Regeln aller Denkrichtigkeit Hohn sprechen, liegt auf der Hand, denn 1. manche Wörter haben kurzen Selbstlaut, ohne dass die Kürze bezeichnet wäre, während andere, auf ähnliche Weiſe geschriebene, einen langen Laut aufweiſen: hart: Art; Bruch: Bruch (fractura, terra uliginosa). 2. Wenn der Selbstlaut einer Silbe lang ist, ſo kann die Länge entweder bezeichnet ſein, oder ſie ist es nicht. Im ersteren Falle ist ohne erſichtlichen Grund das Bezeichnungsmittel wieder ganz verschieden: **a)** Der Selbstlaut wird verdoppelt. Moor, Meer, Saal. **b)** Langes i wird meist durch ie bezeichnet, aber doch nicht immer, namentlich dann nicht, wenn ein Wort nachweisbar aus einer fremden Sprache stammt. lieb, Igel, Bibel, Fieber, Fiber, Maschine — ihm. **c)** Sonst wird die Länge häufig durch ein Dehnungs-h bezeichnet. Dies h steht bald vor, bald hinter, bald ganz getrennt von dem als lang zu bezeichnenden Laute. Das Einzelne ist hübsch zu lernen und durch ausdauernde Übung einzuprägen. **ca)** h dient hinter i als Dehnungszeichen nur in ihm, ihr, ihn und entsprechenden

Formen. Es steht neben e als Dehnungszeichen in stiehlt usw. **cb)** h steht hinter andern langen Selbstlauten gewöhnlich dann, wenn r, l, m, n folgen. Da seine Setzung hier wieder nicht allgemein ist, muss man sich die Einzelheiten aller in Betracht kommenden Wörter fein säuberlich merken und einprägen. **cc)** Wenn die langen Silben mit einem t beginnen, so wird auch — meist — ein Dehnungs-h gesetzt, aber nicht nach dem betreffenden Selbstlaute, sondern es wird zopfiger Weise zum t herangezogen und vor den gedehnten Selbstlaut gesetzt, all die Weil und was Maszen es auch in andern Sprachen, wie im Englischen, ein th giebt, und weil auch im Altdeutschen — freilich in ganz andern Wörtern, was kümmert das grosze Seelen — ein th erscheint. Was andere Völker haben, das müssen wir natürlich auch haben, wenn's auch passt wie die Faust aufs Auge, oder sagen wir lieber, wie die Mistgabel auf den Fleischteller. Es ist auch so schön, dass einige Wörter, die im Griechischen ϑ, d. i. th, haben, auch im Deutschen th erhalten. θύρα = Thür. Da *v* in θύρα kurz ist, können wir auch ruhig schreiben: Thurm und Wirth. Es soll uns hier das h bei Leibe nicht hindern, das u und i dieser beiden Wörter kurz zu sprechen, weil ja sonst keine Ausnahmen vorhanden wären. Ausnahmen bestätigen die Regel. Es ist ein Jammer, dass einige prosaische, unpoëtische Leute das th beseitigen wollen. Diesen hat die unglückliche preuszische Schulorthographie teilweise schon nachgegeben, das th hat schon Einbusze erlitten, wehe, wehe! Wohin wird das führen!

Weinet, ihr Himmelsgeister, weinet alle,
Und ihr alle, denen ein Herz im Busen.
Ach, der Sperling meines Mädchens, tot ist
Er, er ist ja tot, ach, der gute Sperling,
Meines Mädchens Freude, der gute Sperling. — —
Ach, der zieht nun dahin des Todes dunkle
Bahn, dorthin, von wo, so sagt man, keiner
Je zurückkehrt. Aber warte, du böser
Tod, der du da verschlingest alles Gut' und Schöne,
Einen so lieben Sperling mir zu nehmen!
Ach, wie schändlich! ach ach, der arme Sperling!

Katull 3.

Ja es ist wahr, ach und weh, das h, der arme Spatz, er ist hin. Ach es wär zu schön gewesen! Theil, Thier, Muth, Rath, Wirth sah viel schöner und voller aus wie die jetzigen kahlen Formen, die jeder Einfaltspinsel gleich richtig schreiben kann. Leider immer kahler und kälter und schmucklofer wird die Welt. Und das will sich Aufklärung nennen! Das Küchlein will immer klüger sein als die Henne, der Rat der guten Alten wird verlassen und den Göttern, welche die Stadt anerkennt, soll das Opfer entzogen werden! Wehe, wehe, dreimal wehe! Wie niedlich war doch das h hinter dem t! Es erinnerte so lieblich an

den vor mehr als hundert Jahren auf dem Hinterhaupte getragenen Zopf; und nun soll es fort. Wie hübsch sah es aus! Und die jetzige Kahlheit — wie ein vollmondiger Glatzkopf erscheint sie dem thränenumflorten Blicke. O, dass die Welt es doch erkennte, was ihr zum Frieden dient, und dass sie die guten alten Zeiten nicht mehr so leichtsinnig dahinschwinden liesze! Ein tausendfaches Wehe über die unbesonnenen Stürmer, denen nichts heilig ist; möge der Satan sie holen!

So, da hätten wir den besonnenen Gegnern aller Neuerung gezeigt, in welcher Form sie ihren Unmut am besten zum Ausdruck bringen können. Fahren wir jetzt fort, die Vorzüge des jetzigen Verfahrens weiter zu betrachten. Damit die Verwirrung noch gröszer werde, kommt zum Obigen noch hinzu, dass h mitunter zum Stamme gehören muss und nicht als Dehnungszeichen betrachtet wird. Es soll dann selbständigen Lautwert haben und vor dem t stehen. Geht, sieht, Fehde, Draht. Ob's wahr ist? Das bunte Bild, welches bei diesen Grundsätzen herauskommt, müssen wir durch kurze Zusammenstellung verschiedener Wörter und Schreibungen noch etwas anschaulicher machen. **a)** Kurze Selbstlaute. Lamm, Lampe, Arzt, Bann, Band, hart, harrt, wann, Wand, Wall, Wald, wallt, Salz, Netz, (Wirth, Thurm) herrschen, Tasche, Sache, Bruch. **b)** Lange Selbstlaute. Bart, Art, zart, wahrt, wert (werth), Wut, That, ihm, bieder, dir, Igel, Bibel, Fibel, Fieber, Fiber, nahm, kam, schön, schont, lohnt, klar, Qual, Hohn, Lehre, Leere, Mohr, Moor, Flur, Schwert, Linie, stiehlt, brach, Bruch.

Ein wirklich buntes Durcheinander. Kaum einem tiefsinnigen Gelehrten dürfte es gelingen, wenn er die zugrunde liegenden sonderbaren Regeln nicht kennte, sie durch Beobachtung des Schriftgebrauches zu entdecken. Und so etwas sollen unsere Kinder in den Schulen lernen! Und manchmal werden ihnen die leitenden Regeln nicht einmal klar gemacht. Sie sollen selbe dann selbst entdecken, und dabei sollen sie richtig schreiben lernen!

Da diese paar Regeln noch nicht genug Stoff liefern, an dem man das Gedächtnis unserer Kleinen üben könnte, muss man, wennschon die Laute gleich sind, brav unterscheiden zwischen v = f, v = w, w (viele Konservative wollen) — v, f, ph — c, z, ti — chs, x = ks — k, q, c, — und damit wir auch den Polen, über deren Schreibung man sich gern lustig macht, nicht nachstehen in der Zusammenstellung von Buchstaben, die einen einfachen Laut bezeichnen, schreiben wir ch und sch. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, wollen wir dabei nicht unerwähnt lassen, dass, abgesehen von den vielen unschönen Mitlauterhäufungen, welche einen einfachen Laut bezeichnen, die polnische Schreibung doch unendlich vollkommener und lauttreuer ist als unser geliebter deutscher Zopf, diese Erbsünde traurigen Angedenkens. Wir sind doch bessere Menschen. Dort schreibt man wenigstens gleiche Lautgebilde immer auf gleiche Weise. Wären wir mit den Zopfigkeiten, die das Gedächtnis unnütz belasten, und deren Einübung für andere notwendigere Lehrgegenstände

die Zeit wegfriſst, nicht aufgewachsen, ſie würden uns ganz ungeheuerlich vorkommen. Wie unvollkommen dieſe Grundſätze ſind, des wird man recht inne, wenn man betrachtet, in welche Verlegenheit man gerät, wenn man mit dieſem Schriftsystem die dem Hochdeutschen doch recht nahe stehenden Mundarten darstellen will. Schon allein um uns die Möglichkeit zu schaffen, deren Laute in etwa ſach- und lautgemäsz bezeichnen zu können, müssten wir auf eine Änderung unſerer kümmerlichen Schreibweiſe dringen.

Viele ſagen nun, „dass unſere Schreibweiſe höchst mangelhaft und unvollkommen ist, bestreiten wir nicht, aber ſo lange kein weſentlich besseres und folgerichtigeres Gebäude aufgestellt, ſo lange kein gründlicher Wandel geschaffen, halten wir am Alten fest.“ Die neue Schulorthographie wollen ſie nicht annehmen, weil die Vorschriften derſelben um nichts folgerichtiger ſeien als die alten. Dieſer Einwand lässt ſich wohl hören; aber wer die kleinen in dieſer Schreibung gebotenen Besserungen annimmt, hilft doch den Boden für eine gründliche Besserung vorbereiten, indem er hilft, das starre Festhalten an den alten Thorheiten zu durchbrechen und die Scheu vor dem Wandel zu beſeitigen. Manche Leute fürchten den wie die Buben das Waschwasser; deshalb ist es gut, wenn man ſie mitunter nur tüchtig nass macht, damit ſie einſehen, dass ſie davon nicht sterben. Je mehr die Frage in Fluss kommt, je mehr die breiten Massen zum Nachdenken angeregt werden, dass ſie einſehen, welche Vorteile gerade ihnen erwachsen, desto eher wird gründlicher Wandel geschaffen. Wenn auf ältere Herren die Rückſicht genommen wird, ſo vorzugehen, dass ſie nicht genötigt ſeien, ſich die Neuerungen anzuquälen, wenn dieſerhalb stets Bedacht darauf genommen wird, mit den Änderungen ſo vorzugehen, dass das Alte und Neue zeitweilig neben einander bestehen kann, ſo ſollen ſie nicht die jüngere Welt, wenn dieſe Änderungen huldigt, gleich verketzern wollen. Dieſer gehört doch die Zukunft. Sodann giebt es auch noch eine andere Art von Liebhabern und Verteidigern der hergebrachten Schreibung. Sie ſagen, „da es doch nicht möglich ſei, ganz genau nach den gehörten Lauten zu schreiben, komme es auf eine Hand voll Unregelmäszigkeiten mehr oder weniger auch nicht an. Da die Sprache steten Veränderungen und Schwankungen unterworfen ſei, ſei es löblich, wenn wir dieſe Veränderungen in der schriftlichen Darstellung möglichst verdeckten, damit das geschriebene Wort keinen Schwankungen unterliege. Was die Fremdwörter anbelangt, ſo ſei es ſehr nützlich, dass dieſelben ſo geschrieben würden, wie in den Sprachen, aus denen ſie stammten, weil dann die Fremdländer unſere Sprache besser verständen.“ Dass in der fremden Sprache oft weſentlich andere Grundſätze der Schreibung herrschen, darauf kommt es dann nicht an. In Maschine, aus franz. machine, stellen wir den sch-Laut nicht durch ch dar, nach franzöſischer Weiſe, das i aber bleibt hübsch vor dem Zuſatze eines e bewahrt, trotzdem es lang ist. Das Wort hat ja im Franzöſischen auch kein ie. Aber warum hat

man ihm denn nur das s zum ch aufgebürdet? das steht doch im Französischen auch nicht da. In Chaussee lassen wir das Ch stehen — wenn wir's auch grosz schreiben — und sprechen doch sch, ebenso au als o. Warum schreibt man das Wort nicht auch nach französischer Manier klein? Das wäre doch folgerichtig. Ich erinnere mich noch recht gut, dass es mir mein Lehrer in der Elementarschule durchgehen liesz, als ich das Wort Chaussee ganz nach deutscher Aussprache der Buchstaben las. Ich zerbrach mir den Kopf darüber, was das doch bedeuten möchte. Hätte ich gesprochen „Schossee", dann würde ich alles sofort verstanden haben. So wird also durch diese fremde Schreibung allen Einheimischen, die die fremde Sprache nicht kennen, — und sie bilden doch die grosze Mehrzahl — das Verständnis ungeheuer erschwert. Den Ausländern zu Liebe wollen wir den Inländern die eigene Sprache unverständlich machen. Es besteht dabei aber noch das Missliche, dass die Fremdwörter oft einen von der Bedeutung in der Ursprache ganz abweichenden Sinn aufweisen. Und wie sehr wird erst jedem Ausländer, der die Sprache nicht kennt, aus der ein Fremdwort entnommen ist, das Verständnis erschwert, zumal Fremdwörter in den Wörterbüchern meist keinen Platz finden! Um auf den ersten Teil der Einwendung einzugehen, müssen wir bemerken, dass die so Sprechenden eben so thöricht urteilen wie diejenigen, welche sagen wollten, „weil in der Welt doch keine Vollkommenheit möglich sei — was unzweifelhaft richtig ist —, so könnten wir ruhig allen Schlechtigkeiten freien Lauf lassen, weil sonst nur noch mehr Krakeel in der Welt sei; wenn kein Gesetz da wäre, dann gäbe es auch keine Übertretung des Gesetzes; eine ordnende, regierende Leitung des Gesellschaftswesens sei nicht nötig." Wer sieht die Widersinnigkeit solcher Begründung nicht ein? Im sonstigen Leben gelten solche Grundsätze für unhaltbar, aber auf dem Gebiete des Schriftwesens sollen sie zulässig sein. Zumal der Sprachforscher ist wenig davon erbaut, dass er oft aus dem Schriftbilde früherer Zeiten auch nicht annähernd den richtigen Laut erschlieszen kann, dass er den allmählichen lautlichen Wandel einer Sprache nicht verfolgen kann, dass ihm vielmehr plötzlich neue Formen, neue Sprachen entgegentreten, zu deren Erklärung ihm die Mittel fehlen. Der Wandel einer Sprache ist nicht ein so sprungweiser, dass ihm die Schreibung nicht ohne alle Mühe sollte folgen können.

Wenn man sodann zur Entschuldigung der Thorheiten unserer Schreibweise anführt, dass die doch sonst so praktischen Engländer einer noch viel unregelmäszigeren Schreibweise sich erfreuten, so kann das für uns nicht maszgebend sein. Wie schon die oben angeführte Stelle von Max Müller zeigt, sind die Reformbestrebungen in England nicht minder an der Tagesordnung als bei uns. Die Schwierigkeiten, eine lauttreue Schrift durchzuführen, sind freilich für's Englische noch gröszer als für's Deutsche, zumal dort so ungeheuer viele Wörter bei verschiedener Bedeutung gleichen Laut aufweisen. Und obgleich nun die Sache für's Deutsche leichter sein muss, ist auch für dieses noch nicht einmal ein so

tadelloſer Entwurf der Lautdarſtellung zu Stande gekommen, dass er ſich zum allgemeinen Gebrauche geeignet hätte. Aber alles Menschliche will durch Erproben und Fortbilden zur Vollendung und Vollkommenheit gebracht ſein. Man beruft ſich mit ſelbstzufriedener Erhabenheit auch auf einen andern Umstand, um den alten Schlendrian zu verteidigen. „Wenn ein Bedürfnis vorhanden wäre, unſere Schrift umzugestalten“, ſagen mit gewichtiger Miene einige gelehrte Leute, „dann wäre wohl die von den Gebrüdern Grimm gebrauchte Lautschreibung allgemein durchgedrungen. Das ſeien doch ganz andere Leute geweſen als wir kleinen Nachgebornen.“ Solches ist die echte Weisheit mechanischer Mittelmäszigkeit, die da, ohne zu prüfen, schwört auf die Worte des Meisters. Die Gebrüder Grimm waren wirklich klüger als dieſe Sorte Leute meinen. Sie wussten, dass grosze Umwandlungen ſich nicht plötzlich bis in die weitesten Schichten des Volkes durchführen lassen, dass dieſelben Zeit haben wollen. Alle unſere neueren Besserungsbestrebungen gehen ja doch eben auf die Gebrüder Grimm zurück. Wenn jene Leute das noch nicht wissen ſollten, dann mögen ſie es ſich geſagt ſein lassen. Es ist wirklich ſo. Wollten dieſe Weiſen ſich doch einmal mit dem vertraut machen, was Wilmanns in ſeinem Kommentar darüber ſagt. Einmal ſind die Grundſätze Grimm's, ſoweit ſie berechtigt waren, durchaus noch in Geltung und dringen immer weiter durch, anderſeits finden wir, wenn wir nur zuſehen wollen, dass der betreffenden Darstellung für den allgemeinen Gebrauch ein Mangel anhaftet, abgeſehen davon, dass Grimm durch Einmischung von Strebungen, die mit der Lautdarstellung an ſich nichts zu thun haben, die Sache bedeutend erschwert und geschädigt hat. Der Mangel besteht darin, dass 1. der Drucker für jeden langen Selbstlaut eine beſondere Type haben muss, dass man 2. beim Schreiben, um die Längezeichen zu ſetzen, hinter jedem der betreffenden Zeichen abſetzen, andernfalls stets das ausgeschriebene Wort, um die Längezeichen nachzuholen, nochmal überfliegen müsste. Zudem stellt ſich im Druck noch derſelbe Übelstand ein, welcher der Anwendung von Umlautstrichelchen bei groszen Buchstaben hinderlich ist, wovon später. Dem Mangel liesze ſich leicht abhelfen durch allgemeine Anwendung eines einfachen, in die Linie zu stellenden Längezeichens. Ein ſolches wird unten aufgestellt.

III. Grundſätze einer lauttreuen Schreibung.

Da die Berechtigung des Verſuches, unſere Schrift vernunftgemäszer zu gestalten, hinlänglich erwieſen ist, wollen wir daran gehen, einige Vorschläge zu machen; wir beginnen mit der Darlegung der allgemeinen Grundſätze, nach denen zu verfahren wäre.

Wir ſondern zunächst ſo: I. Alles, was an innerem Widerspruche leidet, muss unbedingt geändert werden; es handelt

ſich nur darum, wie es besser gemacht werden ſoll, und wie die Änderung allſeitig durchgeführt werden könne. **II.** Was eine Änderung wünschenswert erscheinen lässt, aber nicht unter I. fällt, wird als offene Frage hingestellt, und die Entscheidung wird weiterer Erörterung überlassen. Hierher könnten wir etwa die Frage rechnen, ob die Dingwörter mit groszen Anfangsbuchstaben ſollen geschrieben werden oder nicht. **III.** Als letztes Endziel halten wir im Auge, das zu erreichen, was für eine zum alltäglichen Gebrauche bestimmte Schrift als Vollkommenstes brauchbar scheint; aber dabei haben wir darauf zu ſehen, was vorläufig erreichbar, denn wir haben mit dem Bestehenden zu rechnen. Es muss zunächst das durchgeführt werden, was ſich aus dem jetzigen Bestande ohne umständliche Regeln entwickeln lässt — oder was geändert werden kann, ohne andere Verhältnisse in Mitleidenschaft zu ziehen.

Zunächst ist die Frage zu entscheiden, welche Schriftart wir wählen ſollen, Fraktur (Eckenschrift) oder Antiqua (Rundschrift), da dies bei der Wahl von etwa neu aufzustellenden Zeichen von Einfluss ist. Da sprechen nun für die Antiqua, oder ſogenannte lateinische Schrift, verschiedene Gründe.

1. Dieſe Schriftzeichen ſind bei allen Kulturvölkern bereits die herrschenden geworden, auszer bei den Deutschen und — den Russen. Es wäre passend, dass wir Laute, die dem Deutschen und den Sprachen jener Kulturvölker gemeinſam ſind, durch dieſelben Zeichen darstellten, wie die grosze Mehrzahl es thut. Das würde auch die Erlernung jener Sprachen fördern, dem Fremdländer das Leſen des Deutschen erleichtern und für den Verkehr manche Vorteile mit ſich bringen. Wir müssen ja doch dem Rechnung tragen, dass unſere Zeit im Zeichen des Verkehrs steht. Da der Verkehr zwischen den verschiedenen Völkern immer gröszere Ausdehnung annimmt, wäre dieſe Annäherung an jene Völker in der Schrift durchaus nicht unweſentlich. Die Post fordert darum ja schon heute, dass die Adressen der ins Ausland gehenden Briefe mit ſogenannten lateinischen Schriftzeichen geschrieben werden — auch in wissenschaftlichen Werken werden dieſelben aus gleichen Gründen längst fast ausschlieszlich gebraucht.

2. Dieſe Schrift wird allgemein für schöner, leſerlicher und dem Auge zuträglicher angeſehen.[1]

3. Dieſe Schrift ist inſofern vollkommener, als in ihr für den Druck zwei Gattungen von Buchstaben ausgebildet ſind,

[1] Dies schrieb ich bereits vor anderthalb Jahren. Inzwischen ist nun ein kleines Schriftchen von M. Linhoff erschienen, welches dieſen Gegenstand für ſich behandelt. Diejenigen, welche noch Bedenken tragen ſollten, weiſe ich auf ſelbiges hin.

liegende und stehende, die in den Formenverhältnissen gleich und nur durch die Stellung verschieden sind. Darum kann man im Druck mit dieser Schrift leichter Verschiedenheiten andeuten. Als Zierschrift findet ja auch die sogenannte gotische Schrift daneben noch Verwendung.

Wir können das Festhalten an der bisher üblichen Frakturschrift nicht einmal damit rechtfertigen, dass wir sagen, es wäre ein Festhalten am Nazionalen, an der an sich deutschen Schrift, da bekanntlich beide Schriftarten desselben Ursprungs, beide aus der älteren lateinischen Schrift hervorgegangen sind. Für die mit der Sache weniger Vertrauten mag erwähnt sein, dass die sogenannte deutsche Schrift sich entwickelt hat aus der Buchstabenform, welche zur Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst in allen Kulturländern Europas herrschte. Da diese Schriftzüge mehr aus gebrochenen, geknickten Linien bestehen als die der andern Art, erhielten sie bei den Buchdruckern ganz sachgemäsz den Namen Fraktur (gebrochene Schrift), während die andere Art ebenso entsprechend Antiqua (alte Schrift) genannt wird. Aus letzterer Schriftform, welche zur Zeit Karls des Groszen üblich gewesen, hatte sich im Laufe von sieben Jahrhunderten die andere entwickelt. Aldus Manutius zu Venedig, der erste bedeutende Buchdrucker Italiens, brachte etwa 50 Jahre nach Erfindung der Kunst die Antiqua durch Verwendung in seinen berühmten Ausgaben lateinischer Klassiker zu allgemeinem Gebrauche auf. Da sie für schöner befunden wurde, ward sie in den romanischen Ländern bald die üblichere Schriftart. Da wir nun keinen Grund haben, allein unter allen Völkern an der Fraktur festzuhalten, manche Gründe aber für allgemeinen Gebrauch der Antiqua sprechen, so ist es ratsam, bei einer Neuordnung der Schreibweise auch die bessere Schriftform zu Grunde zu legen. Denen, die meinen sollten, die Frakturschreibweise gestatte ein rascheres Schreiben als die runde (sogenannte lateinische) Schrift, bemerke ich, dass das ein Irrtum ist, der nur darin seinen Grund hat, dass die meisten in den lateinischen Schriftzügen nicht die gleiche Übung besitzen. Übrigens würde auch das Schreiben durch Einführung der unten vorzuschlagenden Änderungen an Raschheit gewinnen.[1]

[1] Dass den Ausländern, welche durchweg nur die sogen. lat. Schrift kennen, unsere Schnörkelschrift, wo nicht ganz unleserlich, da doch beschwerlich ist, habe ich noch von allen gehört, mit denen ich zusammentraf. Da man für das Schwerfällige leicht die Sprache mit verantwortlich macht, haben manche Geschäftsleute in ihrer Unkenntnis dadurch abzuhelfen gesucht, dass sie der Fremdsprachentümelei huldigten — mitten in deutschen Landen. Überall, wo nur einigermaszen mit Ausländern zu rechnen ist, sollte man darum die alte Schnörkelschrift geflissentlich meiden, das ist förderlich, nicht aber die unrühmliche Verleugnung der

Die Grundlage für unſer Abc müssten alſo die ſogen. lateinischen Buchstaben mit dem im Lateinischen geltenden Lautwerte abgeben. Als Grundlage der Schreibung muss der alte Satz gelten: Schreibe, wie man richtig spricht. Dies müssen wir dahin ausführen, dass wir ſagen: 1. Für jeden einfachen Laut wird ein und nur ein einheitliches Zeichen gebraucht. 2. Jedes Lautzeichen hat nur Einen und stets denſelben Wert. 3. Für mehrfache Laute ist auch möglichst eine Bezeichnung durch die entsprechenden Lautbestandteile zu wählen. — Es ist zunächst offenbar, dass die vorhandenen Zeichen nicht ausreichen, dieſe Grundſätze durchzuführen. Zuerst beſitzen wir, wie schon erwähnt, kein bequemes Dehnungszeichen. Da wir ferner für manche einfachen Laute kein einheitliches einfaches Zeichen beſitzen, müssen wir zu Neuschöpfungen schreiten.

Dabei ist aber nicht rein willkürlich, ſondern nach einem naheliegenden Grundgedanken zu verfahren, damit die etwaigen Zeichen leicht zu verstehen ſind und keinen Anlass zu Verwirrungen bieten. Jede Zweideutigkeit muss durchaus vermieden werden. Als passender Grundſatz kann etwa Folgendes dienen: 1. Ist das Schriftzeichen für den nächstverwandten Laut in der Fraktur weſentlich von dem der Antiqua verschieden, ſo wird das Frakturzeichen herangezogen, um zunächst aushilfeweiſe den abweichenden Laut zu bezeichnen. Im übrigen aber wird ein neues Zeichen geschaffen, das den allgemeinen Karakter des Frakturzeichens etwa nachahmt, aber ſeine Züge mit denen der Antiqua möglichst in Einklang und Übereinstimmung bringt. — Der leitende Gedanke ist alſo: Das zwar naheliegende aber doch abweichende Zeichen bezeichnet einen naheliegenden aber abweichenden Laut. — 2. Verwendet eine bekannte Kultursprache für einen Laut, der im Lateinischen nicht vorhanden ist, ein einheitliches Zeichen, ſo tritt möglichste Anlehnung an dieſes Zeichen ein.

Es fragt ſich nun, wie weit wir in dieſer Neuschöpfung von Zeichen gehen dürfen, da die Zahl der möglichen Laute in ihren Abstufungen ungeheuer grosz ist. Es muss dazu bemerkt werden, obwohl die Zahl der Lautschattierungen eine unendliche wird durch die unendlich abweichenden Färbungen, welche den einzelnen Lauten in den verschiedenen Gegenden oft gegeben

---

Muttersprache. Demjenigen, welcher dem Rechnung tragen will in allem, was er drucken lässt, ſei schlieszlich noch ein Wink gegeben. **Er ſetze vor oder unter das zu Druckende: „Antiqua“**, weil dies in den Druckereien die herrschende Bezeichnung für dieſe Schriftgattung ist. Beſonders ist es förderlich, wenn in den Zeitungsanzeigen die Antiqua bald zur Herrschaft kommt. Haben wir erst erreicht, dass dieſe wenigstens zur Hälfte in Rundschrift (= Antiqua) geſetzt ſind, dann ist die Sache gewonnen.

werden, ſo wird doch in jeder Sprache von dem einzelnen Menſchen nur eine ganz beſchränkte Anzahl von Lauten verwendet. Nach dieſem Geſichtspunkte haben wir (etwas abweichend von Trautmann's Angabe § 1111) im Hochdeutſchen 9 oder, wenn wir das flüchtige e in den Endungen beſonders rechnen, 10 Selbſtlaute [a, ä, e, i, o, u, ö, ü, äu (eu)], wenn wir die Längen und die Zwielaute beſonders rechnen, dagegen 20 Selbſtlaute. Die Soester Mundart hat demgegenüber 12 beziehentlich 13 Selbſtlaute (mit den Längen und Zwielauten aber 40). Dass trotz der groszen Menge von Lauten, welche bei Zuſammenfaſſung aller Abweichungen der verſchiedenen Gegenden ſich zeigen, doch in der einzelnen Mundart nur eine beſchränkte Anzahl auftritt, erklärt ſich folgender Maszen. Wenn eine Gegend einem beſtimmten Laute eine von der Allgemeinheit abweichende Färbung giebt, ſo nimmt ſie dieſen Wandel mit allen entſprechenden Wörtern vor. Wenn beiſpielweiſe manche Süddeutſche das a in „warten, mal, Vater“ tiefer ſprechen als die meiſten Norddeutſchen, ſo geben ſie dieſe Färbung jedem entſprechenden a[1], und wenn der Weſtfale anlautendes g ſpricht wie ch in „lachen“, dann thut er dies in allen Wörtern gleichmäszig. Hier müſſen wir nebenbei eine Bemerkung über richtige Ausſprache machen. Da die Schriftſprache, in Folge des Bedürfniſſes eines allgemeinen Verſtändigungsmittels, ſich allmählich über den Mundarten ausgebreitet hat, ſo iſt ſie in den meiſten Gegenden nicht urſprüngliche Mutterſprache, oder ſie iſt eigentlich nirgend reine Mutterſprache, da ſich in ihr die Gegenſätze beiderſeitig etwas entgegengekommen, ſich gegenſeitig Zugeſtändniſſe gemacht haben. Daher kommt es, dass manche Gegenden ſtatt des zumeiſt gebräuchlichen Klanges eines Lautes einen naheliegenden andern geſetzt haben, der ihnen aus ihrer Mundart geläufig war. So ſpricht man im gröszten Teile Weſtfalens ei = a + i, in der Nordweſtecke des Landes aber, um Borken herum nach Weſel zu, wird, neben andern Abweichungen, ei deutlich als e + i vernommen. Selbſt von hochgelehrten Leuten hört man nun wohl die Anſicht, es ſei ſchön, wenn jede Gegend ihre Beſonderheiten der Ausſprache beibehielte. Dem müſſen wir ganz entſchieden entgegentreten. In der Mundart mag und ſoll jede Gegend ihre altüberlieferten Eigenheiten feſthalten, weil darin manche Triebe der früheren Zeit ſich abſpiegeln, aber um als möglichſt bequemes Verſtändigungsmittel

[1] Ich ſage jedem entſprechenden a, denn es iſt möglich, dass eine Gegend gemäsz dem verſchiedenen Urſprunge des a eine Scheidung vornähme. Solche glaubte ich einmal für das Schwäbiſche annehmen zu dürfen, kann aber nichts Beſtimmtes darüber ſagen, da ich keine unbeeinflusst ſprechende Leute aus jenen Gegenden beobachten konnte.

dienen zu können, ſoll die allgemeine Sprache auch möglichste Gleichheit ihrer Laute in allen Gegenden anstreben. Die Sprache ist in mancher Beziehung ein Erzeugnis der menschlichen Freiheit. Ihre Richtigkeit hinſichtlich des Klanges der Laute wie der Form und Bedeutung der Wörter ergiebt ſich daraus, dass die maszgebende Mehrheit es ſo oder ſo als das Bessere anerkennt und zur Geltung bringt. Welche Mehrheit die maszgebende ist, das zu entscheiden, ist oft schwer. Im allgemeinen können wir Trautmann zustimmen, welcher die gebildete norddeutsche Aussprache als mustergültig hinstellt. Sie ist am meisten schriftgemäsz und trägt keine stark mundartliche Prägung. Dass auch hier die einzelnen Gegenden noch manche Eigentümlichkeiten zeigen, ist bekannt. Auf die Einzelheiten kommen wir noch zurück. Es handelt ſich nun um die Entscheidung: **1.** bei jedem einzelnen Laute: Welche Klangfarbe ist die richtige? In welcher Gegend finden wir ſie? **2.** bei jedem einzelnen Worte: Aus welchen dieſer Laute besteht das Wort? Streitige Fälle dieſer Art können und wollen wir hier nicht entscheiden und müssen uns möglichst ans Hergebrachte halten. Wir ſagen nur: da und da ist es ſo. Je mehr in dieſer Beziehung Aufklärung verbreitet wird, desto mehr wird eine einheitliche Entscheidung vorbereitet. Die Unſicherheit in Betreff der Richtigkeit eines Lautes ist das gröszte Hemmnis für eine vernunftgemäsze Gestaltung unſerer Schreibung. Das ſoll uns aber nicht abhalten, das möglichst Vollkommene anzustreben.

Wir kommen nunmehr auf die ursprüngliche Frage zurück. Da wir im allgemeinen Gebrauche nicht für jede kleine Abweichung in der Lautfärbung ein beſonderes Lautzeichen verwenden können, ſo handelt es ſich darum, wie weit wir bei der Aufstellung von Zeichen gehen dürfen. Den wissenschaftlichen Anforderungen gerecht zu werden, müssen wir anderseits das Lautzeichengebäude (System) ſo einrichten, dass es alle Lautschattierungen andeuten kann, ſobald dies erwünscht ist. Für den ersten Teil der Frage gewinnen wir einen Halt, wenn wir berückſichtigen, welchem Zwecke die einzelnen Laute dienen. So kommen wir leicht auf den

Grundſatz:

Ein beſonderes Zeichen muss stets da angewendet werden für einen Laut, wo die lautliche Abweichung von dem zunächstgelegenen Laute ſo weſentlich ist, dass das Gesprochene unverständlich würde, wenn man statt des richtigen Lautes den betreffenden andern spräche, wenn der Unterschied des Lautes einen Unterschied des Inhaltes auszudrücken verwertet wird oder verwertet werden kann.

So ſind die s-Laute in reiſen und reiszen, ſein und Schein ſo verschieden, dass die in der Bedeutung wesentlich verschiedenen Wörter dadurch auseinandergehalten werden. Daher müssen auch die Zeichen für dieſe verschiedenen Laute verschieden ſein. Für gewöhnlich werden die allgemein bekannten Laute nicht an ſich und nicht ihres Lautes wegen bezeichnet, ſondern nur ſofern ſie Träger der Bedeutung ſind. Anders wird die Sache, wenn wir zu wissenschaftlichen Zwecken alle kleinen Unterschiede in den Lautschattierungen feststellen wollen, die erscheinen, ſowohl in dem Sprechen des Einzelnen als auch namentlich in den Abweichungen der verschiedenen Gegenden. Aber auch hier müssen wir ausgehen von der gewöhnlichen Auffassungsweiſe und die gewöhnliche Bezeichnung zur Grundlage nehmen. Darauf wird erst nach weiteren Erörterungen in den folgenden Abschnitten eingegangen werden können. Hier kommt nur noch in Betracht, dass beim natürlichen Sprechen die Wörter des Satzes ununterbrochen aneinandergereiht werden, und dass man dem in wissenschaftlichen Werken Rechnung zu tragen geſucht hat dadurch, dass man auch in der Schrift die Wörter ununterbrochen aneinanderschloss, wo es beim Sprechen der Fall. Ich glaube, dass das ein verfehltes Unternehmen ist. Mit je einem Worte ist ein Begriff abgeschlossen; wenn das ſeinen Ausdruck findet, ſo wird dadurch dem Gedanken Rechnung getragen, und der ist doch die Seele aller Schrift. Dies muss zur Geltung kommen, weil der Tonfall der Stimme, welcher beim Sprechen das Verständnis wesentlich markiert und fördert, in der Schrift nicht zum Ausdrucke gelangt. Wenn im Sprechen ein Einschnitt, eine Pauſe eintritt, ſo kommt dies in der Schrift ja anderweitig als durch gröszere Entfernung der Buchstaben zum Ausdruck, nämlich durch Setzung von Satzzeichen. Wer die Wörter ununterbrochen aneinanderreiht, müsste, um folgerichtig zu ſein, auch wohl die Satzzeichen fortlassen.

Es könnte noch die Frage aufgeworfen werden, ob nicht Bedacht zu nehmen wäre auf Schöpfung eines bedeutend zweckmäszigeren Lautzeichengebäudes, als es unſere gewöhnlichen Buchstaben bieten, ein Gebäude, das auch zum gewöhnlichen Gebrauche geeignet wäre. Zu wissenschaftlichen Zwecken ist es wohl oft wünschenswert, Zeichen zu beſitzen, in denen ſich die Verwandtschaft der Laute auch in den Schriftformen wiederspiegelt, indem die entsprechenden Lautunterschiede auch durch entsprechende Zeichenunterschiede vertreten ſind. Der Engländer Bell hat ein Gebäude (System) von ſolchen Lautzeichen (Symbolen) aufgestellt. (Die betreffenden Zeichen für die Selbstlaute ſind in der Überſichtstafel, Beilage [illegible], enthalten). Für den alltäglichen Gebrauch ſind ſelbe schon wegen der Schreibunbequem-

lichkeit durchaus ungeeignet, von andern Hindernissen abgesehen. Mögen sie zu wissenschaftlichen Zwecken einige Bedeutung haben, für den alltäglichen Gebrauch kommen sie gar nicht in Betracht. Auch Trautmann hat besondere Zeichen aufgestellt, die sehr sinnreich unterschieden sind. Wennschon eher als die Bell'schen Symbole, für den allgemeinen Gebrauch sind doch auch sie nicht recht anwendbar. Für diesen müssen wir offenbar an den gewöhnlichen Buchstaben festhalten und nur suchen, etwaige Lücken zweckmäszig auszufüllen. Dies soll im Verlaufe der Abhandlung unternommen werden.

[Man hört auch die Ansicht äuszern, wir könnten auch im allgemeinen Gebrauche zu einem stenographischen Schriftsystem übergehen. Einseitige Leute. Das ist ganz undenkbar, weil dessen gedrungene Zeichen vom Auge nicht schnell genug auseinandergelegt und gedeutet werden können. Darum wäre bei solchen Zeichen kein rasches Lesen möglich. Die Schrift muss aber viel mehr Rücksicht auf die Lesenden als auf die Schreibenden nehmen, denn erstere sind unendlich zahlreicher. Wesentlich kürzere Schriftzeichen, als wir sie jetzt im Rundschrift-Abc (lat. Schrift) besitzen, sind wohl nicht recht brauchbar. Darum ist es vergebliche Mühe, diese aus dem allgemeinen Gebrauche verdrängen zu wollen.]

IV. Allgemeiner Stand der Lautfrage.

Um die Begründung der später gegebenen Anordnung zu verstehen, muss man mit den wissenschaftlichen Forschungen auf dem Gebiete der Sprachlaute einigermaszen bekannt sein. Daher müssen wir hier einerseits die nötige Grundlage geben für diejenigen, die sich bisher mit diesen Fragen nicht befasst, anderseits wird auch in manchen Stücken eine Erweiterung der wissenschaftlichen Anschauungen erforderlich. Wem es auf die wissenschaftliche Begründung nicht ankommt, wer blosz die vorgeschlagenen Anordnungen kennen lernen will, um sie erproben und anwenden zu können, für den wären dieser und die beiden folgenden Abschnitte entbehrlich. Er könnte sich mit einer flüchtigen Durchsicht begnügen. Für diejenigen, welche die Sache mit wissenschaftlicher Genauigkeit beurteilen wollen, sind die gröszeren lautwissenschaftlichen Werke, namentlich Trautmann, unentbehrlich. Zur Einführung möchten aber die folgenden Darlegungen wohl geeignet sein.

† Zuerst ist es zum Verständnis lautwissenschaftlicher Auseinandersetzungen wichtig, sich über die Sprachwerkzeuge, ihre Stellung, Bewegung und Thätigkeit zu belehren. Zu dem Ende ist es zunächst unerlässlich, dass man mit dem Spiegel in der Hand die Bewegungen des Mundes beim eigenen Sprechen beobachte und untersuche. Dies kann von jedem leicht ausgeführt werden. Ich bin dadurch zu diesen Darlegungen geführt worden, dass ich vom ersten Beginn meiner Studien an

ſolche Beobachtungen eifrig getrieben. Ich war durch die ausgezeichnete Methode Toussaint-Langenscheidt darauf geführt; von den englischen Unterrichtsbriefen hatte ich mir früh die erste Nummer verschafft.[1]

Die nötige Anleitung und die Erklärung der in der Sprachwissenschaft üblichen Bezeichnungen folgt hier. Abgeſehen von der den emporsteigenden Luftstrom liefernden Lunge befinden ſich die Sprachwerkzeuge (Sprachorgane) am Mund- und Kehlraume; dazu kommt die Einwirkung des Naſenraumes. Als vordere Grenze der Sprachwerkzeuge erscheinen die Lippen, als hintere der Kehlkopf. Dieſer liegt zu tief in der Kehle, als dass er bei Betrachtung des geöffneten Mundes im Spiegel ſichtbar werden könnte. Er bildet das obere Ende der Luftröhre. Seine Auszenwand ist als dicker, harter Knorpel, vorn mit einer scharfen Kante, leicht fühlbar, wenn man den oberen Teil der Kehle mit dem Finger befühlt. Die vordere scharfe Kante, welche bei manchen deutlich ſichtbar, ist vielfach unter dem Namen Adamsapfel bekannt. Die Sprachwerkzeuge zu studieren, geht man am zweckmäszigsten von dem vorderen Teile, den Lippen, aus; ſie ſind am besten bekannt. Über ihre Thätigkeit ist wenig zu ſagen. Verschluss oder Enge wird hier gebildet, indem die Unterlippe an die Oberlippe oder an die Oberzähne herantritt. Das Erstere nennt man labio-labiale (lippe-lippige oder zweilippige) Artikulazion,[2] das Andre labio-dentale (lippe-zahnige). Was kurz erklärt werden

[1] Ich kann mir nicht verſagen, kurz darüber zu berichten, weil, wie mir scheint, für unſere Lehrweiſe der fremden Sprachen in den Schulen viel daraus zu lernen wäre. Ein Ungeübter wird die fremden Laute kaum jemals ganz genau richtig treffen, wenn er ſie nicht wenigstens einmal hat sprechen gehört, oder er bleibt doch immer zweifelhaft, ob er genau das Richtige hat. Sobald man ihre Natur aber einmal eben erfasst hat, kann man bei einem Zeichengebäude wie das von Toussaint-Langenscheidt bald eine vollkommenere Aussprache erlangen, während ſolches mit unſern jetzigen Schulbüchern ſelbst unter dem tüchtigsten Lehrer, wenn überhaupt, dann nur mit auszerordentlicher Anstrengung zu erreichen ist. Wo es ſich um wissenschaftlichen Betrieb handelt, scheint mir zwar eine vollkommenere Lehrweiſe möglich, ein Mittelding zwischen dem bisherigen Schulbrauche und der Touss.-Lang.'schen Lehrweiſe, aber die Unterrichtsbriefe ſind vorläufig ſicher das vollkommenste Unterrichtsbuch der englischen und franz. Sprache.

[2] Obgleich ich bemüht war, wo nur eben möglich, Fremdwörter zu meiden oder zu erſetzen, Artikulazion dürfte vorläufig nicht entbehrlich ſein. Einer der wichtigsten Anlässe für unſere Fremdwörterſucht scheint mir darin zu liegen, dass wir bei deutschen Wörtern viel zimperlicher vor Neubildungen zurükkbeben als bei Fremdwörtern. So kommt es, dass wir bei dieſen eine viel allſeitigere Wendung des Gedankens durchführen können. Eine der ausdruckfähigsten Endungen ist die Zeitwortendung „-ieren“. Mag ſie ursprünglich einer fremden Bildung nachgebildet ſein, jetzt ist ſie vollständig deutsch geworden, ist lautlich unterscheidungskräftig und für den Sinn weitreichend. Warum ſollten wir ſie nicht auch bei deutschen Stämmen besser ausnutzen? So könnten wir wiedergewinnen, was früher an Unterschieden in der Zeitwortendung abhanden gekommen (vgl. ahd. werdan : werdon). Artikulieren beſagt: etwas in Gliederung verſetzen (hier: den tönenden Luftstrom). Wir

muss, ist zunächst der Gaumen, der obere Boden des Mundraumes. Man unterscheidet daran mehrere Teile. Seine Gestalt sich zur Anschauung zu bringen, reicht es nicht hin, den geöffneten Mund aus einem einzelnen Spiegel zu betrachten. Man muss vielmehr zwei Spiegel nehmen, einen kleineren, den man ein Stückchen in den Mund schieben kann, und einen gröszeren, in dem man die Bildfläche des kleineren betrachtet. Die beste Beleuchtung des Mundes erhält man, wenn man das Licht in den Spiegel fallen lässt und von diesem in den Mund lenkt. Man muss also das Gesicht vom Lichte abgewendet, die Spiegelfläche dem einfallenden Lichte zugewendet halten. Das Genauere findet man durch Erproben. Die Teile des Gaumens bringt man sich darauf noch genauer zum Verständnis, wenn man mit dem Finger fühlend darüber hinfährt. Setzen wir den Finger an die innere Fläche der oberen Vorderzähne. Gehen wir von dort in die Höhe bis an die nächste bemerkbare Kante, so fühlen wir das Zahnfleisch, welches auch die Bezeichnung trägt: der Damm oder die Alveolen. Von der oberen Kante des Zahnfleisches geht die Wandung zuerst ziemlich senkrecht in die Höhe, um sich dann allmählich nach hinten zu wenden. Den Abschnitt bis an die Biegung nennt man den Vordergaumen. Er fühlt sich hart und fest an. Der folgende Abschnitt geht in wagerechter Richtung weiter nach hinten, ist hart wie der Vordergaumen und etwa doppelt so lang als dieser. Dieser Abschnitt reicht bis dorthin, wo die obere Wandung der Mundfläche anfängt weich zu werden. Von da an beginnt der weiche Gaumen. Dieser ist etwa von derselben Länge wie der Vordergaumen. Von seinem hinteren Ende sieht man zu beiden Seiten zwei Häutchen, Bänder, nach unten verlaufen. Diese ausgespannten Häutchen heiszen das hintere und das vordere Gaumensegel. Oben zwischen beiden hängt das Zäpfchen, unten zwischen beiden sieht man die Mandeln liegen. Man unterscheidet an dem Abschnitte, welcher vom Vordergaumen bis zum weichen Gaumen reicht, wohl noch zwei Hälften, nennt die vordere, vom Vordergaumen an, Mittelgaumen, die andere, bis an den weichen Gaumen reichende, Hintergaumen. Diese Scheidung dünkt mich unnötig und unzweckmäszig, denn bei dem Ausdrucke Hintergaumen wird wohl jeder zunächst an den hintersten Teil des Gaumens, also an den weichen Gaumen, denken. Es scheint daher besser, diesen letzteren so zu benennen und den ganzen

---

könnten also bilden: „gliederieren“ und Artikulazion durch „Gliederierung“ ersetzen. Jedoch müssen wir uns hier genügen lassen, darauf hingewiesen zu haben. Solche Neugestaltungen kann man nicht ohne weiteres anwenden, bevor weitere Kreise zugestimmt haben. Schlecht zu entbehren ist auch das Wort: „differenzieren“. Differenz ist Unterschied. „Differenzieren“ giebt aber einen ein wenig anders gefärbten Gedanken als „unterscheiden“; es bedeutet etwa: „einen Unterschied setzen, einen Unterschied ausdrücken“. In deutscher Bildung könnte man das etwa ausdrücken durch „unterschiedieren“. Wenn das in weiteren Kreisen Beiklang fände, stände seiner Anwendung nichts im Wege.

Abschnitt vom Vordergaumen bis zum weichen Gaumen als Mittelgaumen zu bezeichnen.

Den Hohlraum hinter dem Gaumenfegel nennt man Rachen (pharynx). Dessen oberer Abschnitt, der Rachenkopf, führt hinter dem Gaumenfegel empor zur Nasenhöhle. Der Zugang zu dieser kann durch Bewegung des weichen Gaumens geschlossen werden. Geöffnet ist er nur bei den m-n-Lauten, bei allen andern aber abgesperrt. Der untere Teil des Rachens, die Rachenhöhle oder der Schlundkopf, führt hinab zum Kehlkopfe, der nach oben geschützt wird durch den Kehldeckel. Da letzterer schon zu tief im Schlunde liegt, um bei einer Spiegelung des Mundes sichtbar zu werden, so kann der darunter liegende Kehlkopf mit einem gewöhnlichen Spiegel natürlich erst recht nicht mehr gesehen werden. Ihn zu beobachten bedient man sich des Kehlkopfspiegels, eines kleinen Spiegelchens, welches an einem Draht in den Mund eingeführt wird.

Im Kehlkopfe, etwa dort, wo die Spitze des sogenannten Adamsapfels sich zeigt, sind die Stimmbänder, zwei feine Häutchen, quer durch den Kehlkopf ausgespannt. Beim Atmen sind diese Häutchen schlaff und stehen weit auseinander, beim Sprechen sind sie über die Kehle ausgespannt, sodass sie sich berühren, den Luftstrom abschneiden und nur stoszweise durchströmen lassen. Ein Bild von den Stimmbändern erhält man am besten auf folgende Weise. „Man zieht auf ein Rohr ein kurzes, dünnes Kautschuckrohr auf, sodass es des ersteren Verlängerung bildet. Fasst man nun mit dem Daumen und Zeigefinger jeder Hand zwei gegenüberliegende Enden des Kautschuckrohrs und zieht dieselben auseinander, sodass das kreisförmige Ende in eine gerade Linie verwandelt wird und die Enden des Rohres sich wie zwei Lippen berühren", so hat man ein einigermaszen zutreffendes Bild von den Stimmbändern. Den Spalt, der sich bildet zwischen den gespannten, einander berührenden Stimmbändern, nennt man die Stimmritze. Die Stimme entsteht dadurch, dass diese Häutchen durch den aus der Lunge ausgetriebenen Luftstrom in Schwingungen versetzt werden. (Denken wir uns das oben erwähnte feste Rohr als Kehle unterhalb des Kehlkopfes, und die Luft ströme durch dasselbe auf die gespannten, sich berührenden Enden des Kautschuckhäutchens ein, diese stoszweise durchbrechend und in tönende Schwingungen versetzend, so erhalten wir eine Vorstellung von der Thätigkeit der Stimmbänder.)

Jetzt mag noch kurz der Zunge gedacht werden. Der aus dem Kehlkopf ausströmende Luftstrom wird dadurch in der mannigfachsten Weise beeinflusst, dass die Zunge bald vorn bald hinten einen Verschluss oder eine Enge bildet. Auf diese Weise entstehen die eigenen Klänge der meisten Laute, z. B. der des e, i, d, t, s. Man sagt, die Zunge artikuliert dort, wo sie den Verschluss oder die Enge bildet, dort, wo der Laut seinen karakteristischen Klang erhält. Die Artikulazion kann geschehen, indem 1. der vordere Rand der Zunge mit den Zähnen oder dem Gaumen einen aufspringenden Verschluss oder eine Enge bildet,

oder **2.** indem die Zunge mit ihrer mittleren oberen Fläche ſich in die Gaumenhöhlung einlegt (Palatalstellung), oder **3.** dadurch, dass die Hinterzunge mit dem weichen Gaumen Verschluss oder Enge bildet. Vorgänge, welche beim Sprechen noch tiefer im Schlunde stattfinden, entziehen ſich einer genaueren Beobachtung. Den ganzen Hohlraum des Mundes und des Rachens, die Bildungsstätte der verschiedenen Artikulazionen, nennt man wohl das Lautrohr oder das Anſatzrohr (von der Vergleichung mit Blasinstrumenten). Da die Bezeichnung nicht ganz zweckmäszig, hat Trautmann dafür die Bezeichnung „der Giel“ (= Mund- und Rachenraum mit Ausschluss des Naſenraumes) aus dem Mittelhochdeutschen eingeführt. Die Bezeichnung ist bequem und nicht unpassend. Noch eines anderen Ausdrukkes bei Trautmann muss gedacht werden. Wir ſagen gewöhnlich, dass in mehrſilbigen Wörtern Eine Silbe den Ton, den Hauptton oder Accent habe. Dieſe Silbe wird beim Sprechen stärker hervorgehoben als die andern, aber mit den muſikalischen Tönen des Geſanges, an die man doch zunächst denken ſollte, hat dieſe Hervorhebung nichts zu thun. Trautmann hat daher, ausgehend von einem volkstümlichen Brauche, dafür die Bezeichnung „der Treff“ eingeführt. Er würde alſo ſagen: In „Vater, Herberge, Fürstentum“ hat die erste Silbe den Treff, in „Kamerad, Gebet, Reiterei“ hat die letzte Silbe den Treff uſw. †

†† Für ganz Ungeschulte muss noch kurz die Einteilung der Laute besprochen werden. Die ſämtlichen Laute zerfallen in Selbstlaute (Vokale, Stimmler) und Mitlaute (Konſonanten, Geräuschlaute). Selbstlaute ſind a, e, i, o, u und y (ä, ö, ü ſelbstverständlich auch, als blosze Umgestaltungen, Umlaute von a, o, u). Mitlaute ſind alle Buchstaben auszer a, e, i, o, u und y; ſie werden eingeteilt nach den Orten, an denen ſie ihre Artikulazion erhalten in **A)** Lippenlaute: b, p, w, f, m. **B)** Zahnlaute: d, t, ſ, s, n. **C)** Hintergaumenlaute: g, k . . ch.[1] Am Vordergaumen gebildet und alleinstehend ist j. Es reiht ſich ein zwischen B und C. An der Zungenspitze bildet ſich (gewöhnlich) unſer r, an den Zungenrändern l, in der Kehle h. Die Mitlaute jeder Artikulazion zerfallen wieder in **a)** Verschlusslaute (Explosive), die Trautmann mit einem bequemen deutschen Namen „**Klapper**“ nennt: b, p; d, t; g, k. **b)** Reibelaute (Spiranten) auch Dauerlaute, nach Trautmann „**Schleifer**“: w, f; ſ, s; j, ch. Ferner unterscheidet man **1.** stimmhafte (früher weich oder tönend genannt): b, w; d, ſ; g, j. **2.** stimmloſe (auch hart oder tonlos oder stumm genannt): p, f; t, s; k, ch. Bei letzteren Einteilungen ſind aus dem Spiele gelassen: m, n, r, l; ſie alle ſind gewöhnlich stimmhaft, können aber auch als stimmlos erscheinen. Hiernach haben wir folgende Gruppierung:

---

[1] Trautmann macht mit Recht die Bemerkung, dass die bisher übliche Bezeichnung „Kehllaute (Gutturale)“ falsch ist.

	a) Klapper		b) Schleifer		Naſenlaute
	1. stimmh.	2. stimml.	1. stimmh.	2. stimml.	(Nasale)
A.	b	p	w	f	m
B.	d	t	ſ	s	n
C.	g	k	j	ch	
					r, l

Bei dieſer Gruppierung mussten gänzlich ausgeschlossen werden: c (= k oder z), q = k, v (= f oder w), x (= k + s), z (= t + s). ††

Hinſichtlich der Mitlaute erledigt ſich die wissenschaftliche Erörterung leicht, da man ſich durchgehend einverstanden erklären kann mit den trefflichen Ausführungen Trautmann's. Was aus dieſen Unterſuchungen für die Allgemeinheit beſonders beachtenswert ist, ist das, dass ſämtliche Mitlautgeräusche ſowohl stimmhaft als stimmlos erscheinen können (man ſagt von letzteren, „ſie haben keinen Stimmton", von ersteren, „ſie haben den Stimmton"). Bei den (nach norddeutscher Aussprache) stimmhaften b, d, g, w, ſ, j gegenüber den stimmloſen p, t, k, f, s (= ß) ch ist der Unterschied im Laute ſo deutlich, dass er zur Unterscheidung des Gedankens verwertet wird (Blatt, platt; ſie baden, ſie baten). Bei dieſen Lauten war die Scheidung daher längst bekannt, dass aber auch bei den r-l-m-n-Lauten, die als stimmhaft am bekanntesten ſind, ein entsprechendes stimmloſes Geräusch erscheinen kann, ist erst durch neuere Beobachtungen bekannt geworden. Da es nun für die Lautauffassung überhaupt wichtig ist, anderſeits damit den Süddeutschen, welche die stimmhafte Aussprache von b, d, g, ſ meist nicht kennen, die Unterscheidung klar und nachahmbar werde, ſo ist es nötig, das Weſen dieſer Lautunterschiede kurz darzulegen und dem allgemeinen Verständnisse zu erschlieszen. Den Schlüssel zur Unterscheidung erhalten wir dadurch, dass wir beachten, dass der Stimmton auch für ſich allein ziemlich deutlich hervorgebracht werden kann. Wir wollen bei der Erklärung vom „w" ausgehen, weil dies auch bei den Süddeutschen stimmhaft gesprochen wird.[1] Fällt der Stimmton fort, ſo wird aus dem w ein f. Um den (ziemlich) reinen Stimmton zu finden, halte man zunächst den Laut des w ununterbrochen und andauernd möglichst lange an (etwa 5 Sekunden), ohne das e mittönen zu lassen, welches im Namen des „w" pflegt mitgesprochen zu werden. Nachdem man durch einige Übung ſich dies geläufig gemacht, ſetze man von neuem zur gleichen Übung an, öffne aber, während die Stimme fortwährend am Tönen bleibt, allmählich den Mund möglichst weit, ſodass Zähne und Lippen etwa wie beim hellen a auseinanderstehen. Man erhält ſo einen Laut, der einige Ähnlichkeit hat mit einem aus möglichst weitem Munde gesprochenen e oder ä, nur dass der vokalische Einſatz fehlt, der dadurch entsteht, dass die Stimmritze beim Einſetzen eines Vokales vom Verschluss zur Öffnung übergeht. Der

[1] Vietor behauptet, dass auch w bei den Süddeutschen meist stimmlos ſei. Für dieſen Fall würde man passender von m oder l ausgehen.

beschriebene Laut kann wohl als reiner Stimmton angesehen werden. Da es wichtig ist, dass jedermann im Stande sei, auch ohne mündliches Vorsprechen sich über den reinen Stimmton ein sicheres Verständnis zu verschaffen, sei noch darauf hingewiesen, dass selbiger auch beim leisen Weinen der Kinder wie auch bei manchen Tierstimmen ungefähr zum Vorschein kommt. Ersteres könnte man annähernd bezeichnen durch he-he-he oder, wenn der Mund geschlossen, hm-hm-hm, auch hn-hn-hn. Den Stimmton sich einigermaszen klar gemacht zu haben, gewährt ungeheuere Vorteile für die Einübung von Lauten, die einem bisher unbekannt waren; ja, es ist mitunter unumgänglich nötig, um solche zu verstehen. Ich habe mir die Übung selbst ausgedacht, als ich mir den Unterschied von stimmhaften und stimmlosen Lauten klarzumachen suchte. Erst dadurch wurde es mir möglich, den Laut des französischen stimmhaften (weichen) sch-Lautes (j in: jour) bequem und genau hervorzubringen, während ich mich vorher immer damit herumgequält hatte. Die angegebene Übung nach einer Beschreibung im Buche genau zu treffen, ist natürlich viel schwieriger, als den vorgesprochenen Laut nachzuahmen. Ich will darum versuchen, die Sache noch etwas zu verdeutlichen durch Vorführung des stimmhaften und stimmlosen l. In: „Land, Eile, Wolle“ sprechen Nord- und Süddeutsche das l stimmhaft. Man suche also das l, wie es in diesen Wörtern, sowie auch in dem Namen des Buchstaben (el) herrscht, dauernd anzuhalten (ohne den vokalischen Beiklang e), ähnlich wie oben das w, so erhält man den stimmhaften l-Laut. In: Kleid, Platz usw. sollen nach Trautmann nicht allein die Süd- und Mitteldeutschen, sondern auch die Norddeutschen ein stimmloses l sprechen. So weit meine Beobachtungen gehen, sprechen aber die Norddeutschen kein stimmloses l. Da meine Beobachtungen nicht überallhin reichen, ist damit aber nicht gesagt, dass solches in Norddeutschland gar nicht vorkomme. Es wurde mir schwer, den stimmlosen Laut ausfindig zu machen; er lässt sich leicht durch folgende Übung finden. Man atme recht tief ein und dann aus. Bei solchem Ausatmen entsteht bekanntlich ein deutliches Geräusch, ähnlich wie beim Schnaufen nach angestrengtem Lauf. Nachdem man dieses Ausatmen einige Male gemacht, gebe man der Zunge (und den Lippen) die Stellung wie beim gewöhnlichen l — das heiszt die Zungenspitze wird erhoben und an den Vordergaumen gedrückt. Atmet man bei dieser Zungenstellung ziemlich stark aus, so erhält man den Laut des stimmlosen l. Sein Geräusch erinnert am meisten an ch, z. B. in stechen. Auf ähnliche Weise findet man den stimmlosen r-Laut. Durch Nebeneinandersprechen von stimmhaftem und stimmlosem l wird einem die Wirkung des Stimmtones besonders klar.

Es musste so eingehend auf diese Verhältnisse eingegangen werden, weil es nur so gelingen kann, die Süddeutschen mit den ihnen (auszer w, m, n) fast gänzlich fehlenden stimmhaften Mitlauten vertraut zu machen. Geschieht das nicht auf dem hier vorgeschlagenen oder einem ähnlichen Wege, so wird es vergeblich sein, die Mahnung anzubringen,

dass auch die Süddeutschen in der Weise der Norddeutschen unterscheiden sollten zwischen b : p, d : t, f : s, g : k. Ohne solche Übung wird es der überwiegenden Menge in Süddeutschland wohl niemals gelingen, echtes b, d, f, g zu sprechen. Wird die Übung von einem Lehrer vorgesprochen, so ist sie durchaus leicht, und es muss eine Kleinigkeit sein, bereits den Abc-Schüler damit vertraut zu machen. Den Süddeutschen b, d, g, f einzuüben, verfahre man in folgender Weise. Man lasse zunächst den reinen Stimmton bilden und fordere dann z. B. auf, die Mundbewegung zu einem p zu machen, ohne den Stimmton abbrechen zu lassen. So erhält man ziemlich den Laut des b. Die Süddeutschen lassen den Stimmton gewöhnlich abbrechen, sobald sie den Mund schliesen. Es ist darum ratsam, den Stimmton bei geschlossenen Lippen antönen zu lassen und dabei dann die Lippen zu öffnen wie beim p, den Stimmton aber immer noch durchhalten zu lassen. Nur durch Verschmelzung des Stimmtones mit dem p-Geräusch erhält man ein echtes b. Auf ähnliche Weise erhält man aus t ein d, aus k ein g, aus s ein f — und aus sch den Laut von französischem j. Durch Probe habe ich mich vergewissert, dass es nicht schwer ist, so den Süddeutschen mit genannten Lauten vertraut zu machen. g wäre auch für viele norddeutsche Gegenden so einzuüben. Würden zuerst die Lehrer darauf eingeübt, so müsste es bald gelingen, die stimmhaften Mitlaute in ganz Süddeutschland einzubürgern.

Während der Süddeutsche meist keinen Unterschied macht zwischen p und b, t und d, g (in manchen Stellungen) und k, spricht er doch z. B. p auch nicht genau wie der Norddeutsche. Wenn er sich bemüht, das nordd. p nachzuahmen, so lässt er ihm einen starken Hauch nachstürzen. Dadurch erzeugt er jedoch einen vom nordd. p wesentlich verschiedenen Laut. Er spricht dann fast: P-hracht, P-halast! was durchaus nicht dem nordd. Laute entspricht. Ob meine Vermutung, der südd. Laut sei dadurch vom nordd. unterschieden, dass er einen geflüsterten Stimmton enthält, richtig ist, weisz ich nicht. Es ist bemerkenswert, dass es noch einen vom südd. sowohl als vom nordd. verschiedenen, stimmlosen Klapper für alle drei Artikulazionen zu geben scheint (p, t, k). Wie die Eingebornen Indiens behaupten, soll nämlich z. B. das Sanskritische p, t, k nicht gleich sein unserm p, t, k, sondern diese unsere Laute erscheinen jenen mit einem Hauche versehen, ähnlich wie den Süddeutschen. Es müsste demnach unser p in der Mitte stehen zwischen Sanskrit. p und ph. Dadurch erst wird es erklärlich, dass p und ph (ph nicht gleich f, wie in Philipp, sondern = p + h!) in jener Sprache als differenzierte Laute auftreten. Ich habe darauf aufmerksam gemacht, weil dieser Umstand zur Bestimmung unserer Mitlaute wichtig ist, und weil bei Erlernung jener Sprache kaum darauf hingewiesen wird, dass p, t, k mit den unsrigen nicht gleichwertig sind. Zur Förderung der Lust am Studium jener für uns so wichtigen Sprache scheint es aber wesentlich, ihre Laute genau zu verstehen, denn sonst drängt sich einem ein gewisses

Unbehagen auf. Ich vermute, dass man jenen Laut des p erhält, wenn man den folgenden Selbstlaut (z. B. in: palam [Fleisch] gegen phalam [Frucht]) aus geschlossener Stimmritze antönen lässt, alſo zunächst spricht: p-alam. Da mir keine eigene Beobachtungen in dieſer Hinſicht zu Gebote stehen, bleibt die Richtigkeit der Vermutung dahingestellt. — Es scheint mir ferner auch ſehr wohl möglich, ein stimmhaftes h zu bilden, was in phonetischen Schriften meist bestritten wird. Es kann hier aber nicht weiter darauf eingegangen werden. — Zur Ergänzung von Trautmann's § 1063 will ich noch bemerken, dass ich (und, ſoweit meine Beobachtungen reichen, alle Norddeutschen) das qu in Quelle spreche wie k + (gewöhnliches nordd.) w, alſo labiodentales, stimmhaftes w, niemals wie die Mittel- und Süddeutschen als k + stimmloſer labiolabialer Schleifer.

Hiermit wollen wir das Gebiet der Mitlaute verlassen und zur Besprechung der Selbstlaute übergehen. Über ſie haben wir viel eingehender zu handeln, da die ſonstigen wissenschaftlichen Erörterungen über dieſelben in mancher Beziehung der Vervollkommenung zu bedürfen scheinen. Solche zu schaffen, ist, wie oben schon geſagt, einer der Hauptzwecke dieser Schrift. Es ist oben bemerkt, dass es in jeder Mundart nur eine ſehr beschränkte Anzahl von differenzierten (unterschiedierten, ſiehe oben S. 26 unten) Lauten, ſonderlich (speziell) von Selbstlauten giebt. Der Laut eines bestimmten Selbstlautes (z. B. des i) ist auch in allen Silben, die ihn führen, der Abſicht nach vollkommen gleich, das heiszt der Sprechende hat in allen Fällen den gleichen Laut hervorzubringen beabſichtigt. Bei genauer Beobachtung finden wir jedoch, dass die Klangfarbe etwas beeinflusst wird durch die umgebenden Laute, dass also in der Sprechweiſe desſelben Einzelmenschen (Individuums) der der Abſicht nach gleiche Laut in verschiedenen Silben etwas verschieden tönt (etwas differiert). So hat der Sprechende die Abſicht, in „ohne, Lohn“ denſelben Laut o zu sprechen wie in „Brod, bog“; aber durch den Einfluss des folgenden n erhält das o in den beiden ersteren Wörtern eine Hinneigung nach dem a-Laute. — Obgleich nun der Klang der abſichtgleichen Selbstlaute vielfach recht deutlich unterschieden ist, ſo wird das doch vom Sprechenden und Schreibenden gewöhnlich nicht beachtet, ja, darf auch nicht beachtet werden, da der Unterschied nicht beabſichtigt ist, und die Laute im gewöhnlichen Schreiben nur zum Ausdruck gelangen dürfen, in ſo fern ſie Träger der Bedeutung ſind. Zu wissenschaftlichen Zwecken und für den, der mit den lebendigen Lauten einer Sprache (die er lernen will) nicht vertraut ist, muss aber auf dieſe Unterschiede eingegangen werden.

Auffälliger wie dieſe ſind die Unterschiede, welche beim Sprechen der Bewohner in den verschiedenen Landesteilen und

Ländern zum Vorscheine kommen. Es ist bekannt, dass man oft an der Aussprache weniger Worte erkennt, aus welcher Gegend jemand zu Hause ist. Für die Wissenschaft ist es einerseits überhaupt wünschenswert, diese Abweichungen bezeichnen zu können, anderseits ist es auch nötig, dieselben zu berücksichtigen, wenn man angeben will, welches die allgemeine deutsche Aussprache sei. Wir müssen darum auf das Wesen der Selbstlaute genauer eingehen. Dabei stehen sich zwei Gesichtspunkte gleichwertig zur Seite: das Wesen ihrer Wirkung und das Wesen ihrer Entstehung; mit andern Worten, der Eindruck auf's Ohr und die Art der Bildung durch die Mundwerkzeuge sind gleichmäszig in Betracht zu ziehen. Letzteres ist nötig, weil ein Klang als solcher sich durch eine Beschreibung niemals genau widergeben und klar machen lässt, und weil die Sprachwerkzeuge, wenn es sich um Feststellung kleiner Klangabweichungen handelt, unserer Beobachtung zugänglicher sind als die Gehöreinrichtungen; sodann auch, weil der Lesende im Stande sein will, die besprochenen Laute genau nachzubilden. Das Wesentliche bleibt immer die Feststellung des Grundkarakters des Klangeindruckes, d. h. ob der Laut z. B. ein a oder ein i ist, oder ob er dem a oder i doch ähnlich und am ähnlichsten ist. Darnach regelt sich ja die Verwertung des Lautes, und nach dem Klangeindrucke wird der Laut von den Kindern und allen Lernenden nachgebildet. Der Klangeindruck muss auch deshalb als Grundlage dienen, weil gerade das, was dem Laute sein Hauptgepräge (Hauptkarakter) verleiht, die Stellung und Thätigkeit des Kehlkopfes, dem Auge ziemlich unzugänglich ist, dem Gefühle nach aber weniger Unterscheidungsmerkmale bietet als der Schalleindruck auf's Ohr. Daraus ergeben sich die Grundzüge der Bezeichnungsweise. Es ist nämlich zunächst der Hauptkarakter des Klanges anzugeben (ob der fragliche Laut z. B. ein a, ein i oder e ist), dann 2. wenn der Klang dem gewöhnlichen Klange des betreffenden Zeichens nicht vollkommen entspricht, so ist anzugeben, nach welcher Seite er abweicht. Da dieses sich selten bestimmt genug angeben lässt, so ist zur genaueren Karakterisierung meist nötig 3. zu berücksichtigen, wie die Mundstellung abweicht von der beim gewöhnlichen Laute des Zeichens üblichen. Letzteren Punkt zu erläutern mag hier vorerst Folgendes bemerkt werden: Das offene e und das gleichlautende ä, wie man sie im Königreiche Sachsen[1] z. B. in „leben, Läden“ spricht, sind dem französ. è in mère ziemlich gleich. In Westfalen aber, und so weit ich beobachten konnte, in den meisten

[1] Mein Gewährsmann war gebürtig aus Freiberg, hatte auch in Leipzig sich aufgehalten.

Gegenden Norddeutschlands, hat der ä-Laut — und e lautet hier auszer vor r m n immer geschlossen, wenn es betont ist, was hier zunächst nicht in Betracht kommt, weil wir nur von dem offenen ä-e-Laute handeln — z. B. in Läden, Mädchen usw. einen deutlich andern Klang als das sächsische offene (ä-)e. Man möchte sagen, der sächsische Laut neige sich mehr nach a, der westfälische mehr nach e (geschloss. e). Doch trifft diese Angabe wenig die Sache, diese Karakterisierung der beiden Laute reicht nicht hin. Auch könnte man sich dadurch zum Glauben verleiten lassen, westfäl. ä stehe dem geschloss. e sehr nahe und näher als dem offenen sächs. e, was durchaus nicht der Fall. Beim sächs. offenen e ist der Mund weiter geöffnet als beim westfälischen ä. Dadurch der Unterschied. Später kommen wir darauf zurück.

Auf welche Weise sollen wir nun solche Lautunterschiede bestimmen? Es lässt sich das nur so machen, dass wir durchaus vom individuellen Standpunkte ausgehen; nur so können wir festen Boden gewinnen. Dieser Standpunkt ist vorerst möglichst bestimmt anzugeben, und dann ist möglichst genau zu untersuchen und festzustellen, wie die andern Sprechweisen sich von ihm unterscheiden. So gewinnen alle, deren Sprechweise berührt wird, einen Anhalt, sich jene als Norm zu Grunde gelegte Sprechweise klar zu machen und von hier aus alle angegebenen Ausläufer zu verfolgen. Wir stützen uns darauf, dass jedermann den Hauptkarakter des Klanges der differenziert[1] auftretenden Selbstlaute kennt (a, ä, e, i; o, u; ö, ü). Um Brauchbares zu erzielen, kann der Darsteller nur von der allgemeinen Aussprache dieser Laute ausgehen, um an dieser Aussprache andere Sprechweisen zu messen, ihre Abweichungen festzustellen und anzugeben. Jeder geht natürlich zunächst von der allgemeinen Aussprache dieser Laute aus, welche ihm geläufig ist. Es ist aber wichtig, darnach zu suchen, ob die als normal aufgestellten Laute sich nicht anderweitig fest bestimmen lassen. Eine wissenschaftlich genaue, nach der Tonhöhe bestimmte Erklärung dieser Normallaute ist von Trautmann gegeben. Ich konnte zu meiner groszen Freude feststellen, dass die bei mir übliche Klangfärbung der Vokallaute (fast) durchgehend die von Trautmann als normal aufgestellte ist. Ich kann also sagen: ich gehe aus von den Normallauten des Trautmann'schen Systems. Wer mit wissenschaftlicher Genauigkeit die Sache untersuchen will, muss das Nähere aus dessen Buche ersehen, für andere genügen die hier gemachten Angaben.

Der Standpunkt, von dem man ausgeht, muss aber auch

[1] Bedeutungsunterschied begründend siehe S. 22 u. 26 unten.

nach der Örtlichkeit möglichst genau angegeben werden, da sich den Angaben des Schreibenden leicht etwas örtlich Eigentümliches beimischt, was er für allgemein herrschend hielt. Mein Standpunkt und Ausgangspunkt war die gebildete norddeutsche Aussprache, wie sie im besonderen in Westfalen herrscht. Um diesen Lautstand genauer zu bestimmen, ist es von Belang, darzulegen, wie von ihm die provinziell gefärbte Aussprache abweicht.[1] Die vokalischen Laute sind im grösszten Teile West-

[1] Mehr als bei den Selbstlauten weicht die provinziell gefärbte, von der Mundart beeinflusste Sprechweise, wie ich selber sie früher gesprochen habe, in den Mitlauten ab. Zur allseitigen Abgrenzung des Standpunktes dürfte es wohl zweckdienlich sein, auch diese Abweichungen kurz zusammenzustellen. Die Leute, welche die provinzielle Aussprache nicht abgestreift haben, bilden auf dem Lande und in den meisten Städten die überwiegende Mehrzahl. Sie sprechen zunächst g im Anlaute und Auslaute wie das ch in lachen. (Ganz Unbeholfene lassen es, wenigstens beim Lesen, auch wohl im Inlaute so tönen, während es da sonst meist stimmhafter Schleifer ist.) Jene Aussprache soll hier aushülfsweise, wo es nötig, durch gh ausgedrückt werden. Man spricht also: gheben, ghehen, ghleich usw. Eine andere Eigenheit ist bekanntlich die, dass sch, wo es altem sk entspricht, wie s-ch, sonst aber wie bloszes stimmloses (hartes) s lautet. Um den westfälischen Laut des s-ch auszudrükken, bedient man sich mitunter der Bezeichnung sg. Also sgicken = schicken, Sgatz = Schatz. S statt hochd. sch zeigen z. B. slafen = schlafen, slüpfen = schlüpfen, smerzen = schmerzen, swimmen = schwimmen. Die so Sprechenden sind durchgehend nicht im Stande, ein wirkliches einheitliches sch auszusprechen. Auffällig ist es, dass man mitunter die Behauptung hört, auch die provinziell sprechenden Westfalen sprächen in den Verbindungen sp und st das s wie sch aus Diese Meinung kann nur von Schwerhörigen aufgebracht sein, die ein so dickes Trommelfell haben, dass sie für feine Lautunterschiede gar kein Gefühl besitzen. Auch in der gebildeten westfälischen Sprechweise ist diese Lautigung, welche in dem preuszischen Regelbuche (§ 12 Anm. 5) als allgemein deutsch angegeben wird, kaum oder äuszerst wenig üblich. (Ich für meine Person bediene mich ihrer nicht.) Im Rheinlande scheint sie vielfach zu herrschen. Also Schtein statt: Stein. Es ist auch bemerkenswert, dass die Gegend von Elberfeld den sch-Laut statt anderweitigen s sehr begünstigt. Wie weit das aus dortiger Gegend ostwärts nach Westfalen hinübergreift, ist mir unbekannt. Durch Anlehnung ans Hochdeutsche verleitet, haben Mundartenschriftsteller vielfach sch gesetzt, wo ganz entschieden nur s gesprochen wird. So schreibt Grimme, Schwänke[6]: S. 73, schnyien = schneiden; S. 74, Schwiepe = Peitsche usw. Wenn ich das Sauerland richtig kenne, und das glaube ich versichern zu können, wird dort in diesen Wörtern eben so wie im übrigen Westfalen nur ein s, nie sch gesprochen. Anlautendes s wird in den meisten Gegenden Westfalens stimmlos (hart) gesprochen. Seitdem jedoch das preusz. Regelbuch den stimmhaften (weichen) Laut als mustergültig hingestellt hat, mehrt sich durch den Einfluss der Schule diese Sprechweise. Da sie auf dem Wege zu sein scheint, die herrschende zu werden, habe ich mich ihr bei dieser Abhandlung in der Schreibung gefügt, obwohl ich beim Sprechen gewöhnlich am Althergebrachten festhalte, also „sagen“ nicht „fagen“ ausspreche. Ich habe dann auch in Fremdwörtern f geschrieben, wo ich es demgemäsz sprechen würde. Eine Entscheidung soll damit natürlich nicht getroffen sein.

falens ziemlich gleich und dieſelben wie die allgemein norddeutschen der Gebildeten. In der Nordwestecke (etwa von Borken nach Weſel zu) weicht aber der Klangkarakter, durch das dortige Plattdeutsch beeinflusst, etwas ab, namentlich in den Zwielauten (Diphthongen). Da meine Kenntnis davon nur auf Erinnerung von früher beruht, beschränke ich mich auf dieſe allgemeine Angabe. Eine andre Abweichung tritt auf in dem Gebiete von Paderborn auf Warburg zu. Hier hat (in der provinziell gefärbten Aussprache des Hochdeutschen) das lange a einen tiefen, zum o neigenden Klang, ähnlich wie in manchen ſüddeutschen Gegenden, während a in den übrigen Teilen Westfalens hell lautet, ähnlich wie das franzöſische a, vollkommen dem Normallaute a bei Trautmann entsprechend.

Die Hauptabweichungen in andern Gegenden ſind dann noch folgende. Dass manche mittel- und ſüddeutsche Gegenden a vielfach tiefer und dumpfer, nach o hin geneigt, sprechen, wie Ähnliches auch ſüdöstlich von Paderborn herrscht, ist schon erwähnt. Ein weſentlich helleres a, das aber doch tiefer klingt als das westfälische, habe ich bei Ostfrieſen und Mecklenburgern vernommen. — Dann ist die Abweichung bei e zu bemerken. Dass in Westfalen, und wohl auch in ſehr vielen andern Gegenden, jedes betonte oder, wie Trautmann ſagt, treffige e (z. B. in leben, geben) den Wert des geschlossenen e hat (auszer vor r, m, n, alſo lautet wie franz. é in été uſw.) kommt hier für die Abgrenzung der verschiedenen Selbstlautklänge zunächst weniger in Betracht, da in dieſem Falle blosz einer unſerer Normallaute durch einen andern erſetzt ist. Anders liegt die Sache bei dem ſächsischen offenen ä und e gegenüber westfäl. e. Bei ersterem ist, wie schon erwähnt, der Mund weiter geöffnet, und der Klang ist deutlich verschieden. Es ist dem franz. è ziemlich gleich. Dass die Sprechweiſe, wie ſie in Westfalen herrscht, durch ganz Norddeutschland die verbreitetere ſein muss, schliesze ich aus einer Bemerkung von Plötz in dessen „Syst. Darstellung der franz. Aussprache“ S. 66. Dort heiszt es, es ſei Bequemlichkeit der deutschen Schüler und Ziererei der Schülerinnen, dass ſie meist den Mund nicht bis zur Hervorbringung des offenen e öffnen wollten. Von Bequemlichkeit und Ziererei kann aber hier gar keine Rede ſein; es ist vielmehr den Lernenden meist nicht geſagt worden, dass bei franz. è der Mund weiter zu öffnen ſei als beim nordd. (offenen) ä. Genaueres hierüber später. Normales ö lautet wie franz. eu in peu, ü wie franz. u in lune. Dem gegenüber stellt ſich in ſüd- und mitteldeutschen Gegenden oft ö dem (geschlossenen) e und ü dem i ziemlich nahe oder fällt gänzlich mit ihm zuſammen.

Dieſe hier gegebene allgemeine Kennzeichnung der Normal-

laute, von welchen ausgegangen wird, genügt erst für unſere Zwecke. Genauere Bestimmung ergiebt ſich durch die Betrachtung der Klangfarbenunterschiede. Bevor wir zu dieſer übergehen, werfen wir passend erst noch einen Blick auf die Artunterschiede der vokalischen Laute, ich meine die Unterschiede von Kürzen und Längen, von einfachen und zuſammengeſetzten Vokallauten.

Die Unterscheidung von kurzen und langen Vokalen ist allgemein bekannt.[1] *Die Zwielaute müssen wir mit in Betracht ziehen, einerſeits weil der Übergang von einfacher Länge zum Zwielaute oft kaum merklich hervortritt, anderſeits weil der zweite Bestandteil eines Zwielautes (Diphthongen) in ſeiner Bildung etwas abweicht von der Bildung der entsprechenden Einzellaute, und weil die beiden Bestandteile ſo nahe zuſammenliegen können, dass der Laut bei weniger genauer Betrachtung als einfach erscheint.*

Wir gehen bei der Betrachtung aus von den Kürzen und von den deutlichen Zwielauten (wie au in Baum), deren beide Bestandteile möglichst geſondert hervortreten. Die Kürzen bilden den Grundbestand aller Selbstlaute. Sie ſind nicht nur der Zeit nach streng einheitlich, inſofern ihre Dauer ſich bei den einzelnen ziemlich gleichmäszig wiederholt, ſondern ſie ſind auch der Klangfärbung nach streng einheitlich. Die Zwielaute ſind auch gewissermaszen noch einheitliche, man möchte ſagen in ſich geschlossene Laute, inſofern ihre Hervorbringuug nur mit einem einzigen Einſatze der Stimme geschieht. Bei den im Hochdeutschen üblichen Zwielauten liegen die beiden Bestandteile dem Klange nach möglichst weit auseinander [au, ai (ei meist = a + i) (äu, eu =) öü]. Die beiden Bestandteile können aber auch dem Klange nach näher zuſammenliegen, wie ſolches ſowohl in Fremdsprachen wie auch in deutschen Mundarten begegnet. Gegenüber ai (a + i) kann z. B. äi (ä + i) auftreten oder, was noch näher zuſammenstehende Bestandteile enthält, ei (= e + i; nicht das ei des Hochd., welches meist wie a + i lautet!). In allen dieſen treten die beiden Bestandteile noch ſo deutlich hervor, dass die Zweiteilung augenfällig bleibt und auch bei der schriftlichen Darstellung durchgehend zum Ausdruck gelangt, wenn nicht eine alte (auf früher anderen Laut zurückgehende) Gewohnheit im Wege steht (wie bei engl. i in wide uſw.). Hier haben wir alſo immer noch deutliche Zwielaute. Die beiden Bestandteile des Zwielautes können aber noch enger zuſammenliegen, ſodass beide nur eine verschiedene Färbung des gleichen Grundlautes, z. B. eines u, bilden. Dabei kann immer noch ein entschiedener Übergang der

[1] † Da ſich doch einige Leſer finden könnten, die damit nicht hinreichend vertraut wären, mögen einige Beispiele zuſammengestellt ſein. Einem Worte mit kurzem Selbstlaute ist jedesmal ein ähnlich lautendes mit einer Länge zur Seite gestellt. a: Ratten : raten; Fall : fahl. — e: Felle : fehle; retten : reden. — i: bitten : bieten. — o: rotten : roten. — u: Mutter : mutig uſw. †

Stimme aus der einen Färbung in die andere hervortreten. Bei der gewöhnlichen oberflächlichen Lautbetrachtung, wie sie beim gewöhnlichen Schreiben üblich, werden solche Laute aber durchgängig als einfach und zwar als Längen betrachtet. Ihnen gegenüber sind die wirklich auch der Tonfärbung nach einfachen Längen wohl zu unterscheiden. Diese entstehen dadurch, dass die Stimme einfach in der gleichen Färbung länger (gewöhnlich beim Sprechen etwa doppelt so lange) angehalten wird als bei der Kürze. In der Zeitdauer sind die beiden Arten von Längen ziemlich gleich. Wer nicht gewohnt ist, auf feine lautliche Unterschiede zu achten, wird den Unterschied der beiden Arten meist nicht merken. Hierauf vor Betrachtung der Schattierungen der vokalischen Einzellaute einzugehen, war notwendig, ***weil selbst in wissenschaftlichen Werken die im Grunde genommen zwielautigen Längen vielfach als einheitlich angesehen und dann als besondere Lautfärbung betrachtet werden,*** *was verwirrend wirkt. Wir müssen nach einem naheliegenden Zeichen suchen, den Unterschied der beiden verschiedenartigen Längen darzustellen. Nennen wir die gewöhnlichen Zwielaute oder Diphthongen weite Zwielaute, diejenigen aber, deren beide Bestandteile so enge zusammenliegen, dass die Einheitlichkeit des Lautes vorherrscht, können wir enge Zwielaute oder zwielautige Längen nennen. Dem gegenüber können wir die Längen, welche blosz durch längeres Anhalten der Stimme in der gleichbleibenden Tonfärbung entstehen, die sich also nur durch die Dauer von den Kürzen unterscheiden, als Dauerlängen bezeichnen. Bei a wird wohl nur Dauerlänge vorkommen? Bekanntlich giebt es zwei gebräuchliche Längezeichen, den Zirkumflex (ˆ) und den geraden Strich (¯) über dem betreffenden Vokalzeichen, ô, û, ê, î und ō, ū, ē, ī. Nutzen wir diese Verschiedenheit aus. Bei der zwielautigen Länge knickt die Stimmfärbung gleichsam um; wählen wir, sie zu bezeichnen, die geknickte Linie, den Zirkumflex. Bei der anderen Länge geht die Stimmfärbung gleichsam gerade aus, weshalb für sie passend die gerade Linie gewählt wird. Ich bin gewohnt, im Hochdeutschen nur Dauerlängen zu sprechen, wie es bei den Norddeutschen, denen das Hochdeutsch künstlich aufgepfropft ist, wohl durchgehend der Fall ist. In Mittel- und Süddeutschland mögen auch im Gemeindeutschen oft zwielautige Längen auftreten, wie dort überhaupt die Sprechweise meist stärker örtlich gefärbt ist, weil sie der Mundart näher steht. Genauere Beobachtungen darüber stehen mir nicht zur Verfügung. In den nordd. Mundarten sind die zwielautigen Längen häufig. Münster: dôk = Tuch, hûs = Haus, rîke = reich, rêken = reichen, dö·ke[1] = Tücher, hü·ser = Häuser. Auch im Englischen herrschen sie, wie die Angaben bei Trautmann § 373 zeigen. Nur ist der Ausdruck, ii und uu sind „keine reine Monophthongen* ***mehr***“, *wohl etwas ungenau. Sie sind wohl*

[1] Die Länge eines Vokales ist hier und ff., wo keine passende Type zur Verfügung stand, gemäsz Abschn. VII aushilfeweise durch einen oben in die Linie hinter das betr. Vokalzeichen gesetzten Punkt ausgedrückt.

nie reine Monophthonge gewesen? Auch der Umstand, dass der Laut des engl. langen a, z. B. in fate, von einigen als einfach, von andern aber als zwielautig bezeichnet worden ist (Storm S. 105), weist darauf, dass ein enger Zwielaut, eine zwielautige Länge vorliegt. Die engen Zwielaute als strenger einheitlich zu betrachten wie die weiten, deutlichen Zwielaute, und sie darum durch ein einzelnes Vokalzeichen darzustellen, empfiehlt sich, weil sie so wenig scharf von den streng einheitlichen Längen sich unterscheiden, dass sie oft mit solchen wechseln, dann auch weil sie nicht passend durch zwei gewöhnliche Lautzeichen gegeben werden können. Nehmen wir z. B. das ú. Es besteht aus zwei Bestandteilen, deren erster dem o meist etwas näher liegt als der zweite. Vgl. auch engl. ú, Trautmann § 439. Wie sollen wir es nun bezeichnen? Durch ou? Das wäre ungenau, denn der erste Bestandteil ist immer noch ein u und entschieden kein o. Sollte man nun durch uu bezeichnen? Das passt auch nicht, weil dann nicht zum Ausdruck gelangt, dass die beiden Bestandteile verschiedene Lautfärbung aufweisen. Die bei Trautmann § 373 erwähnte Angabe, dass der zweite Bestandteil konsonantisch sei, nähert sich der Wahrheit, ist aber nicht genau. Über die Lautfärbung der einzelnen Bestandteile zwielautiger Längen kann erst weiter unten bei der genaueren Betrachtung der Lautfärbung der Einzellaute gehandelt werden. Ich will aber schon bemerken, dass man ú ungefähr richtig bezeichnet, wenn man sagt: es ist ein Zwielaut, dessen erster Bestandteil sich dem Schlusslaute oder dem Mittellaute von Trautmann's vierter Vokalreihe etwas nähert und dessen zweiter Bestandteil ein gewöhnliches, recht enges (mit möglichst engen Lippen gesprochenes) u ist. Wollte man in der Mundstellung, welche beim Ausgange des Lautes ú eintritt, das u antönen lassen, so würde es sich allerdings der konsonantischen Natur leicht etwas nähern. Die bei Storm S. 432 (zu S. 71) angeführte Bemerkung von Sievers ist treffend. Die Scheidung von Dauerlängen und zwielautigen Längen trifft einigermaszen zusammen mit der sprachgeschichtlichen Scheidung in Tonlängen (Trefflängen) und Naturlängen. Die Tonlängen sind wohl meist Dauerlängen, die Naturlängen aber in den Mundarten zumeist zwielautige Längen. Nur o (s. S. 49 u. 40) ist wohl zumeist Dauerlänge; um Münster und Soest z. B. stets. Im Holländischen sind mitunter auch echte zwielautige Längen durch Tonlängung entstanden. So glaube ich das e in „hemel" ganz deutlich als zwielautig vernommen zu haben; ganz entschieden ist es bei veel der Fall. Die zwielautigen Längen wechseln oft mit Dauerlängen, namentlich in den Städten, wo Leute aus verschiedenen Gegenden zusammengeströmt sind. Genauer kann hier auf dies nicht eingegangen werden. Der Unterschied beider Längen im Klange ist nicht so bedeutend, dass er zur Differenzierung von im übrigen gleichlautigen Wörtern geeignet wäre. Gleichwohl wäre es möglich, dass in der gleichen Sprache verschiedene Wörter hier die eine, dort die andere Längenart aufwiesen. Solche Scheidung könnte man fürs Holländische anzunehmen geneigt sein. Tonlängen und ursprüngliche Naturlängen werden dort in der Schreibung

auseinander gehalten, indem naturlanges o oder e auch in offener Silbe durch oo, beziehentlich ee bezeichnet wird. Beispiele: weeken = weichen, erweichen, weken = Wochen; rooken = rauchen, geroken = gerochen. Bei holländischen Grammatikern findet man wohl die Behauptung, dass dem auch ein Unterschied im Klange entspreche. Im allgemeinen scheint mir das aber nicht zuzutreffen, eben ſo wenig als bei ei und ij von einem Lautunterschiede etwas zu merken wäre.

Statt der Naturlängen, welche in den meisten Mundarten als zwielautige Längen oder enge Zwielaute erhalten ſind, haben manche Mundarten durchaus weite, eigentliche Zwielaute eintreten lassen. So die östlichen westfälischen Mundarten. Soest: haud = (Münster) hôd = Hut; hius = M. hûs = Haus; rɣike = M. rîke = reich; raiken = rêken = reichen; daike = M. dö·ke = Tücher; huiſer = hü·ſer = Häuſer.

Bei den Zwielauten müssen wir noch eine Scheidung und Einteilung vornehmen. Dieſelbe gründet ſich auf das Stellungsverhältnis der beiden Lautbestandteile. Die einfachen Selbstlaute lassen ſich nämlich nach ihrer Lautverwandtschaft in eine bestimmte, feste Ordnung gruppieren. Dieſe Gruppierung ist folgende:

a	*ä*	*e*	*i*	
ɑ	ɒ	*o*	*u*	
(ä)	ö	ö	ü.	

Die durch Frakturbuchstaben gegebenen Laute kommen in der hochdeutschen Normalsprechweiſe entweder gar nicht vor (ɑ, ö, ä) *oder doch nicht alleinstehend* (ɒ). *ɒ erscheint als erster Bestandteil des Zwielautes ɒü (wie meist äu und eu in Bäume und heute gesprochen wird). Dieſe Anordnung stimmt (bis auf* ä) *mit der von Trautmann gegebenen. Ich bin aber auf anderem Wege darauf gekommen. Ich fand nämlich, dass die Laute als Bedeutungsdifferenzen ausdrückend ſo geschieden und nebeneinanderstehend erscheinen. Vgl. S. 21 oben, 22 unten. Die bekannteren Zwielaute ſind nun ſo zuſammengeſetzt, dass der zweite Bestandteil mehr am Ende jener Reihen steht als der erste (ai ae ei au ɒü). Zu dieſer Klasse ſind auch die Zwielaute zu rechnen, deren Bestandteile in verschiedenen Reihen stehend gleichmäszigen Abstand vom Anfange haben. Solche ſind im Hochdeutschen nicht bekannt, begegnen aber in den Mundarten z. B. Soester iu (= i + u) ui (= u + i). Schwäbisch ui in huite = heute.*

Die andere Gruppe der Zwielaute ist ſo zuſammengeſetzt, dass die Bestandteile ſich in entgegengeſetzter Ordnung folgen. Der erste Bestandteil steht alſo dem Ende der Reihe näher als der erste. Beide Bestandteile gehören auch im allgemeinen derſelben Reihe an, während das bei der andern Gruppe weniger der Fall. Am zahlreichsten vertreten ſind ſolche Zwielaute in den westfäl. Mundarten. Da führen ſie den Namen westfäl. Brechungen. Als ſolche erscheinen:

iä (ia)	*iɛ* [1]
uɒ (ua)	*uɛ (uo)*
üö	*üɛ*

[1] ɛ soll das kurz abgestoszene e bezeichnen.

Die westfäl. Brechungen können den ersten Bestandteil deutlich gelängt haben; dann machen sie den Eindruck einer Länge, sonst aber den einer Kürze. Kürze steht durchgehend vor Verschlusslauten (Klappern), Länge vor Reibelauten (Schleifern). Diesen Verbindungen ähnliche Gebilde kommen vereinzelt auch in andern Sprachen vor. Das Schwäbische hat einen derartigen Laut ea oder eä. n schleätes jo·r = ein schlechtes Jahr; kloat = Kleid. Dem westfäl. iä ist in etwa ähnlich das franz. iè in fièvre, ie in tiens, nur dass in letzteren i, fast könnte man sagen, einen mitlautartigen Karakter hat. Auch polnisch je in jest = ist und russ. jatj (Blg. 1) entspricht ihm annähernd. Dem uo entspricht in etwa der Laut des italienischen uo in buono, annähernd auch franz. oi in roi. Im Gegensatze zu diesen Lauten gedachte ich zuerst die der ersten Gruppe gerade Zwielaute, diese selbst aber ungerade Zwielaute zu benennen. Nachdem ich Trautmanns Werk kennen gelernt, schliesze ich mich lieber dessen Bezeichnung an und nenne die ersteren (au, ai usw.) fallende, die anderen steigende Zwielaute. Die Benennung geht von gleicher Anschauung aus. Darnach haben wir als Arten: kurze Selbstlaute, Dauerlängen (Tonlängen), zwielautige Längen, weite Zwielaute oder gewöhnliche Diphthonge. Letztere können fein fallend und steigend. Dem ist, wie es scheint, noch eine andere Art hinzuzufügen, die sich zu den steigenden weiten Zwielauten verhält wie die zwielautige Länge zu den fallenden weiten Zwielauten. Als einen solchen Laut glaubte ich zuerst das bergische i in himel = Himmel auffassen zu müssen (Gegend von Langenberg-Elberfeld). Es stand mir nur Auskunft zu Gebote von einer Person, die seit Jahren ihre dortige Heimat verlassen hatte, weshalb ich nicht zuverlässig darüber urteilen konnte. Später schien mir in dem Worte eher ein einfaches velares (siehe später) i vorzuliegen. Entschieden hieher gehört aber wohl das mecklenburgische a in spraken = gesprochen. Es machte mir den Eindruck, dass es mit einem dumpferen a einsetze, um dann in ein helleres überzugehen. (Bei einer Person aus Mecklenburg-Strelitz beobachtet.) Auch das russ. o in borba (= Ringen) schien mir ein solcher Laut zu sein. Er machte mir in etwa den Eindruck von uo, beide Bestandteile aber eng vereinigt und sehr nahe zusammenliegend. Genauere Beobachtungen über diese Lautart konnte ich noch nicht anstellen. Die Beachtung derselben scheint mir für die Erkenntnis sprachgeschichtlicher Entwickelung von besonderer Bedeutung. Ist die Annahme dieser Laute richtig, und ich zweifle nicht daran, dann würden wir eines karakteristischen Zeichens dafür bedürfen. Als solches scheint mir ein umgekehrter Zirkumflex über dem betreffenden Vokalzeichen passend. Blg. 2.

Hiermit sind die wesentlichen Artunterschiede der Selbstlaute wohl erschöpft. Es ist nur noch zu erwähnen, dass neben der gewöhnlichen einfachen Kürze auch noch eine Unterkürze anzunehmen ist. Das erste e in messen, recken ist kurz, aber das zweite ist entschieden und deutlich noch kürzer, sodass wir es etwa als die Hälfte einer Kürze ansehen können. Diese Eigenheit der Laute anzeigen zu können, scheint für die

Wissenschaft wünschenswert. Die gewöhnliche Kürze wird bekanntlich durch ein über das Selbstlautzeichen gesetztes Häkchen bezeichnet. Es wäre nicht unpassend, in Anlehnung daran die Unterkürze durch ein entsprechendes (umgekehrtes) Häkchen unter dem Selbstlautzeichen anzudeuten. Blg. 3. Auch in Zwielauten erscheint der zweite Teil oft so geschwächt, dass er nur noch ein Bruchteil des ersten ist. Dies wäre entsprechend zu bezeichnen. Bairisch: zaig = Zeug; baime = Bäume. Blg. 4. Kürzen können auch verstärkt auftreten (Überkürzen). Da man dies in der alten Metrik durch einen in das Kürzezeichen gesetzten Punkt ausdrückt, können wir uns dem auch in anderen Fällen anschliesszen. Blg. 5. Daran uns anlehnend, können wir den Wert einer Unterkürze, wo kein Vokalzeichen dabeisteht, passend durch einen einfachen Punkt ausdrücken. Das oben als unter dem Vokalzeichen zu setzende umgekehrte Kürzezeichen möchte alleinstehend wohl nicht recht passen. Es wird später dargelegt werden, dass die Selbstlaute im Worte „Mutter" den Blg. 6 angedeuteten Wert haben. Wir schliesszen hier noch an, dass es unter Umständen wünschenswert sein könnte, auch ein Zeichen vorrätig zu haben, durch welches ausgedrückt werden könnte, dass zwei zusammenstehende Selbstlautzeichen zu einem Zwielaute zusammenflieszen und zwar so, dass die beiden gesetzten Zeichen ihrem ursprünglichen Werte nach wirklich in dem Zwielaute erhalten bleiben, was z. B. bei hochd. äu und eu nicht der Fall ist. In Anlehnung an den Zirkumflex über zwielautigen Längen schlage ich als Zeichen ein Häkchen über dem zweiten Selbstlautzeichen vor, wie Blg. 7 über dem u angegeben. Damit wäre auch für Sprachen, die oft einen einfachen Laut durch zwei Vokalzeichen ausdrücken (Monophthongen), ein Mittel gegeben, auszudrücken, dass die beiden Zeichen nicht, wie gewöhnlich, monophthongisch, sondern als echter Zwielaut ausgesprochen werden sollen. So würde dann z. B. im Franz. die Blg. 7 angegebene Darstellung ausdrücken, dass au nicht wie o, sondern wie deutsch au lauten soll. Ebenso könnte die zweite Zusammenstellung anzeigen, dass ae nicht unser ä, sondern einen echten Zwielaut ausdrücke. Das Zeichen soll natürlich nur zu wissenschaftlichen Zwecken vorgeschlagen sein.

Eine übersichtliche Zusammenstellung der Lautarten wird nützlich sein. Wir haben:

1. Kürzen, z. B. ĕ, ŭ (Unterkürzen und Überkürzen. Blg. 3, 5, 6).
2. Längen (Wert von 2 Kürzen).
   a) Dauerlängen (Tonlängen). ē, ū.
   b) zwielautige Längen oder fallende enge Zwielaute. ê, û.
3. Weite Zwielaute.
   a) fallende weite Zwielaute; au, ai.
   b) steigende weite Zwielaute; uo, iä.
4. Steigende enge Zwielaute (?). Zeichen Blg. 2.

Betrachten wir die Verwandtschaft dieſer verschiedenen Lautarten, ſo finden wir, dass durch den auf eine Silbe gelegten Nachdruck die Kürze leicht in eine Tonlänge übergehen kann. Tonlänge und zwielautige Länge liegen ſo nahe zuſammen, dass ſie bei weniger Achtſamkeit leicht mit einander verwechselt und gemischt werden. Werden die beiden Bestandteile der zwielautigen Länge in der Klangfarbe weiter auseinandergeführt, ſo entsteht daraus ein echter, weiter Zwielaut. So steht dem hochd. au von Haus im Gotischen und Altd. ein û gegenüber. Das Münstersche Platt hat jenen Laut bewahrt, wie die meisten plattd. Mundarten, während das Hochd. die beiden Bestandteile des û allmählich weiter auseinandergetrieben hat, bis schlieszlich au daraus geworden ist. Ähnliches ist im Englischen eingetreten; house = Haus. Die östlichen westfälischen Mundarten haben aus û ein iu entstehen lassen. Dies iu ſetzt wohl ein eu (e + u) als Durchgangsstufe voraus? Ein ſolcher Laut wird auch strichweiſe vernommen. hius (= heus) = Haus. Jedoch ist e (und auch i bei iu) bei dieſem eu nicht das gewöhnliche, am Vordergaumen gebildete, ſondern ein velares. Davon später. In Schwaben erscheint auch ein ähnliches (velares) o als erster Bestandteil. Alſo: hous. Im Holländischen hat u den Wert eines ü erhalten. Dementsprechend ist der aus û entwickelte Laut dem Hochdeutschen Umlaute von au (nahezu) gleich. Dargestellt wird dieſer holländ. Laut, dessen genauere Erklärung später folgt, durch ui, alſo huis = Haus.

Einen ganz entsprechenden Wandel der einen Lautart in die andere zeigen die westfälischen Brechungen. — iä, iɛ, uɒ, uɛ, üɒ, üɛ. — iätɛn = essen; biätɛr = besser; biɛtɛn = gebissen; uɒpɛn = offen; buɛtɛr (buotɛr) = Butter; ghuɛd = gut;[1] lüɒkɛr = Löcher; küɛkɛ = Küche. Nachdem ſo die Artunterschiede in der Natur der Selbstlaute dargelegt ſind, können wir dazu übergehen, die Klangeindrücke als Einzellaute in ihren Spielarten zu betrachten.

---

[1] Statt „ghuɛd“ ſollte man nach mhd. guot, got. gods erwarten: Münster: ghôd, Soest: ghaud. In dieſen Mundarten hat aber das Wort eine andere Lautstufe des Stammes angenommen, wie ſolches auch in andern Wörtern vereinzelt auftritt, z. B. in wit = weisz. Die ſelbst von Gelehrten vorgebrachte Annahme, in ghuɛd ſei das uɛ durch hochd. u veranlasst, ist thöricht und unhaltbar.

V. Spielarten (Nüancen[1]) der vokalischen Einzellaute mit namentlicher Berückfichtigung der Mundarten.

Wir wollen jetzt daran gehen, ein Gebäude (System) von Zeichen aufzustellen, welches uns in den Stand fetzen foll, alle denkbaren und möglichen Laute und Lautschattierungen nach einem überfichtlichen und leicht behaltbaren Gefetze zu bestimmen und zu bezeichnen. Die Lautverschiedenheiten im Sprechen find in den verschiedenen Mundarten viel zahlreicher, als die meisten zu glauben geneigt find. Gehe jeder von der Mundart aus, die ihm am genausten bekannt ist, und denke über die Abweichungen der nächststehenden nach. Was findet er? Wennschon der Grundeindruck der Laute mancher benachbarter Gegenden auch noch ziemlich derfelbe ist, fo empfindet er doch deutlich merkbare Unterschiede im Klangkarakter, hier diefes, dort eines anderen Lautes. So steht es um die Sprechweifen, an die fein Ohr gewöhnt ist. Will er nun aber einen Fremden, dessen Ohr nicht an die betreffenden Laute gewöhnt ist, auf den Unterschied aufmerkfam machen, fo empfindet diefer einen folchen oft nicht, trotzdem er den an die Mundart Gewöhnten fo scharf auffällt, dass die Sprecher der einen Mundart den abweichenden Laut oft zum Spotte nachahmen. Man empfindet die Abweichung eben nur, wenn einem von zwei naheliegenden Lauten der eine ziemlich bekannt ist. Sind einem aber zwei Laute ungewohnt, fo werden fie dem Ohre fehr leicht zufammenfallen. Nehmen wir ein Beispiel. Es giebt in der Soester Mundart zwei Zwielaute, die Ähnlichkeit mit einander haben, trotzdem aber fo wefentlich verschiedenen Klang haben, dass fie zur (Differenzierung) Scheidung verschiedener Bedeutung dienen. Ich meine die beiden Zwielaute, die ich bezeichne den einen durch ui, den andern durch u̯i. Der erstere ist ziemlich genau u + i oder u + ü. In dem anderen ist der durch u̯ bezeichnete Bestandteil auch eine Art u, aber ohne Lippenenge gesprochen. Wörter wie kuiken = Küchlein und ku̯iken = gucken find fo wefentlich im Laute unterschieden, dass es un-

[1] Ich meide gern Fremdwörter, aber für Nüance scheint bisher im Deutschen kein Wort vorhanden, welches den ganzen Begriffsumfang, der hier bezeichnet werden muss, treffend geben könnte. Nüance ist offenbar aus nutantia, bedeutet alfo im Ursprunge Hin- und Herschwankung, Hin- und Herneigung. Dem Worte spielen liegt ursprünglich eine ähnliche Bedeutung zu Grunde wie dem nutare; Spielart passt noch wohl am besten für den Begriff, wenngleich die Zufammenfetzung eine Verengung und Steifheit bedingt; auch kann man dabei die bequeme Bildung „nüancieren“ nicht nachahmen. Oder follen wir fagen: „spielartieren“? Schattierung, schattieren hat auch etwas Unbehagliches für den Begriff.

möglich scheint, ſie zu verwechseln. Die meisten Menschen mögen aber nicht an einen Zwielaut u + i gewöhnt ſein. Wenn dieſe Leute in Soester Mundart sprechen hörten, würden ſie schon dieſe ſehr weit auseinanderliegenden Laute leicht verwechseln. Es würde ihnen aber erst recht schwer fallen, zwei Schattierungen des Lautes ụi zu unterscheiden, welche von den Bewohnern der Gegend ſo scharf empfunden werden, dass man daran ſofort erkennt, ob jemand im Orte fremd ist. Genaueres darüber später. Mein Ohr ist an dieſe beiden Unterschiede gewöhnt, und ich empfinde ſie darum ſehr scharf; durch längere Übung bin ich überhaupt dazu gekommen, alle feineren Lautschattierungen leicht zu beachten. Trotzdem aber kam es mir vor, dass ſolche, die eine entferntere Mundart sprachen, von zwei Lautschattierungen verſicherten, dass ſie in ihren Gegenden unterschieden würden, während ich doch den Unterschied nicht recht fassen konnte. Man darf darum Unterschiede, welche man nicht ſelbst gleich deutlich empfinden kann, nicht ohne weiteres abstreiten wollen. Anderſeits könnte einer ſagen, auf ſo kleine Lautunterschiede könne oder brauche man keine Rückſicht zu nehmen. Das wäre aber ſehr verfehlt, denn einerſeits können wir dadurch, dass wir dieſelben verfolgen, am besten in das Weſen der Laute eindringen, anderſeits bilden die kleineren Abweichungen die allmählichen und vermittelnden Übergänge zu den gröszeren Lautverschiedenheiten. Um noch mehr zu überzeugen, dass ſolch kleinere Lautabweichungen oft nicht ſo unweſentlich ſind, will ich auf ähnliche Verhältnisse beim Geſichtseindrucke kurz hinweiſen. Ich erinnere mich, dass ich einst, als ich neu in eine Lehranstalt kam, wo mir alſo die etwa 40 Geſichter meiner Klasse alle fremd waren, zuerst zwei oder drei Paare von Geſichtern nicht auseinanderhalten konnte. Ich verwechselte zuerst die ähnlichen Geſichter; als ich aber einige Zeit auf der Klasse war, begriff ich nicht, wie ich ſie nur hatte verwechseln können, eine ſo bedeutende Verschiedenheit fand ich da heraus. Im Leben geht es uns oft ähnlich. Zwei Perſönlichkeiten, welche uns fremd ſind, mögen wir zeitweilig nicht unterscheiden; ſobald wir dann mit der einen genauer bekannt werden, treten die Unterschiede uns schärfer entgegen, ſodass an gar keine Verwechselung mehr zu denken. Ähnlich liegt es bei den Lauten. Es wäre nun zu wünschen, dass die Lautverschiedenheiten eines gröszeren Sprachgebietes, z. B. des deutschen, mit ſeinen ſämtlichen Mundarten, in ihrer Geſamtheit auch auf ſolch kleine Abweichungen hin wissenschaftlich unterſucht und festgestellt würden. Aber ſo lange keine genaueren Vorarbeiten über die einzelnen Gegenden vorhanden ſind, ist eine allſeitige Erschöpfung der Geſamtheit nicht möglich, weil der

Einzelne nur über die Gegenden Genauigkeit geben kann, mit deren Sprechweiſe er vollkommen vertraut ist. Zu einer ſolchen Feststellung müssen alſo viele mitwirken. Sollen ſie das aber können, dann muss ein einheitlicher Plan geschaffen werden, nach welchem die Verschiedenheiten bestimmt und durch leicht verständliche Zeichen zur Darstellung gebracht werden. Wir werden ſpäter ſehen, dass die hier gegebenen Zeichen verhältnismäszig nicht ſo zahlreich ſind. Da stets Gewicht darauf gelegt ist, dass ſie die Sache ſinnbildlich (symbolisch) andeuten, werden ſie leicht zu behalten ſein. Die Unterscheidungszeichen kommen natürlich nur für wissenschaftliche Zwecke in Betracht. Sollten die Unterscheidungszeichen, welche unter und über die Vokalzeichen geſetzt werden ſollen, auch im Druck verwendet werden, dann müssten ſie natürlich in den meisten Fällen in beſonderer Type hinter dem Buchstaben geſetzt werden, weil ſonst die Zahl der zu beschaffenden Typen zu zahlreich werden müsste. Wenn nun in dieſer Abhandlung eine Lautabweichung an einem aus einer bestimmten Sprechweiſe vorgeführten Worte klar gemacht wird, ſo ist damit natürlich nicht die ganze Reihe der Abweichungen, welche in jener Gattung bei den einzelnen Grundvokalen möglich ſind, erschöpft, ſondern es ſoll dabei die Abweichung nur durch ein Beispiel belegt werden. Ich nehme dabei hauptſächlich Rückſicht auf die westfälischen Mundarten, welche mir am genauesten bekannt ſind. Es wäre wünschenswert, dass in andern Mundartengebieten von darin Einheimischen ähnliche Vergleichungen mit Beachtung auch der feinsten Unterschiede aufgestellt würden. Auf dieſem Gebiete gäbe es noch ſehr viel Lohnendes zu thun.

Es ist schon geſagt, dass wir von einer Zuſammenstellung (von einem Systeme) fest bestimmter Normallaute ausgehen, an dieſen Normallauten die Spielarten abmessen und durch aufgestellte Unterscheidungszeichen den Karakter der jeweiligen Abweichung vom Normallaute anzugeben ſuchen. Gehen wir nun daran, die Normallaute zu entwickeln und das System zu begründen. Wie geſagt, gehen wir davon aus, dass es in jeder Sprechweiſe, in jeder Mundart nur eine beschränkte Anzahl differenzierter (bedeutungunterscheidender) Selbstlaute giebt, das heiszt feste Laute, welche durch ihren Klang ſo weſentlich von einander unterschieden ſind, dass durch ihre Verschiedenheit Bedeutungsunterschiede ausgedrückt werden, und dass darum ein beſonderes, ſelbständiges Zeichen zur Darstellung eines jeden erforderlich ist. Abweichungen von einem dieſer Laute, welche nicht ſo bedeutend ſind, dass ſie eine Bedeutungsverschiedenheit ausdrücken könnten, werden nur als Nebenlaute, als Spielarten, Nüancen angeſehen. Wir halten uns zuerst an die Laute, welche möglichst allgemein bekannt und gut differenziert ſind, das heiszt,

die möglichst scharf im Klange unterschieden sind. Wir thun sodann gut, den Lautstand möglichst lokalisiert fest zu bestimmen, und zwar halten wir uns an eine Sprechweise, welche möglichst viele Differenzlaute mit möglichst einheitlicher Stellung der Mundwerkzeuge aufweist. Wir würden also nicht passend ausgehen von Gegenden, in denen ö mit e, ü mit i im Klange zusammenfällt. An differenzierten Lauten, sofern sie alleinstehend auftreten, besitzt nun die gemeindeutsche Sprache bekanntlich 8: a e i o u ä ö ü. In Betreff einiger dieser Zeichen herrscht für die Aussprache Verschiedenheit, und wir müssen darum eine genauere Bestimmung vornehmen. Für a kann wohl als im allgemeinen Deutsch der Gebildeten die helle Aussprache als herrschend gelten, welche es dem hellen italienischen a ziemlich gleich tönen lässt. Diese Aussprache herrscht auch wohl überall auf der Bühne. Dieser Klang ist hier als Norm für das Zeichen a angenommen worden. Grosze Verschiedenheit in der Aussprache herrscht bei ä und e. Sobald es sich um die alleinstehenden Zeichen handelt, gilt wohl im grösztеn Teile Deutschlands, namentlich in den nördlichen Gegenden, für ä der Laut, der ungefähr zu dem des französ. è stimmt. So wird es z. B. auch in den französ. Lehrbüchern von Plötz verwendet. An diesen Wert halte ich mich hier auch. In manchen mittel- und süddeutschen Gegenden erhält das Zeichen ä bei der Aussprache mancher oder gar der meisten Wörter zwar einen andern Klang (ziemlich wie é), und wenn die von Trautmann als allein mustergiltig anerkannte Scheidung von offenem und geschlossenem e allgemeine Billigung finden sollte, dann würde das Zeichen ä für den hier gemeinten Laut gar unpassend werden. Wir dürfen aber wohl vorläufig bei dem Zeichen bleiben. Siehe später, Absch. VII. In manchen Gegenden, z. B. in Westfalen, wird e in betonter Silbe auszer vor r m n auch stets in allen Wörtern wie é in franz. été gesprochen, in manchen andern Gegenden, namentlich des Südens und des Mittellandes, hat es aber in den meisten Wörtern den Wert, den wir hier als allein für ä geltend angenommen haben. Hier bei unserer Darstellung ist also stets ä = è, e = é. Wenn wir die so bestimmten Laute des Hochdeutschen nach ihrer Klangähnlichkeit vergleichen, so finden wir, dass zunächst ä sich in die Mitte stellt zwischen a und e. Gehen wir in der Richtung a ä e weiter, so kommen wir auf i. Als Ordnung der 8 Laute des Hochdeutschen ergiebt sich so zunächst die folgende Gruppe:

a ä e i
o u
ö ü

Diese Laute sind also so scharf von einander geschieden,

dass ſie für ſich allein der Bedeutung nach unterschiedene Wörter hinreichend auseinanderhalten können. Das ſoll an einigen Wörtern dargelegt werden. (Ich halte mich hier in den Beispielen zunächst an den Brauch, wie er in den meisten nordd. Gegenden, im beſondern in Westfalen, herrscht, e stets gleich é zu nehmen. Es handelt ſich hier ja nur darum, zu belegen, dass è und é differenzierte Laute ſind.)

wagen	: wägen	: wegen	: wiegen	—	wogen	: wögen.		
ſagen	: fägen	: Segen	: ſiegen	—	ſogen	: fögen.		
baten	: bäten	: beten	: bieten	—	boten	: böten.		
Laden	: Läden	:		—	Loden	: luden	: lüden.	
Rabe	:	Rebe	: riebe	—	Rübe.			
kahle	:	Kehle	: Kiele	—	Kohle	: Kühle.		
haben	:	heben	: hieben	—	hoben	: höben		
						(huben	: hüben).	
Ratten	:	retten	: ritten	—	rotten	: rütten.		

In die oben aufgestellte Lautgruppe würden nun noch diejenigen Laute einzufügen ſein, welche andere Sprechweiſen neben den obigen Lauten noch als ſelbständige differenzierte Laute aufweiſen; und zwar müssen wir uns an diejenigen Schattierungen halten, welche in den wichtigsten Kultursprachen am besten vertreten ſind und die genauste Entsprechung in der Mundstellung bieten. Zunächst treffen wir da einen Laut, der dem Klange nach zwischen a und o liegt, dem o aber näher steht als dem a. Dieſer Stellung entspricht ziemlich das o in franz. encore, ſowie der Laut, der im Schwedischen durch a mit übergeſetztem kleinen o (Blg. 8) bezeichnet wird. Annähernd wird auch das englische a in saw, fall, small verglichen. In den plattd. Mundarten ist der Laut weit verbreitet. Da wird er meist durch ao, auch wohl oa, dargestellt. So geschieht es namentlich mit der Länge, während die Kürze oft auch einfach durch o gegeben wird. Beide Bezeichnungen ſind ganz ungenau. Auch in manchen ſüd- und mitteldeutschen Mundarten mag der Laut gut vertreten ſein, abgeſehen von einem anderen, ähnlichen, dem hellen a näherstehenden Laute. Er ist mir z. B. angegeben aus der Gegend von Eschwege (ſüdl. von Kassel) in „loszen“ = lassen, dɒ = da. Das a in „Wasser“ lautet dort ähnlich, aber dem hellen a näher stehend. Es wurde mir verſichert, dass die beiden a in „lassen“ und „Wasser“, obwohl ſie beide dem Klange des o ſich nähern, doch als im Klange deutlich verschieden empfunden werden. (?) Auch in Schwaben begegnet uns der Laut (Gegend von Tuttlingen) als Länge ziemlich in den gleichen Stämmen, die ihn auch im westfäl. Platt zeigen (aber nicht in lassen = Münst. lotɐn, Eschwege: loszɐn). n schleächtɐs jo·r =

Münst. n slecht jo·r = ein schlechtes Jahr. jo· = ja. ro·t = ro·d = Rat. pro·tɛn = plaudern, prahlen. o·bɛnt = o·bɛnt, o·wɛnt = Abend. Dɛs mɔg schɔ sin = das mag schon sein. Aber: lass mich gauɛ = lass mich gehen; wassɛr = Wasser. (So ist mir von Leuten, die aus jenen Gegenden stammten, hier berichtet worden.) Es genügt uns hier, das Auftreten des Lautes für verschiedene Gegenden angedeutet zu haben, sodass jeder Leser sich wenigstens eine allgemeine Vorstellung von ihm machen kann, wenn er mit dem oben angeführten französischen „encore" nicht vertraut ist. In den meisten Fällen ist der Laut des dumpfen a mancher süddeutscher Gegenden wohl dem hellen a näher stehend als der hier für das System aufzunehmende. In der (mit Trautmann) als Norm angenommenen Sprechweise des Deutschen erscheint dieser Laut auch in dem durch äu, eu ausgedrückten Zwielaute, wie in „Bäume, heute". Da indes dieser Zwielaut in vielen Gegenden einen verschiedenen Klang hat, bietet der Hinweis auf ihn für viele Deutsche keinen Halt. Als Norm möchte ich am liebsten die Nüance wählen, welche mir bekannt ist aus dem westf. Platt, z. B. um Münster und Soest, weil diese gut differenziert ist, den entsprechenden Umlaut neben sich hat und zur Mundstellung der übrigen Normallaute um ein Kleines besser stimmt als das o des französ. encore, soweit mir dies bekannt ist. Der Unterschied ist nur der, dass bei letzterem Laute der Mund etwas weiter geöffnet und etwas mehr bauchig ist. Doch auf diesen Unterschied kommt es vorläufig gar nicht an; beide Nüancen passen für die Stelle. Für diesen Laut mangelt uns ein einfaches Zeichen. Nach dem oben aufgestellten Grundsatze greifen wir zur Aushülfe zunächst zum Frakturzeichen. Der nächstliegende Laut ist o. Demnach dient uns zur Darstellung aushülfsweise das Zeichen o. Da dessen Form aber zu den Zügen des Antiquadruckes schlecht stimmt, greifen wir zu dem Zeichen nur da, wo uns kein anderes zur Verfügung steht. Ganz gut eignet sich im Druck das von Trautmann verwendete oben offene o Blg. 9. Für die Schreibschrift[1] würde es aber wohl schwer fallen, die gröszere oder geringere Weite der Öffnung oben am o als Unterscheidung zu benutzen. Ich habe seit lange ein umgekehrtes Schreib-o zur Darstellung des in Rede stehenden Lautes verwendet, wie ich es Blg. 10 darstelle. Ich glaube, dass dieses zum allgemeinen Gebrauche bequemer wäre. Um Übereinstimmung der Zeichen für Druck und Schreibschrift herzustellen, empfähle es sich vielleicht, auch beim Druckzeichen

[1] Die Schreibschrift, welche doch ebenso wichtig ist als die Druckschrift, haben die Phonetiker bisher unberücksichtigt gelassen. Das war wohl das Haupthindernis für die Ausbildung lauttreuen Schreibens.

die Öffnung unten anzubringen. Blg. 11. Ob dies Anklang findet, muss der Entscheidung weiterer Kreiſe überlassen bleiben. Den Umlaut des ɒ werden wir aushülfsweiſe natürlich durch das entsprechende Zeichen ɔ̈ darstellen, im übrigen ein entsprechendes Zeichen schaffen. Blg. 12. Sein Laut ist etwa vertreten im franz. eu von „leur“. Als differenziert kann ich ihn nachweiſen im westf. Platt. klɒ·r = klar, Klɔ̈·r = Klara. Münster: hɒlt = halt, he hɔ̈lt = er hält. ɔ : ɔ̈; pɔttken = Töpfchen : pɔ̈·tken = Pförtchen. hɔ̈ltken = Hölzchen; daneben könnte man bilden: hɒltken = ein kleiner Halt. Als differenzierter Laut erscheint ɒ neben a z. B. in mɒlen = malen : malen = mahlen; lɒten = lassen : laten = späten (am laten ɒwend = am späten Abend. Gegen o erscheint ɒ differenziert in Münster: rɒden = raten : roden = Ruten. Es kann somit keinem Zweifel unterliegen, dass ɒ und ɔ̈ als differenzierte Laute neben die obigen ſich stellen, dass ſie alſo ins System aufzunehmen ſind. In der u-Reihe haben wir alſo jetzt die Laute von u o ɒ mit ungefähr gleichem Abstande. Gehen wir von u aus noch über ɒ um einen ziemlich gleichen Abstand hinaus, ſo treffen wir nicht auf a, ſondern auf einen Laut, der dumpfer klingt als das helle a. Mit dieſem Klange, der zwar dem ɒ ähnlich ist, aber doch dem a näher steht, findet ſich in manchen Gegenden, namentlich Süddeutschlands, Österreichs, das gewöhnliche schriftdeutsche a, z. B. in: mal, Vater uſw. Da auch dieſer Laut noch als differenzierter neben a und ɒ auftritt, bedürfen wir für ihn eines beſonderen Zeichens. Zum vorläufigen Notbehelf bietet ſich uns dafür das Fraktur-a. In der Schreibschrift ſind dessen Züge wohl unter denen der Antiqua erträglich; weniger die des Druckbuchstaben. Namentlich das grosze Zeichen passt da nicht. Ich möchte das Blg. 13 gegebene, unter Anlehnung an Fraktur-a gebildete, Zeichen vorschlagen. Die Anwendung des kurſiven *a* für den dumpferen Laut und des a für den helleren, schützt wohl nicht genug gegen Zweideutigkeit, ſobald liegende und aufrechte Schrift neben einander geſetzt erscheinen. Ob der Laut irgendwo in Süddeutschland alleinstehend ſicher als differenziert (Bedeutungsunterschied begründend) neben hellem a und ɒ vorkommt, ist mir nicht hinreichend bekannt. Dass es mir von Eschwege wahrscheinlich schien, ist oben angedeutet. Ich habe den Laut auch im Mecklenburgischen Hochdeutsch beobachtet, und zwar neben hellem a z. B. in: da, waren. Die betreffende Perſönlichkeit war ſich aber nicht bewusst, dass ſie a nicht überall gleich sprach, auch wechselte die Aussprache oft in dem gleichen Worte. Dies konnte jedoch darin ſeinen Grund haben, dass die Perſon ſeit längeren Jahren aus der Heimat (Meckl.-Strelitz) entfernt war. Es kam mir vor, als ob der

dumpfere Klang ſich meist beim langen a einstelle. Ein differenzierter Laut schien dort alſo durch die Lautfärbung allein nicht herauszukommen. Auch bei Ostfrieſen vernimmt man den Laut. Magdeburg (und Lübeck) scheint ihn auch zu haben, oft an helles a näher herangerückt. Wo er nicht zur Differenzierung benutzt wird, kann ſein Klang natürlich ſich hin und her neigen. Da ist eben keine Festigkeit erforderlich. Als differenzierter Laut neben hellem a und o ist er mir nur aus westfäl. Platt bekannt und zwar nicht alleinstehend, ſondern nur als erster Bestandteil eines Zwielautes, nämlich des ɑi. Dieſer Zwielaut begegnet in den östlichen westfäl. Mundarten, z. B. bei Soest und ebenſo in Ravensberg, und zwar als Vertreter von got. ai. Die westlichen Mundarten stellen dem ɑi ein ê oder einen ähnlichen Laut gegenüber. Soest: ik wɑit = Münster: ik wêt = ich weisz. Der Zwielaut ɑi hat Ähnlichkeit mit dem Zwielaute ɒi, beziehentlich ɒü (= hochd. äu in „Bäume“ nach der gewöhnlichen Aussprache); er ist aber deutlich davon geschieden und scharf differenziert. spɑike = Speiche : spɒike = Spukgestalten; rɑiken = reichen : rɒiken = räuchern; fiſentɑiern = viſitieren : fertɒiern = aufstören, verderben. Eben ſo deutlich ist ɑi von ai unterschieden. hai lɑid-et = er litt es : hai lait-et = er liesz es; hai rɑit = er riss; hai rait = er riet; rɑip = Tau-Reifen, dickes Seil zum Festschnüren des Wieſebaumes auf dem Erntewagen; raip = er rief. Es genügt, den Laut an Einer Stelle als differenziert nachgewieſen zu haben. Wir haben jetzt für das System folgende Zuſammenstellung von Lauten:

a	ä	e	i
ɑ	ɒ	o	u
	ö̆	ö	ü

Es fragt ſich nun, ob wir in der ü-Reihe über ö̆ hinausgehend noch einen Schlusslaut der Reihe unter ɑ anzuſetzen haben. Es scheint mir, dass in den beiden voranstehenden Lautreihen ein gewisser Abschluss, wie an der i- und u-Seite, ſo auch an der entgegengeſetzten erreicht wird, und dass auch in der dritten Reihe ein ſolcher Abschluss, ein ſolches Äuszerstes auch von ü über ö̆ hinaus vorliegt, dass wir alſo über ö̆ hinaus noch einen Schlusslaut anzuſetzen haben, der in der Stellung der Mundteile die ſelbe Grenze erreicht wie a, bei dem aber einerſeits Neigung des Klanges nach ä hin und anderſeits nach ɑ hin durchdringt. Bei ö̆ ist der Mund noch ziemlich geschlossen, die Grenze scheint mit ihm nicht erreicht. Das Zeichen für dieſen Laut könnte nicht zweifelhaft ſein. Zum Notbehelf dient ä̆; als beſonderes Zeichen wäre es, wie Blg. 14 angegeben, den Zügen der Antiqua anzupassen. Der Laut entspricht ziemlich dem reinen Stimmtone, dessen Auffindung nach dem S. 29/30

Gesagten nicht all zu schwer sein dürfte. Der Hauptunterschied scheint mir nur, dass hier, bei dem Vokallaute, der Stimmeinsatz hervortritt. Der fragliche Laut scheint mir ziemlich vorzuliegen als erster Bestandteil des Zwielautes äu, eu nach Rheinländischer Aussprache (ich glaube in Köln). Dem betreffenden Rheinischen Laute des eu, äu entspricht ziemlich genau auch wohl der holländische des ui, in huis = Haus, buiten = drauszen. Als ich den Laut zuerst genau zu bestimmen und darzustellen mich bemühte, war ich sehr in Verlegenheit. Diese Verlegenheit schien mir nur dadurch beseitigt werden zu können, dass ich den Laut als vierten in die ü-Reihe einsetzte. Dieselbe Aussprache scheint Trautmann zu meinen, wenn er schreibt (§ 942), in der Gegend von Bonn-Köln-Düsseldorf werde eu, äu als è + ö oder è + ü[1] gesprochen. Diese Erklärung dünkt mir aber in Betreff des ersten Bestandteiles ziemlich ungenau; mit è scheint mir der Zwielaut viel zu hell angesetzt, namentlich wenn man ä (è) mit dem Klange nimmt, den es bei geringerer Mundweite erhält, wie beispielsweise das ä in Westfalen und wohl in den meisten norddeutschen Gegenden gesprochen wird. Dieses ä liegt z. B. vor in dem Soester und Ravensberger Zwielaute äu (= ä + u! nicht wie hochd. äu!), der Vertreter von got. au ist. bäum = Baum; räud = rot; ghräut = grosz. Freilich wird auch das hochd. äu, eu in manchen Gegenden fast wie a + i oder a + ü gesprochen; dafür würde nach meinem Ermessen die Darstellung Trautmanns eher passen. Nach meiner Auffassung ist der betreffende Rheinische Laut äü bis äi, das heiszt der zweite Bestandteil schwebt zwischen ü und i. Ich glaube den fraglichen Laut ä̈ auch gehört zu haben von einem Manne aus der Gegend von Grevenrode-Ohrdruf (südlich von Gotha) bei Aussprache des au in Haus. Er sprach, wie mir schien, „Recklinghäüsen“. Zu genauerer Untersuchung war die Begegnung zu kurz. Die Zwielaute äu und äu scheinen im südlichen Münsterlande (Herbern bei Hamm) neben einander vorzukommen. n ghräut bauk = ein groszes Buch. äu ist da also Vertreter von got. au, hochd. au-o, Münster au, Soest äu — au dagegen Vertreter von got. ô, mhd. uo, Münster ô, Soest au. Man sieht also, dass die betreffende Gegend von Herbern eine Vermittelung zwischen Münster und Soest bildet.[2] Mit guten Differenzbeispielen kann ich den Laut freilich nicht durchgehend belegen, das heiszt

[1] Um die Anwendung der besonderen Typen Trautmann's zu umgehen, habe ich selbige nach den oben aufgestellten Grundsätzen aushülfsweise ersetzt; è versteht sich leicht als franz. offenes e. Trautmann's Bezeichnung zeigt Blg. 15.

[2] Ich vermutete, dass auch der an. u-Umlaut von a hierher gehöre, da der Laut dem ö nahezuliegen, aber nicht = ö zu sein scheint.

ich kann gerade keine Wörter zuſammenſtellen, die, während ſie in den übrigen Lauten übereinſtimmten, für verſchiedene Bedeutung unterſchieden würden, je nachdem im einen Worte ä, im andern aber a oder ö gesprochen würde. Letztere beiden Laute ſind nämlich nebst ɑ die Nachbarlaute von ä. ɑ neben ä habe ich wenigſtens aus einem, wenn auch beſchränkten, Mundartengebiete eben belegt, aber auch nur als ersten Bestandteil eines Zwielautes. Was ſchon betreffs a ɑ ɒ gilt, daſs ſie zwar in regelmäszigen Abſtänden ſich entgegenſtehen, ſodaſs ſie zur Differenzierung verwendet werden können, daſs ſie aber nicht ſehr ſcharf in der Mundſtellung abgegrenzt ſind, ſodaſs ſie leichter durch die umgebenden Konſonanten beeinflusst werden und darum weniger zur Differenzierung ausgenutzt werden, das trifft auch hier bei ä zu. Wie ſchon geſagt, ſchien mir aber die Aufſtellung des ä als beſonderen Lautes nötig, weil er die ü-Reihe zum Abſchluss zu bringen ſcheint und von andern Lauten aus nicht gut zu bezeichnen ist. Zur Aufklärung muss ich noch bemerken, daſs ich ſchon oben geſagt, franzöſ. è in père und wenigſtens oft auch o in encore, und eu in leur erſcheine in etwas anderer Nüance wie die hier als Normallaute angeſetzten ä, ɒ, ö. Bei den franzöſ. Lauten ist nämlich bei e ſicher, wie ich glaube beobachtet zu haben, auch bei o und eu der Mund etwas weiter geöffnet. Dadurch kann der Laut des eu in leur zwar näher an ä heranrücken, ohne ihm indessen gleich zu werden. Wenn aber ö und nicht ɒ der Grundton des franzöſiſchen eu ist, dann bleibt es auch trotz weiterer Öffnung des Mundes von ä weiter entfernt. Von dieſen Lauten ſpäter Genaueres. Ich glaube, daſs der hier mit ä gemeinte Laut im Grundtone ziemlich an den Laut des engl. u in but heranreicht. Dieſer ist nur weſentlich modifiziert dadurch, daſs der Unterkiefer weiter vorgeſchoben und der Mund weniger weit geöffnet ist als bei a. Dabei ist bei dem engl. Laute die Zunge etwas gehoben, ſodaſs ihre Fläche um ein Kleines über den Rand der unteren Zahnreihe erhaben ist, und die Unterlippe ist etwas über die Schneide der Unterzähne emporgezogen. Dadurch erhält der engl. Laut einen weſentlich beeinflussten Klang. Ich meine aber, daſs er in der Grundſtimmung zu dem oben gemeinten Laute ungefähr paſſen müsse. Ich glaube, an dem oben als Normallaut angenommenen ä, und auch an dem engl. u in but, deutlich Umlautkarakter wahrzunehmen, wenn dieſer auch nicht ſo ſtark hervortritt. Darum ſchien er mir zur ü-Reihe zu ziehen. Darauf komme ich noch zurück bei Beſprechung der vierten Reihe Trautmann's. Bevor wir dazu übergehen, empfiehlt es ſich, etwas auf die Bildungsart der bisher vorgeführten Vokallaute einzugehen.

Man hat die Verschiedenheit der Vokale ſo erklärt, dass man ſagte, die Höhlung vom Kehlkopf bis zur vorderen Öffnung des Mundes bildet einen Hallraum, in welchem die Stimme die verschiedenen Klangfarben erhält. Dieſe ist verschieden, je nachdem die Enge am vorderen Ausgange gebildet wird durch die Lippen (Unterlippe gegen Oberlippe) (u-Reihe), durch die Zunge mit dem Vordergaumen (i-Reihe), oder durch Vereinigung der beiden voraufgehenden Engen (ü-Reihe). Bei u, o, o findet eine Lippenverengung statt; die Öffnung ist am kleinsten bei u (Querlinie bei mir etwa 15 mm lang, Höhenlinie in der Mitte 4 mm breit). Bei o ist ſie etwas gröſzer (bei mir etwa 25 mm lang, 6 mm in der Mitte hoch). Bei o ſind nur die Mundwinkel ſoeben zuſammengefügt, die Breite (in der Höhenrichtung) etwa 9—10 mm. Bei ɑ und a ſind die Lippen vollständig geöffnet, ſodass ſie in der Mitte etwa 2 cm auseinanderstehen. Die Zähne stehen bei a gewöhnlich etwa 6—10 mm auseinander, (können aber auch weiter geöffnet ſein, 10—18 mm, ohne dass der Laut ſich ändert), bei o nur etwa 4, bei o wohl eine Kleinigkeit weniger, bei u noch ein Kleines weniger, etwa 1—2 mm, ſodass ſie eben nicht aufeinanderstehen. Die Unterzähne stehen bei u ziemlich ſenkrecht unter den Oberzähnen. Durch das natürliche gröszere Öffnen des Mundes stehen die Unterzähne wohl noch ziemlich, aber nicht mehr ganz ſenkrecht unter den oberen. Ich glaube, dass ſie bei Öffnung eine Kleinigkeit mehr zurückstehen, nach dem Halſe hin. Es muss dies bemerkt werden, weil es auch Sprechweiſen giebt, in denen der Unterkiefer mehr nach vorn geschoben wird. Bei der i-Reihe ſind die Lippen geöffnet, in der Mitte etwa 10—12—18 mm, auch in den Mundwinkeln ſind ſie nicht zuſammengefügt. Öffnung der Zähne 3—6 mm. Die Ausgangsenge für den tönenden Luftstrom liegt zwischen Vorderzunge (nicht Zungenspitze, welche an die Schneide der Unterzähne stöszt) und dem Vordergaumen. Dieſe Stelle kann man aus einem einzelnen Spiegel nicht beobachten. Man muss zwei kleine Spiegel nehmen und den einen ungefähr wagerecht an den Rand der Unterlippe halten, den anderen ſo darüber, dass man den ersteren darin betrachten kann. Im übrigen wird Probieren bald zur richtigen Stellung führen. Um gute Beleuchtung des Mundes zu erhalten, muss man ſich mit dem Geſicht dem einfallenden Lichte (des Fensters) zuwenden, ſodass das Licht aus dem an die Lippen geſetzten Spiegel in den Mund geworfen wird. Gute Beleuchtung des Mundes zu finden, macht die meiste Last. Die Enge liegt bei i etwas über dem oberen Rande des Zahnfleisches. Sie ist ganz klein; ich schätze die Mitte der Öffnung auf etwa 3—4 mm. Bei e ist die Öffnung etwas gröszer, etwa doppelt ſo grosz,

ſodass man eben durchſehen kann bis zum oberen Gaumen. Bei ä ſieht man den oberen Gaumen schon fast in Fingerbreite; die Öffnung ist wieder etwa doppelt ſo grosz als bei e. Die ü-Reihe ſoll dadurch hervorgebracht werden, dass die Lippenstellung der u-Reihe und die Zungenstellung der i-Reihe vereinigt werden. Die angegebenen Engenbildungen ſind für die betreffenden Laute gewiss karakteristisch, ob ſie aber das Weſentliche für die Erzeugung jener Laute ſind, ist mir ſehr zweifelhaft geworden. Man kann zunächst alle Laute mit ganz vollkommenem Klange bilden, auch wenn man die Zähne fest aufeinander legt und dabei die Lippen ganz auseinandergesperrt hält. Ebenso kann man die i-Reihe ganz deutlich hervorbringen, trotzdem man den Lippen die Verengung der u-Reihe giebt. Ja noch weiter, wir können alle drei Reihen mit ziemlich gleichem Klange bei geöffnetem Munde hervorbringen, ohne dass eine jener oben genannten Engen vorhanden wäre. Es bildet dann die Hinterzunge in der Gegend des Gaumenſegels eine Enge. Dabei ſind (bei der Velarbildung) in jeder der drei Reihen zwei (oder gar drei) Abstufungen der Lautbildung zu unterscheiden. In der einen Stufe ist der Laut dem entsprechenden, mit vorderer Enge gebildeten, im Klange fast vollständig gleich, in der anderen ist der Abschluss der hinteren Öffnung weniger durchgeführt, und der Laut weicht dann stärker von dem mit vorderer Enge gebildeten ab. Nennen wir die Stelle, mit welcher die Zunge die Enge bildet, ihr Widerlager. Es schien mir, als ſei bei ſo gebildeten Lauten das Widerlager bei der u-Reihe am hinteren Gaumenſegel, bei der i-Reihe am vorderen Gaumenſegel, bei der ü-Reihe an beiden zugleich.[1] Ich steckte nun ein Holzklötzchen zwischen die hinteren Backenzähne, ſodass die beiden Kiefer auch bei Verengung der Lippen zur u-Stellung möglichst weit auseinander standen. Leitet man dann bei Aussprache des u mit dem Spiegel das Licht ſo durch die kleine Lippenöffnung, dass es ungefähr aufs Zäpfchen fällt, ſo ſieht man, dass auch bei gewöhnlichem u die Enge am hinteren Gaumenſegel vorhanden ist. Es ſind wohl als Bildungsorte für die Vokallaute zwei oder gar drei Hallräume zu unterscheiden. Der äuszere reicht von den Lippen bis zum Gaumenſegel. Es ist die Mundhöhle. Hinter ihm liegt der Rachenraum. Dieſer scheint mir hauptſächlich der Hallraum zur eigentlichen Bildung der

[1] Wenn man von velarem i zu velarem ü übergeht, ſo bemerkt man, wie die Zunge, dem Gaumenſegel gegenüber, eine Kleinigkeit zurückweicht. Dass beim ü das Widerlager an beiden Gaumenſegeln zu ſein scheint, kann möglicher Weiſe eine nebenſächliche Erscheinung ſein, bedingt dadurch, dass der Rachenraum bei der ü-Reihe eine gröszere Weite erhält.

Vokallaute. Er ist vielleicht noch zu zerlegen in zwei Teile, 1. in den Raum zwischen Gaumensegel, Rachenwand und Kehldeckel, 2. den Raum vom Kehldeckel zu den Stimmbändern. Die Mitwirkung des vorderen Hallraumes, das ist der Mundhöhle, bei der Bildung der Vokallaute scheint mir bisher überschätzt zu sein, scheint vielfach sekundärer Natur. Über die Vorgänge in der Gegend des Gaumensegels haben wir wenig Bewusstsein. Wie in der Natur überhaupt, so liegt auch bei der Bildung der Sprachlaute viel unbewusste Absicht vor. Aufgabe der Wissenschaft ist es, das Unbewusste möglichst in den Bereich des Bewusstseins hineinzuziehen. Die Mitwirkung der Sprachwerkzeuge, welche beim Sprechen nicht sichtbar sind, pflegen wir leicht zu unterschätzen, ihre Thätigkeit ist mehr instinktiv. Es scheint, dass die vordere Enge bei den oben als normal aufgestellten Vokalen nur dazu dient, den jedesmaligen karakteristischen Laut zu verstärken. Wichtiger als die vordere Enge scheint also die am Gaumensegel, welche auch bei vorderer Enge den Rachenraum zu einem besondern Hallraume abzuschliesen scheint. Aber auch die Enge am Gaumensegel brauchte noch nicht die einzige Grundlage der verschiedenen Lautstufen zu sein. Die Untersuchung der durch Enge am Gaumensegel gebildeten Vokale (nennen wir sie Velar- oder Segelvokale, Segellaute) ist für die Erkenntnis der Natur der Vokallaute belangreich. Ich habe gesagt, dass bei ihnen 2 oder gar 3 Stufen zu unterscheiden sind, eine solche mit stärkerer und eine mit schwächerer Verengung. Gehen wir aus von der Stufe, bei welcher die Zähne ziemlich weit auseinander stehen, ungefähr wie bei weitem a, etwa 10—15 mm. Sucht man bei dieser Stellung ungefähr den Grundton des u zu treffen, und zwar bei solcher Stellung der Hinterzunge, dass man noch eben oben am hinteren Gaumensegel, neben dem Zäpfchen her, eine kleine Öffnung sehen kann, so erhält man einen Laut, der ungefähr dem Schlusslaute von Trautmann's vierter Reihe entspricht. Der Laut trägt an sich keinen deutlichen u-Klang mehr, dass er aber denselben Grundton enthält wie das gewöhnliche u, erkennt man leicht, wenn man den Laut anhaltend die Mundöffnung mit der Hand zuhält. Dann geht der Laut in den gewöhnlichen u-Klang über. Geht man von dieser Stellung aus zu entsprechend gebildetem o und ɔ über, so weitet sich die Öffnung immer mehr, sodass bei ɔ das Zäpfchen die Zunge nicht mehr berührt. Will man die andere (enge) Stufe des Segel-u bilden, welche im Klange dem gewöhnlichen u-Klange voller entspricht, so wird durch weiteres Heben der Hinterzunge die Öffnung am hinteren Gaumensegel mehr verdeckt. Die dazu erforderliche Muskelspannung bringt es mit sich, dass auch die Zähne so nahe aneinander geführt sind, dass sie sich eben nicht

berühren. Will man bei diesem u die Stellung am Gaumensegel beobachten, so muss man ein Klötzchen, etwa 1 cm dick, zwischen die hinteren Backenzähne legen. Man kann bei dieser Stellung keine Öffnung am hinteren Gaumensegel mehr sehen, sieht aber unter dem vorderen Gaumensegel her noch etwas vom hintern Gaumensegel und den oberen Teil des Zäpfchens. Bei den velaren ü- und i-Reihen ist das Verhältnis des Klanges zu den mit vorderer Enge gebildeten Lauten ähnlich wie bei der u-Reihe. Auch bei ihnen giebt es zwei Stufen. Bei der einen ist die Hinterzunge tiefer gestellt, bei der anderen höher. Man könnte darum die eine Stufe die tiefere, die andere die höhere benennen; dies passt aber nicht recht, weil die Tonhöhe gerade bei der höheren Zungenstellung niedriger, bei der tieferen höher ist. Nennen wir darum den Verschluss bei niedrigerer Zungenstellung den freieren, bei höherer Zungenstellung den festeren. Bei dem freieren ü-Verschluss sieht man (wenn die Zähne vorn etwa 12 mm auseinanderstehen) über den Zungenrücken weg noch eben an den oberen Rand des vorderen Gaumensegels, doch so, dass das Zäpfchen nicht mehr zu erkennen ist. Bei dem festeren ü-Verschluss ist die Stellung ziemlich dieselbe, die Öffnung am Gaumensegel aber ist verengt; oft zieht sich die Hinterzunge etwas fester vor dem weichen Gaumen empor. So wohl beim russischen ü (Blg. 16), y, welches oft ein enger Zwielaut ist, sodass es etwa mit yi bezeichnet werden könnte, z. B. in myi = wir. Oft reicht bei diesem russ. Laute die Zunge auch wohl noch weiter nach vorn. Beim freieren Velar-i hat sich die Hinterzunge so weit gehoben, dass sie (bei einem Abstande der Vorderzähne von 22—25 mm) den halben Hintergaumen unsichtbar macht, ohne ihn indessen zu berühren; beim festeren Velar-i hebt sie sich so weit, dass sie den ganzen Hintergaumen ziemlich verdeckt und sich etwas fester an das Gaumensegel heranzieht. Ein kleiner Unterschied entsteht bei allen diesen Lauten, je nachdem die Zähne etwas mehr oder weniger von einander entfernt sind. In der Tonhöhe kommt nach dem allgemeinen Gefühlseindruck das freiere Velar-u, -ü, -i etwa auf die von o bez. e, bez. i hinaus. Die Angabe, beim (gewöhnlichen) ü habe die Zunge die i-Stellung, ist wohl sicher falsch. Man könnte das schon daraus schliesszen, dass man bei der ü-Stellung der Lippen noch ein deutliches, gutes i hervorbringen kann. Man überzeugt sich vollends davon, wenn man vor Hervorbringung des ü ein Klötzchen zwischen die Hinterzähne steckt, sodass die Zähne weiter auseinander stehen bleiben, und man die Zungenlage wahrnehmen kann. Bei den gewöhnlichen u, ü, i scheint die Zunge gegenüber dem Gaumensegel ungefähr die Stellung

des betreffenden freieren Velarverschlusses zu haben, und das ist die Hauptsache.

Es fragt sich nun, ob die Grösze der Öffnung am Gaumensegel die wesentliche Grundlage für die Verschiedenheit der Vokallaute ist. Es scheint, dass tiefer im Schlunde noch ein Vorgang stattfindet, der von wesentlichem Einfluss ist auf die Lautbildung. Sprechen wir z. B. bei möglichst weiter Öffnung des Mundes und möglichster Senkung der Zunge abwechselnd ein ö und ein o, so bemerken wir, dass beim ersteren in der Mittellinie des hinteren Zungenrückens sich eine Rinne bildet, bei o aber eine Erhöhung eintritt. Auf weitere Untersuchungen in dieser Beziehung einzugehen, würde hier zu weit führen. Nur über die Anfangslaute der drei Reihen a, ɑ und ä müssen wir noch einige Bemerkungen machen. Bei a und ä ist der Mund ziemlich weit geöffnet. Bei a stehen die Zähne vorn 6—7 auch 10—17 mm auseinander; die Oberfläche der Zunge liegt ziemlich eben, etwa so hoch als die Oberkante der unteren Zahnreihe. Hinten senkt sie sich allmählich, sodass die Spitze des Zäpfchens gewöhnlich so eben auf ihre Oberfläche reicht. Bei ɑ ist die Öffnung der Zähne meist etwas kleiner, etwa nur 4—5 mm, sie können sich aber auch wie bei a öffnen; die Lippen stehen auseinander wie bei a; die Zunge scheint im ganzen etwas nach unten zu sinken, was dadurch bedingt scheint, dass sie unterhalb der dem Zäpfchen gegenüberliegenden Stelle sich etwas emporgerundet der hinteren Rachenwand nähert (?). Bei ä ist, wie bei aus offenem Halse gesprochenen ö auf der Hinterzunge in der Mittellinie eine Rinne zu bemerken, die Zungenwurzel ist möglichst weit vom Zäpfchen entfernt, in der Mittellinie zwischen der Richtung nach unten und nach vorn gesenkt, und das hintere Gaumensegel ist möglichst auseinandergesperrt und ganz nahe an die hintere Rachenwand gebracht, sodass man beim Übergang von a zu ä das Zäpfchen sich etwas heben und rückwärts bewegen sieht. Lippen und Zähne sind mindestens so weit geöffnet als bei a. So ist der Zusammenhang des Rachen- und Mundraumes möglichst weit und ungehindert. Darum wohl haben einige in diesem Laute den Urvokal sehen wollen (Trautmann § 437). In Betreff der Ansetzung dieses Lautes weicht meine Auffassung etwas von der Auffassung Trautmanns ab, was aber nicht hindert, dass das System im übrigen vollkommen zu dem von Trautmann aufgestellten stimmt. Ich habe geglaubt, mit meiner Ansicht nicht zurückhalten zu sollen, denn möglichst freie Auseinandersetzung gegenteiliger Anschauungen kann am besten zur Klärung der Sache führen. Die um a herumliegenden Laute machen offenbar immer noch die meisten Schwierigkeiten und das letzte Wort ist darüber wohl noch nicht gesprochen. Trautmann

schliesst die dritte Reihe mit ö und setzt den etwa zu ä stimmenden Laut als Anfangsglied einer vierten Reihe. Darauf müssen wir jetzt eingehen. Er geht aus von den beiden Endpunkten der u- und i-Reihe. Die beiden Enden u und i bilden den höchsten Gegensatz; die Zwischenstufen werden nach der Tonhöhe in „harmonischen Abständen“ angesetzt. So erhalten wir die Reihe

u o ɔ ɑ a ä e i.

Seine Anordnung und Bestimmung der Tonhöhe siehe Blg. 17. Er sagt nun, die dritte Reihe (das ist die ü-Reihe) werde gebildet, indem die Zunge die Stellung der i-Reihe, die Lippen aber die Stellung der u-Reihe annähmen.[1] Es müsse auch eine umgekehrte Zwischenstufe geben, die dadurch gebildet werde, dass die Zunge die u-Stellung, die Lippen die i-Stellung erhielten (das heiszt die Lippen sind wie bei i geöffnet). Hierauf eine neue Reihe zu begründen, scheint bedenklich, da 1. die Öffnung der Lippen nicht karakteristisch ist für i, sondern bei den a-Lauten in gleicher Weise auftritt. Dann 2. weil ganz entsprechende, beziehentlich dazu umgekehrte Modifikazionen auch bei den beiden anderen Reihen möglich sind. Vgl. später. Ich halte den von Trautmann als Endlaut der vierten Reihe angesetzten Vokal für eine Art freies velares u (von dem schon oben die Rede war); dies kommt beinahe auf dasselbe hinaus wie ein entlabialisiertes u. Äuszerlich weicht der Klang merklich von u ab, dass er aber von gleichem Ursprunge ausgeht, sieht man, wie oben gesagt, sofort daran, dass derselbe in echten u-Laut übergeht, wenn man die Mundöffnung mit der Hand zuhält. Wenn man dagegen bei Aussprache des i den Mund zuhält, so wird aus dem i noch kein ü. Die so gebildete u-Reihe ist in allen vier Lautstufungen (u, o, ɔ, ɑ) durchführbar. Als Anfangsglied der Reihe wäre also nicht ein dem Laute von engl. u in but ungefähr entsprechender Laut anzusetzen, sondern annähernd eben das Anfangsglied der u-Reihe selbst, nämlich ɑ. Entsprechend stellt sich darum an die Spitze der ü-Reihe ein jenem engl. Laute nahekommender Laut. Es scheint mir unzweifelhaft, dass derselbe Umlautkarakter trägt, wenn dieser auch nicht so stark hervortritt. Er tritt auch in jenem engl. Laute stärker hervor, sobald man beim Ansprechen des Lautes den Mund mit der Hand zuhält. Dass engl. u teilweise Umlautkarakter angenommen, wäre auch gar nicht auffällig, wenn man an ähnlichen Wandel im Holländischen, Französischen, Slavischen, Griechischen denkt. Holländisch u in „vlug, gunst“ steht dem engl. Laute sogar

[1] Dass diese hergebrachte Ansicht zum Teil irrig ist, glaube ich oben dargethan zu haben.

nicht all zu fern. Was die Tonhöhe des ä anlangt, so könnte diese Schwierigkeiten zu bieten scheinen, denn nach den Angaben Trautmann's wäre der Abstand dieses Lautes von dem Nachbarlaute ö gegenüber den Abständen ö : ö : ü ein ungleichmässiger, kürzerer. Ich bemerke zunächst, dass die Karakteristik eines Vokallautes mit der Angabe des Grundtones nicht vollständig erchöpft scheint. ü : o — ö : o — ö : a sind auf die gleiche Tonhöhe angesetzt, trotzdem der Klang ein gänzlich verschiedener ist. Es scheint eben bei allen oder doch den meisten Vokallauten eine Mischung verschiedener Hall-laute vorzuliegen. Ebenso wie an den meisten Stellen zwei Laute auf die gleiche Tonhöhe fallen, könnten auch an anderer Stelle drei auf gleiche Tonhöhe fallen. Gerade für die Mitte der entgegengesetzten Reihen läge das am nächsten. Da ä einerseits eine Verdumpfung, gemäsz der u-Reihe, trägt, anderseits die, wenn auch geringe, Beimischung des Umlautkarakters eine Erhöhung des Tones bedingen möchte, sollte man auf etwa gleiche Tonhöhe mit a schlieszen. Dem entspricht nach meinem Gefühle auch der äuszere Eindruck. Bei dem englischen u in but freilich bedingt die eigentümliche Mundstellung wohl eine etwas niedrigere Tonhöhe. Doch auf dieses kann hier nicht weiter eingegangen werden. Durch allseitigen Gedankenaustausch möchte sich die Sache noch besser aufklären. Die dargelegten Verhältnisse veranlassten mich, bei den drei Vokalreihen stehen zu bleiben, welche ich bereits vor Kenntnis des Trautmann'schen Buches unabhängig so aufgestellt, und zu deren Zusammenstellung ich auf dem oben beschriebenen Wege gelangt war. Dass ich die vierte Reihe Trautmann's nicht als eine besondere aufgenommen habe, hindert nicht, dass die beiden Systeme übrigens aufs beste stimmen. Dass ich unabhängig auf diese systematische Anordnung der Vokallaute gekommen bin, hebe ich absichtlich hervor, weil das beweist, dass das System in der Natur begründet ist, und weil so das eine durch das andere gestützt wird.

Die Normalvokale sind nunmehr vorerst genugsam bestimmt. Wir haben damit ein einheitliches System genau bestimmter, zusammenhangender, differenzierter Laute erlangt, das uns nun als festes Gerüst dienen soll, an dem wir die anderweitig vorkommenden Vokalschattierungen (Nüancen) bestimmen und abmessen, nicht als ob die anders nüancierten Vokale keinen Anspruch darauf hätten, mit ihren beziehentlichen Differenzlauten als Grundlage für ein System zu dienen, sondern weil wir von irgend einem festen Lautsysteme ausgehen müssen. Das vorliegende scheint aber besonders passend und geeignet, einesteils weil die hier gegebenen Laute trotz des zur Differenzierung nötigen Abstandes in der Organstellung ein einheitliches Gepräge

zeigen, sondern auch, weil diese vollständigen, klar und scharf abgegrenzten Lautreihen in einem eng begrenzten Sprachgebiete als differenziert zusammen auftreten und, wenn auch nicht in ihrer Gesamtheit vereinigt, so doch die einen hier, die andern dort, auf den bedeutendsten Sprachgebieten vertreten sind. Zudem wird **ein Zeichensystem in Vorschlag gebracht werden, durch welches es ermöglicht wird, nicht blosz von jedem hier zu Grunde gelegten Laute aus jede mögliche Nüance zu bezeichnen, sondern auch den umgekehrten Weg einzuschlagen, nämlich von jeder abweichenden Nüance aus den betreffenden hier als normal angenommenen Klang zu bezeichnen.** Dadurch erst erhält jeder vorkommende Laut mit den hier im Systeme zu Grunde gelegten gleiche Berechtigung zuerkannt, was von weittragender Bedeutung ist, bisher aber keine Berücksichtigung gefunden hat. Es handelt sich hier überhaupt nicht so sehr um Bestimmung der verschiedenen Laute, als vielmehr um Schaffung eines Zeichensystemes, durch welches es ermöglicht wird, jedem Laute ein leicht verständliches systematisches Zeichen zu geben, sodass der Lesende sogleich ein bestimmtes Bild von dem Laute erhält. Diese Zeichen sollen einen ähnlichen Dienst thun wie die Buchstaben in einer mathematischen Gleichung. So kann man die Karakteristik kurz und übersichtlich angeben.

Die Abmessung der verschiedenen Nüancen eines Lautes muss nun in der Weise geschehen, dass der Untersuchende neben dem gewöhnlichen Laute des Systemes den abweichenden Laut selbst möglichst genau auszusprechen sich bemüht. Dadurch erst erfährt er, worin der eigentliche Unterschied besteht, dadurch erst wird er sich desselben genau bewusst. Es ist aber noch darauf hinzuweisen, dass das Gefühlsbewusstsein in den Mundwerkzeugen vielfach so unsicher ist, dass man nach dem Gefühle kleine Unterschiede in der Organstellung leicht ganz falsch beurteilt, dass man bei genauer Beobachtung (im Spiegel) mitunter das Gegenteil von dem herausfindet, was man zuerst nach dem Gefühle annahm.

Da die einzelnen, in der gleichen Sprechweise sich als differenziert gegenüberstehenden Laute möglichst deutlich geschieden sein müssen, liegt es in der Natur der Sache, dass sie im allgemeinen unter sich ziemlich gleiche Abstände haben. Wenn daher eine Mundart den Klang eines gewissen Lautes verschiebt, so wird das leicht auch auf den Nachbarlaut von Einfluss sein. Setzen wir z. B. den Fall, eine Mundart hätte statt unseres Normallautes a einen dem ä nähern Klang verwertet, so würde leicht der Fall eintreten, dass dieser Laut vom ä nicht mehr gut zu unterscheiden wäre. Darum wird leicht die Nei-

gung ſich einstellen, auch den Klang des ä zu verschieben, um die Unterscheidung aufrecht zu erhalten. Daraus ergiebt ſich, dass die Laute einer jeden Mundart in einem gewissen Zuſammenhange stehen, und dass ſie nach ihrer Stellung im Lautsysteme der gleichen Mundart betrachtet werden müssen. Der Trieb, geschiedene Laute stets deutlich auseinander zu halten, ist jedoch nicht ſo mächtig, dass er ſich stets Geltung verschaffen müsste, im Gegenteil, in vielen Fällen ſind ganze Reihen im Ursprung verschiedener Laute zuſammengefallen. Betrachten wir nur das hochdeutsche a. Es ist Vertreter 1. des Lautes, der im Lat. und Griech. als o auftritt. rota : Rad, longus : lang; λόχος : Lager (ϝ)ὄχος : Wagen, δόλος, dolus : ahd. zaala. 2. ist es Vertreter des auch im Lat. u. Griech. als a erscheinenden Lautes. πατήρ : pater : Vater. 3. a = altem ê. sēmen : Sāmen. Ferner ſind die im Plattdeutschen geschiedenen Laute o und a im Hochdeutschen in den Einen Laut a zuſammengefallen. molen = malen; loten = lassen — malen = mahlen; laken = Laken. Auch ist im Hochd. altes ei und î bez. got. ai und ei in ei, altes û und ou in au zuſammengefallen. reich, mhd. rîche, Münst. rîke — reichen, mhd. reichen, Münst. rêken. (Auch die schwäbischen Mundarten halten altes î und ei auseinander. gleich oder glèich = gleich; aber kload = Kleid.) — Haus, mhd. hûs, Münst. hûs. — Baum, mhd. boum, Münst. baum. Das münsterisch-plattdeutsche ai ist gar fünffachen Ursprungs. 1. = hochd. ie, ahd. eo (iu); flaiten = flieszen. 2. = ahd. ia, im Praet. Vertreter alter Redup.; raid = riet. 3. Umlaut von au; baum = Baum, baime = Bäume; baiſe = böſe. 4. oft Umlaut von o; sghaiper = Schäfer. 5. Umlaut von ê; raine = ahd. reini; aber rêken = ahd. reichen. Auch im Soester Platt erscheint das ai von 1, 2 und 5. Bei Nr. 3 ist das münst. au durch äu (= ä + u!) vertreten, der Umlaut dieſes äu ist oü (wie hochd. eu, äu lautend); alſo bäum = Baum, boüme = Bäume. Soest hat au = mhd. uo; der Umlaut von dieſem au ist ai (wie in Münster ai der Umlaut des dortigen au). bauk = Buch, baiker = Bücher. Bei Nr. 4 zeigt Soest als Umlaut von (langem) o ein ä oder ö. sghäper = Schäfer; sghö·pken = Schäfchen. Auch das Entgegengeſetzte von dem hier erörterten Falle kann auftreten. Aus den im Ursprung gleichen Lauten können nämlich zwei verschiedene, als differenziert ſich entgegenstehende Laute ſich entwickeln, natürlich nicht ohne bestimmte Urſachen. So erhält die Soester Mundart das alteurop. o in dem Zwielaute oi als ɑ; οἶδα : ik wɑit = ich weisz. Sonst aber ist jenes o zu a geworden. λόχος : lager, Lager.

Dass das Streben, im Ursprung verschiedene Laute auch verschieden zu halten, oft ſo wenig durchschlagend geweſen ist,

erklärt ſich wohl daraus, dass in ſolchen Fällen nicht viele Wörter vorhanden waren, die auch in den übrigen Lauten übereingestimmt hätten, dass alſo durch das Zuſammenfallen der betreffenden, urſprünglich verschiedenen Laute nicht viele Wörter vollſtändig gleichlautend wurden. Einzelne Wörter aber fielen immerhin doch vollſtändig zuſammen. Wird die Gleichheit für das Verſtändnis läſtig, ſo hilft ſich die Sprache damit, dass ſie das eine der beiden Wörter allmählich fallen lässt und an ſeiner Stelle lieber ein ſinnverwandtes (synonymes) Wort anwendet. Als Beispiel führe ich an, da mir augenblicklich kein passenderes einfallen will, die beiden plattd. Wörter brake = Flachsbreche, broke = Brachland, (braken = Flachs brechen, broken = Land ein Jahr lang nicht mit Saat bestellen, damit es wieder ergiebiger werde.[1]) Beide Wörter mussten nach hochd. Sprachentwickelung Brache (bez. brachen) ergeben. Das Hochdeutsche hat aber das Wort in dem einen Sinne fallen lassen. Vgl. Brachmonat. Einen andern Fall, dass nämlich zwei Wörter durch den Zuſammenfall urſprünglich verschiedener Konſonanten gleichlautend geworden ſind, bietet das Holländische. Das ss in „wassen“ und das sch in „waschen“ ſind dort gleichlautend geworden, ſodass beide Wörter im Laute vollſtändig zuſammenfallen. Daher erklärt es ſich wohl, dass die Bedeutung wachsen meist durch groeien vertreten ist, das offenbar zu ahd. gruoan bez. gruojan zu stellen ist. Im Deutschen, wo wachsen und waschen deutlich geschieden ſind, war gruoan eher entbehrlich; es ist vollſtändig geschwunden. Hier haben wir eine Quelle, aus der oft der Grund hervorgeflossen, dass die eine Sprache das eine Wort erhalten und durchgeführt hat, während die andere es fallen liesz. Es ist ein allgemeines Geſetz, dass die Sprache Wörter, deren Laut aus irgend einem Grunde unbequem geworden, abstöszt und statt ihrer zu andern Bildungen greift. Wenn eine Sprachentwickelung einmal in Bewegung ist, lässt ſie ſich durch das Zuſammenfallen einzelner Wörter durchaus nicht aufhalten. Durch dieſe Verhältnisse wird aber das Hauptgeſetz, dass die Sprache die wichtigeren verschiedenartigen Laute auch möglichst im gleichmäszigen Abstande auseinanderzuhalten ſucht, nicht aufgehoben; es wird nur in einzelnen bestimmten Fällen durchbrochen. Die Wirkung der Sprachgeſetze hat viele Ähnlichkeit mit den

[1] Ich glaube kaum, dass das Wort etwas mit brechen zu thun hat; die Deutung, welche ihm in Büchern wohl gegeben wird (Woeste: den acker umbrechen, die brache pflügen) ist meines Wissens ganz falsch. Ich bin mit der Ackerwirtschaft durchaus vertraut und glaube nicht, dass es angeht, das Wort in dem Sinne, den Woeste angiebt, zu gebrauchen; broken bedeutet wohl nie umpflügen, umbrechen, ſondern nur das Land ruhen lassen. Solche Irrungen ergeben ſich aus unzeitigem Etymologiſieren.

Wellen des Wassers, die, von verschiedenen Mittelpunkten auskreisend, sich gegenseitig durchdringen, ohne sich aufzuheben. Es bleibt also dabei, dass es meist wichtig ist, abweichende Lautabstufungen im Zusammenhange mit den übrigen Lauten der nämlichen Sprechweise zu betrachten. So wünschenswert es nun wäre, dass alle vorkommenden deutlichen Abweichungen von den aufgestellten Normallauten angegeben und zusammengestellt würden, vorläufig müssen wir uns damit begnügen, ein Lautschattierungszeichengebäude (Nüancierungszeichensystem) aufzustellen, durch welches wir alle Abweichungen leichtverständlich andeuten können.

Als System von Normalvokalen haben wir also die leicht übersichtliche Gruppe von dreimal vier Lauten:

a	ä	e	i
ɑ	ɒ	o	u
ă	ö	ö	ü.

Dies muss bei dem Folgenden stets fest vor Augen gehalten werden.

Gehen wir nun dazu über, auf Grundlage des angestellten Vokalsystemes systematische Zeichen zu schaffen, durch welche alle vorkommenden und möglichen feinen Nüancen ausgedrückt werden können. Betrachten wir zunächst den Klangeindruck allein und an sich. Wenn wir einen fremdartigen Laut vernehmen, so haben wir zunächst das Gefühl, dass er einem der uns bekannten Laute am ähnlichsten sei, oder dass er ein Mittelding ist zwischen zwei bekannten Lauten. Davon gehen wir aus und suchen nach möglichst karakteristischen Zeichen, welche dem Rechnung zu tragen vermögen. Der Schreibende hat von dem ihm geläufigen normalen Lautwerte der bekannten Buchstaben auszugehen und anzudeuten, wo ein Laut von seiner gewohnten Aussprache abweicht und nach welcher Seite er neigt. Es wäre wünschenswert, wenn jedermann von einem allgemein angenommenen Normalwerte der einzelnen Buchstaben als dem ihm geläufigen ausgehen könnte. Wenn er den Normalwert aber nicht genau kennt, oder wenn ihm dieser doch nicht recht geläufig ist, genügt es, wenn er von dem ihm geläufigen Lautstande ausgeht und diesen recht genau angiebt, recht genau die Örtlichkeit bestimmt, wo er allgemein herrscht, sodass man das Verhältnis seiner Normallaute zu den allgemeinen Normallauten bestimmen kann. Sobald dies dann geschehen, kann man die betreffenden Angaben leicht auf die allgemeinen Normallaute zurückführen.

Jeder Laut, der vollkommen einem angenommenen Normallaute, z. B. e, entspricht, wird natürlich auch allein mit dem betreffenden Zeichen dargestellt, Abweichungen aber müssen

angedeutet werden. Hat nun ein neu begegnender Laut die meiste Ähnlichkeit mit i, neigt aber etwas nach e, so wird er passend durch i bezeichnet, seine Neigung zum e aber durch ein Unterscheidungszeichen angedeutet. Ähnlich auch bei e zu ä, ä zu a — und umgekehrt bei a zu ä, ä zu e, e zu i. Setzen wir, um anzudeuten, dass sich ein Laut vom Anfang der Reihe zum Ende hin neigt (von a nach i hin) unter das Vokalzeichen einen geraden Strich, dessen auslaufendes (unteres) Ende nach der Seite zeigt, wohin der Laut neigt, bei e mit Neigung zu i also nach rechts, bei i mit Neigung zu e nach links uff. So können wir schon ziemlich viele Nüancen anzeigen. Blg. 18. Während nun a, ä, e, i ohne Unterscheidungszeichen einen unveränderlich feststehenden Wert haben und den dem Schreibenden in seiner gewöhnlichen Aussprache des Hochdeutschen geläufigen Laut — und dieser sollte wo möglich überall der allgemein anerkannte Normallaut sein -- anzeigen, haben die Buchstaben mit Unterscheidungszeichen einen durchaus relativen (beziehentlichen) und keinen an sich feststehenden Wert. e mit nach rechts weisendem Strich bezeichnet jeden e-Laut, der sich im Vergleich zum gewöhnlichen e-Laute des Beobachtenden und Schreibenden mehr oder weniger zum i neigt. Diese Neigung kann nun in der einen Mundart gröszer sein als in der andern. In gleicher Mundart indes würde ein e mit dem betreffenden Unterscheidungszeichen natürlich, wenigstens bei gleicher konsonantischer Umgebung, einen feststehenden Wert erhalten. Gerade so verhält es sich auch mit den übrigen Lauten.

Die gleichen Unterscheidungszeichen könnten wir auch in der u- und ü-Reihe anwenden. Da aber die Möglichkeit nahe liegt, dass z. B. ein i in seinem Klange sich zur u-Reihe neigte usw., so scheint es besser, für jede Reihe ein besonderes Zeichen zu wählen. Nehmen wir für die u-Reihe ein rundes Häkchen, für die ü-Reihe ein eckiges Häkchen unter dem Vokale. Die Neigung ist dann wieder dorthin, wohin das untere, auslaufende Ende zeigt. Wir erhalten so die Zeichen von Blg. 19.

Auch etwa die von Blg. 20. Die Neigung der in 20 gegebenen Zeichen ist natürlich wieder nach dem Anfangs- oder Endlaut der betreffenden Reihe, zu welcher das Unterscheidungszeichen gehört, zu verstehen. Jedoch liegt es in der Natur der Sache, dass dies nur eine höchst allgemeine Bestimmung sein kann.

[Wer die vierte Reihe Trautmann's als besondere Reihe festhalten wollte, hätte natürlich auch für sie noch ein besonderes Zeichen nötig. Brauchbar wäre das Blg. 21 gegebene.]

Durch diese Zeichen wird ungefähr das gleiche Ziel erstrebt, welches andere dadurch haben erreichen wollen, dass sie neben den eigentlichen Grundlaut an den oberen Rand

denjenigen Laut, nach welchem hin die Neigung stattfand, mit kleinem Zeichen hinschrieben. Beispiel Blg. 22. Ich halte den hier gegebenen Vorschlag für besser, denn 1. die Zeichen sind allgemeiner und passen besser, wenn die Neigung nur ganz unbestimmt nach dem Nachbarlaute anklingt. 2. Die besonderen Vokalzeichen zugesetzt, erwecken leicht die Annahme, es liege ein Zwielaut vor. 3. Sind die hier gegebenen Zeichen zum Schreiben bequemer. Wenn man einen ungewöhnlichen Laut im Zusammenhang aufschreiben will, wird man am bequemsten und passendsten erst die Wörter mit dem allgemeinen Zeichen für den betreffenden Laut (z. B. u) hinschreiben und erst nachträglich das Unterscheidungszeichen zufügen. Wenn man nun das Unterscheidungszeichen in der gewöhnlichen Reihe setzen wollte, so würde das Unzuträglichkeiten herbeiführen; mit besonderem Zeichen die Unterscheidung unter dem Vokalzeichen anzudeuten, ist viel bequemer für Hand und Auge.

Durch diese Nüancezeichen könnten wir auch die im Hochdeutschen ungewöhnlicheren oder mangelnden Laute ɑ, ä, o, ö ausdrücken, wenn uns noch keine besonderen Buchstaben dafür zur Verfügung ständen, ja, wo die Laute nicht mit differenzierendem Werte erscheinen, wäre diese Bezeichnungsweise auch die zweckmäszigere. Wäre uns als Zwischenlaut zwischen a und o nur o bekannt, so wären wir geneigt, anzunehmen, der Laut liege in der Mitte zwischen a und o. Wir könnten dann die beiden Blg. 23 gegebenen Bezeichnungen wählen. Nun aber zwei Mittellaute zwischen a und o bekannt sind, würden wir bezeichnen wie Blg. 24 angegeben. Sobald wir jedoch die selbständigen Lautzeichen ɑ und o aufgestellt haben, würde a mit dem u-Neigung anzeigenden Häkchen einen Mittellaut zwischen a und ɑ bedeuten, oder auch einen Mittellaut zwischen a und o, der aber durch irgend eine Modifikazion von ɑ verschieden ist. Blg. 25. Wolle man nicht denken, dass ein Mittellaut zwischen a und ɑ nicht mehr möglich sei. Der Mittellaut brauchte nicht in gerader Linie zwischen a und ɑ zu stehen, er könnte durch irgend eine sonstige Lauteigentümlichkeit modifiziert sein und doch aufs Ohr den Eindruck machen, dass er ein Mittelding sei zwischen a und ɑ. Die Modifikazionen der Mundwerkzeuge beim Sprechen sind auszerordentlich mannigfach, und die kleinste Änderung hat oft bedeutenden Einfluss auf die Klangfarbe, wennschon der Grundkarakter des Lauteindruckes ziemlich gewahrt sein mag. Ja, durch die Modifikazion in der Stellung der Mundorgane wird der Klangeindruck, obgleich der ungefähre Grundkarakter des Lautes bleibt, oft so eigentümlich beeinflusst, dass man nicht mehr sagen kann, der neue Laut sei ein Mittelding zwischen zweien der bekannten Normallaute.

Dann reichen die bisher aufgestellten (Lautschattierungs-) Nüancierungszeichen, welche nur Neigung des einen Lautes zu irgend einem andern des Systemes anzeigten, auch nicht mehr aus. Wir können dann die Abweichung im Lauteindruck nicht anders ausdrücken als dadurch, dass wir die Abweichung in der Mundstellung andeuten. Wenn gleichzeitig an mehreren Stellen eine Abweichung in der Stellung der Mundwerkzeuge eintritt, muss die Abweichung im Laute natürlich um so auffälliger sein. Der Unterschied kann so grosz werden, dass der neue Laut dem nächstverwandten Normallaute als differenzierter Laut gegenübertritt. In letzterem Falle würde im allgemeinen ein eigener neuer Buchstabe nötig werden. Ähnlich wie bei den Umlauten ä, ö, ü genügte es natürlich, als Zeichen den nächstverwandten Laut mit einem bequemen Unterscheidungszeichen zu setzen. Ein solcher Differenzlaut neben u wird nachher ausführlicher besprochen. Dass man einen abweichenden Laut nicht immer dadurch bestimmen kann, dass man sagt, er sei ein Mittelding zwischen zwei bekannten Lauten, wollen wir noch durch ein Beispiel an den bekannten Normallauten klar machen. Man könnte demjenigen, der wohl u und a, nicht aber o kennte, diesen Laut einigermaszen klar machen, indem man ihm sagte, o sei ein Mittelklang zwischen a und u. Ähnlich könnte man ü als Mittelklang zwischen u und i bezeichnen.

u ü i.

Wenn aber eine Sprache wohl i und ü, nicht aber u kennte, dann könnte man an ihren Lauten den u-Klang nicht dadurch klar machen, dass man sagte, u liege zwischen zwei bekannten Lauten in der Mitte. Von i aus liegt u über ü hinaus, ohne dass jenseits des u noch ein Anhaltspunkt auffindbar wäre. Man kann auch nicht sagen, dass u zwischen ü und o liege; ein solcher Zwischenlaut würde vielmehr ö sein. In mathematischer Ausdrucksweise würde man sagen, u liegt auf einem äuszeren Schnittpunkte der Linie i — ü. Ähnliche Verhältnisse sind bei allen Lauten möglich. In derartigen Fällen können wir die Abweichung des Lautes also nur dadurch geeignet zur Anschauung bringen, dass wir die Abweichung der Mundstellung andeuten. Schwierigkeiten könnten entstehen, wenn eine Stellung der Sprachwerkzeuge etwa nur die sekundäre Wirkung eines anderen, weniger wahrnehmbaren Vorganges in der Thätigkeit der Sprachwerkzeuge wäre, sofern diese sekundäre Stellung leicht ohne jenen primären ursächlichen Zustand auftreten könnte. Eine abweichende Lautnüance ist natürlich am genausten bestimmt, wenn die Lautabweichung nach Klangfarbe und Mundstellung zugleich angegeben werden kann. Wo die Abweichung in der Mundstellung sehr bedeutend ist, kann es sich empfehlen, die Ver-

schiedenartigkeit anzudeuten durch eine skizzierte Zeichnung, die ſich ja durch Lithographie leicht vervielfältigen lässt. Es genügt, die betreffenden Mundwerkzeuge in allgemeinen Zügen anzudeuten. Die gröszte Deutlichkeit erlangt man, wenn man zunächst die beiden verschiedenen Stellungen an je einer beſonderen Figur zeigt und darauf beide Stellungen an der gleichen Figur vorführt, etwa ſo, dass die eine Stellung durch zuſammenhangende Linien ausgedrückt wird, die abweichende aber durch unterbrochene Linien oder Punkte. Geben wir zur Anschauung zunächst eine Skizze des oberen Mundteiles. Blg. 26. Das Zahnfleisch und das Gaumenſegel ſind, weil ſie ſonst an der Skizze schlecht hervortreten würden, durch kurze Querrichtung der Linien angedeutet. Es bezeichnen a) Zähne, b) Zahnfleisch, c) Vordergaumen, d) harter Gaumen (Mittelgaumen), e) weicher Gaumen, f) Gaumenſegel. — Blg. 27. Gaumen mit Zunge in a-Stellung. g) Unterzähne, h) Zunge. — Blg. 28. Mundstellung beim ſächsischen offenen e (è). Abstand der Zähne ist noch etwas gröszer als gewöhnlich bei a, der Länge des Vordergaumens etwa gleich. — Blg. 24 zeigt Stellung beim westfäl. ä. Bei dieſem ist äuszerlich eine Abweichung der Mundstellung von der beim i und geschlossenen e (é) kaum wahrnehmbar. Die Zähne stehen kaum halb ſo weit auseinander als beim ſächsischen offenen e (è). Bei mir etwa $^1/_2$—1 cm; zum ſächsischen e (è) dagegen etwa 2 cm. Blg. 30 zeigt Vereinigung der Stellung von ſächsisch und westfälisch ä; von letzterem ist die Stellung der Zunge und Unterzähne durch Punktierung angedeutet.

Es ist noch zu bemerken, dass, wenn mehrere Modifikazionen gleichzeitig auftreten, es im allgemeinen genügt, die hauptſächliche allein anzudeuten. Es kann eben nicht daran gedacht werden, dem, der eine abweichende Lautnüance nicht kennt, dieſelbe durch dieſe Zeichen vollständig klar zu machen, es handelt ſich vielmehr darum, jedermann ſystematische Zeichen zu bieten, durch die er die ihm bekannten Nüancen nach allgemeinen Geſetzen festlegen kann. Da es oft auf den ersten Blick nicht leicht zu entscheiden, was bei einer abweichenden Stellung das Weſentliche, das eigentlich Beabſichtigte ist, ſo müssen wir für alle äuszerlich hervortretenden Abweichungen eigene Zeichen ſuchen, obgleich bei genauerer Betrachtung einige von ihnen vielleicht, als Nebenumstände bezeichnend, entbehrlich wären. So ist bei den Velarlauten der ersten Reihe die weitere Öffnung des Mundes wohl nur eine Folge der Velarstellung. Es scheint aber nicht überflüssig, die gröszere Öffnung des Mundes auch an ſich bezeichnen zu können.

Die Werkzeuge nun, durch deren wahrnehmbar verschiedene Stellung eine Modifizierung des Klanges herbeigeführt werden

kann, ſind die Lippen, der Unterkiefer, die Zunge und, mit ihr zuſammenhangend, der ganze Kehlkopf. Gehen wir die Sprachwerkzeuge, vom vorderſten, den Lippen angefangen, der Reihe nach durch und ſuchen für die ſyſtematiſchen Abweichungen ſyſtematiſche Zeichen. Damit die Bedeutung der vorgeſchlagenen Zeichen leicht behalten werden könne, iſt eifrig darauf Bedacht genommen, daſs ſie durch ihr Bild möglichſt an die Abweichung erinnern, daſs ſie die Abweichung möglichſt ſinnbildlich (ſymboliſch) andeuten. Es ſei noch darauf hingewieſen, daſs alle aufgeſtellten Nüancierungszeichen, **auszer** den aus bloszen Punkten beſtehenden, nur unter dem Vokalzeichen, unter der Linie, ſtehen.

Es macht oft einen bedeutenden Unterſchied im Klange aus, ob die Lippen bei übrigens gleicher Mundſtellung enger geſchloſſen ſind oder weiter auseinanderſtehen. Bezeichnen wir dieſen Unterſchied durch ein der Form nach dem Zirkumflex gleiches Zeichen unter dem Vokalzeichen. Iſt die Öffnung dem Vokalzeichen zugewandt, bedeute es Öffnung der Lippen, iſt die enge Spitze dem Vokale zugekehrt, Verengung der Lippen. Beides iſt natürlich beziehentlich (relativ) zu nehmen, vom Standpunkte des Beobachtenden und Schreibenden. Die demſelben bei Ausſprache des betreffenden Normallautes geläufige Stellung gilt als Grundlage. Hier gilt alſo als allgemeine Norm die Stellung bei den Normallauten, welche in der gebildeten Ausſprache, wie ſie oben umgrenzt iſt, üblich iſt. Entlabialiſiertes u Blg. 31. — Wäre hingegen für jemand das entlabialiſierte u der geläufige Laut, ſo würde er unſer Normal-u von ſeinem Standpunkte aus bezeichnen wie Blg. 32 angegeben. Durch dieſe Zeichen läſst ſich zunächſt die Modifikazion der ganzen u-Reihe, für welche Trautmann die vierte Reihe ſeiner Vokalzeichen aufgeſtellt hat, ausdrücken. Ich habe jedoch ſchon darauf hingewieſen, daſs bei dem Laute, den Trautmann als Schluſs ſeiner vierten Reihe anſetzt, und den ich durch eigenes Hören kenne, vielleicht nicht bloſz Entlabialiſierung des u, ſondern gleichzeitig etwas Velarverengung vorliegt. Manches, was ſcheinbar hierher gehören könnte, iſt alſo bei den Velarlauten zu erledigen. Ebenſo trifft man dadurch auch eine entſprechende Modifikazion der ü-Reihe, und nicht weniger umgekehrt bei jedem Laute eine gröszere Stufe der Labialiſierung. Blg. 33. Sehr leicht wird mit einer gröszeren Öffnung der Lippen auch eine gröszere Senkung des Unterkiefers verbunden ſein, wodurch die Lautabweichung natürlich um ſo gröszer wird. Vielleicht empfiehlt es ſich, zu unterſcheiden, ob die Entlabialiſierung nur einen geringen Grad beträgt, oder ob die Lippen vollſtändig auseinandergeführt ſind, wie etwa bei a und darüber hinaus. Um dies unterſcheiden zu

können, könnte man für den geringeren Grad das einfache Zeichen belassen, für die vollendete Entlabialisierung aber das Zeichen verdoppeln, wie Blg. 34 angegeben.

Ein vollkommen entlabialisiertes u (dem Endlaute der Trautmannschen vierten Reihe gleich- oder nahekommend) lässt sich als differenzierter Laut neben dem gewöhnlichen u nachweisen, allerdings, soweit mir bekannt, nur als erstes Glied eines Zwielautes. Ein besonderes Zeichen für diesen Laut kann daher erwünscht sein. In Anlehnung an anderweitig bereits herrschende Schreibung könnte man ihn bezeichnen durch y. Da aber für dieses Zeichen der Laut i oder ü herkömmlich ist, wählen wir das durchaus bequeme Fraktur-ʮ. Dasselbe ist wohl, soweit seine Anwendung erforderlich scheint, ohne Änderung zwischen Antiquabuchstaben erträglich. Besser noch eignet sich vielleicht Fraktur-u. Das Antiqua-y bliebe dann für das russische und polnische ü, welches eine halberlei entsprechende Modifikazion des, bei uns gewöhnlichen, geschlossenen ü-Lautes ist. Entlabialisiertes u erscheint als erster Bestandteil in dem Soester Zwielaute ʮi. Bei seiner Hervorbringung haben Zunge und Zähne etwa die gewöhnliche u-Stellung, die Lippen stehen auseinander wie beim i. Das engl. u in full entspricht ihm oft wohl einigermaszen, nähert sich aber doch etwas mehr dem echten u-Klange. Beim Soester ʮi haben Lippen und Zähne beim ersten wie beim zweiten Bestandteile genau die Stellung wie bei i, nur die Zunge ändert sich. Dieser Soester Zwielaut erscheint ziemlich ähnlich, oder gleich, auch im Ravensbergischen; er wird von Jellinghaus mit ui bezeichnet. Die hier vorgeschlagene Bezeichnung scheint mir jedoch passender. Der Zwielaut ʮi erscheint in Stämmen, die in anderer Lautstufe ɑi haben. Beide Laute erscheinen, nach Örtlichkeiten getrennt, in zwei deutlich unterscheidbaren Nüancen. Davon weiter unten. ʮi = got. ei, ahd. î, Münst. î, Holländ. ij; — ɑi = got. ai, ahd. ei, Münst. ê, Holländ. ee (= ê) und ei; wʮit (wʮid) = weit; bʮiten = beiszen. Der Zwielaut ʮi ist deutlich differenziert von ui (= u + i), einem Laute, den Jellinghaus durch uü giebt. Bei diesem letzteren Laute ist der zweite Bestandteil genau genommen weder reines i noch reines ü. Die Lippen haben sich beim Ausgange des Lautes der i-Stellung etwas genähert, ohne sie zu erreichen, ähnlich wie beim Ausgange des Zwielautes äu in hochd. Bäume. Trotzdem aber die Lippen nicht so weit geöffnet sind als bei gewöhnlichem i, erhält man doch den Eindruck, dass der Grundklang eines i vorliege. kʮikɛn = gucken : kuikɛn = Küchlein; sʮit = seit (auch Seite) : hai suit = er sieht. Die Wörter sind im Laute so deutlich geschieden, dass sie selbst von Unkundigen, mit der Mundart nicht Vertrauten, nicht lange verwechselt werden möchten. Wenn solche,

die in den Lauten der Mundart nicht bewandert ſind, das ui nachahmen wollen, ſprechen ſie gewöhnlich auch zuerſt ein u + ſcharf ausgeprägtes i, was aber nicht die richtige Klangfarbe trifft. Der hier durch ui bezeichnete Laut wird gewöhnlich auch von Mundartſchreibern ſo dargeſtellt; das iſt auch wohl am treffendſten; uü habe ich auszer bei Jellinghaus nirgend gefunden. Indeſſen man befand ſich wegen Bezeichnung der beiden ähnlichen Laute in arger Verlegenheit. Unkundige geſtatten ſich mitunter, beide durch ui zu geben; andere griffen mit Anlehnung an andere, umgebende Mundarten zu ei für ui, was jedoch ein durchaus unzutreffendes Bild von dem Laute giebt, zumal man leicht an hochd. ei = a + i denkt. Demgegenüber könnte man ſich die Scheidung bei Jellinghaus noch eher gefallen laſſen. Für den von Jellinghaus durch uü gegebenen Laut liegt die Schreibung ui auch deshalb beſonders nahe, weil es der Umlaut zu iu iſt. hius : huiſer = Münſt. hûs : hüſer = Haus, Häuſer.

Ob auch aus den übrigen Lauten der echten u-Reihe durch Entlabialiſierung **differenzierte** Nebenlaute entſtehen, iſt mir nicht bekannt. Als Nüancen neben den Normallauten kommen ſie natürlich vor. Ich glaube z. B. bei Magdeburgern (Lübeckern) ein entlabialiſiertes o vernommen zu haben in dem Worte „wollen“. Der Klangunterſchied gegenüber dem gewöhnlichen o iſt jedoch nicht ſo bedeutend, daſs beide Laute neben einander als Unterſcheidungslaute (Differenzlaute) beſtehen könnten. An Bezeichnungen ſtehen uns zur Verfügung z. B. etwa die Blg. 33 angegebenen und andere. Die zwielautige Länge û wäre hiernach zu bezeichnen etwa wie Blg. 35 angegeben, d. h. der erſte Beſtandteil hat etwas gröszere Lippenöffnung als gewöhnliches u, der zweite etwas geringere. Ob das aber der alleinige Unterſchied der beiden Beſtandteile iſt, dünkt mich ſehr fraglich, vielmehr ſcheint auch eine ähnliche Änderung bei der Enge am Gaumenſegel einzutreten.

Wenn in manchen Gegenden ſtatt ö und ü ein e und i geſprochen wird, ſo liegt dabei auch eine Entlabialiſierung vor, jedoch ſcheint mir darin nicht die Hauptmodifikazion zu liegen, vielmehr iſt das Verhältnis der Zungenſtellung von weſentlichem Einfluſse.

Nachdem wir bei einem Sprachwerkzeuge das Wechſelweiſe in den Nüancenverhältniſſen dargelegt, können wir uns bei den übrigen Stellungen meiſt weſentlich kürzer faſſen. Das an zweiter Stelle zu betrachtende bewegliche Sprachwerkzeug iſt der Unterkiefer. Dieſer kann zunächſt im einen Falle tiefer geſenkt ſein als im anderen, ſodaſs, wenn Lippen und Zunge die Senkung in entſprechender Weiſe mitmachen, die Öffnung des Mundes eine gröszere wird. Bezeichnen wir die gröszere

Senkung durch zwei schräg untereinander gesetzte Punkte unter dem Vokalzeichen, das umgekehrte Verhältnis, also kleinere Senkung der unteren Mundteile, durch entsprechende Zeichen über dem Vokalzeichen. Blg. 36 würde sächsisches ä (è) gegenüber westfälischem als Grundlage bezeichnen, 37 dagegen westf. ä, wenn sächsisches ä, d. i. offenes e, als Grundlage genommen. Vgl. Blg. 28—30. Hier tritt leicht wieder eine Wechselbeziehung zu den velaren i- und ü-Reihen ein; tiefere Senkung des Unterkiefers zeigt sich bei diesen als Begleiterscheinung (sekundäre Erscheinung).

Eine andere Modifikation. Das Kinn mit den Zähnen wird zwar tiefer gesenkt, die Unterlippen aber werden, so viel möglich, nicht mit gesenkt, sodass sie über die Unterzähne emporragen. Dadurch wird der abgeschlossene Mundhöhlenraum vergrößert, abgerundet, bauchiger, und der Laut verdumpft. Zeichen Blg. 38 mit o. Ist die Rundung dem Vokalzeichen zugekehrt, so ist Rundung angezeigt, ist der gerade Strich oben, also dem Vokalzeichen zugekehrt, so wird das umgekehrte Verhältnis angezeigt, also größere Abflachung des Mundhöhlenraumes. Diese Modifikazion scheint mir bei dem o-Laut vorzuliegen, der in einigen Gegenden Westfalens (wie ich mich zu erinnern glaube z. B. in Werl und Geseke) statt des sonst üblichen ɔ gesprochen wird. Blg. 39 (lo·tən statt lɔ·tən). Ob nicht bei o in französ. encore gegenüber westf. ɔ diese Neigung ebenfalls etwas hervortritt? Damit dabei die nötige Engenbildung am Gaumensegel erhalten bleibe, hebt sich die Zunge im hinteren Teile etwas und scheint, wenn das Unterkinn etwas vorgeschoben ist, ihrerseits entsprechend etwas zurückgezogen, sodass die Spitze von den Vorderzähnen merklich entfernt ist. Ihre Form erhält Ähnlichkeit mit der der Velarstellung. Der ganze Vorgang könnte bedingt sein durch das Streben, den unteren Rachenraum zu weiten.

Ferner kann der Unterkiefer im einen Falle weiter nach vorn geschoben sein als im andern. Zeichen: Blg. 40. Umkehrung Blg. 41. Das franz. a, z. B. in „madame", erhält dadurch gegenüber deutsch. a, wie ich glaube, oft eine kleine Neigung zu ä bez. è. (?) (Die Angabe beruht nur auf Erinnerung aus früherer Zeit. Schweizer Aussprache.)

Die Vereinigung der beiden letzten Modifikazionen scheint mir besonders stark im Englischen, z. B. bei dem ɔ in saw und ɑ̈ in but. Man könnte bezeichnen wie Blg. 42 angegeben. — Die nazionale Aussprache habe ich allerdings nicht selbst auf die Richtigkeit dieser Angabe prüfen können.

Die meisten und bedeutendsten Modifizierungen werden durch die Stellung der ungeheuer veränderlichen Zunge bewirkt. Die Stelle, der gegenüber die Zunge eine Enge bildet, haben wir

oben schon als ihr Widerlager bezeichnet. a) Das Widerlager erscheint am Vordergaumen. Die Zunge ist mehr flach ausgebreitet, sodass ihre Oberfläche ungefähr wie in der Ruhelage (Indifferenzlage) gestaltet ist. Mit den oberen Backenzähnen Verschluss bildend. Artikulierende Enge an der Vorderzunge (nicht mit Zungenspitze zu verwechseln), etwa 2—2½ cm hinter der Zungenspitze. Es sei nochmal darauf aufmerksam gemacht, dass man die betreffende Enge am Vordergaumen mit einem einzelnen Spiegel nicht beobachten kann, dass man vielmehr zweie benötigt, und dass es oft schwierig ist, einen günstigen Lichteinfall zu erzielen. Diese Enge besteht wohl durchgängig bei den nordd. Vokalen i, e, ä. Die oben als normal aufgestellten sind mit ihr gebildet. b) Widerlager ist das Gaumensegel. Die Hinterzunge bildet die artikulierende Enge, und zwar zunächst am **vorderen** Gaumensegel. i-Reihe. Dabei ist die Vorder- und Mittelzunge nicht ausgestreckt, sondern geballt; die Oberfläche schmal, erhaben, kantig abfallend, sodass der obere Teil zwischen den oberen Backenzähnen stehend, dieselben doch nicht recht berührt, also mit ihnen keinen eigentlichen Verschluss bildet. Diese Stellung scheint mir hervorgerufen und bedingt durch das Streben, die Öffnung zwischen dem Gaumensegel seitlich zu sperren, sodass nur oben eine kleine Öffnung bleibt. Die Artikulazion geschieht dann nicht, wie ich zuerst glaubte, an der Vorderfläche des weichen Gaumens, sondern ohne Zweifel am Gaumensegel. Wenn sich allerdings der hintere Teil der Mittelzunge schmal zwischen den Backenzähnen hindurch näher an den weichen Gaumen hinanzieht, so wird die Engenbildung vervollkommnet und der Laut kann sich dem am Vordergaumen gebildeten fast vollständig ähnlich stellen. Jedoch scheinen dabei auch Veränderungen hinter dem Verschlusse auf die Lautbildung einzuwirken. — Durch Engenbildung der Hinterzunge mit dem **hinteren** Gaumensegel entstehen entsprechende Bildungen der u-Reihe. Bei der velaren ü-Reihe ist die Zungenstellung, von vorn gesehen, ziemlich ähnlich wie bei der i-Reihe, bildet also am vorderen Gaumensegel Enge, jedoch fühlt man beim Übergang von velarem i zu velarem ü deutlich eine Änderung der Stellung hinter der Enge.

Ich habe schon früher (S. 55) darauf hingewiesen, dass bei jeder Reihe zwei ziemlich stark unterschiedene Formen auftreten können, und habe die eine, bei stärkerer Verengung gebildete, als den festen, die andere als den freien Velarlaut (Segellaut) bezeichnet. Auf die einzelnen Laute werden wir gleich noch genauer eingehen. Es ist zunächst offenbar, dass wir Zeichen zur Verfügung haben müssen, diese verschiedene Artikulazion anzugeben. Setzen wir für die den Norddeutschen gewöhnliche Engenbildung am Vordergaumen als Zeichen einen gewundenen,

für die freie Velarbildung einen geraden Strich unter dem Vokalzeichen. Blg. 43. Beide Formen bilden die entgegengesetzten Enden des betreffenden Lautes. Da die Bildung am Vordergaumen für uns die gewöhnliche, und also normale, werden wir sie natürlich für gewöhnlich nicht besonders anzeigen. Bei dem festeren Velarlaute, bei dem der Verschluss enger, aber noch rein velar, der Klang dem bei vorderer Enge entstehenden Laute gleichmässiger, können wir den Strich verdoppeln. Blg. 44. Erstreckt sich der Verschluss auch am weichen Gaumen empor, so können wir passend das Velar- und Vordergaumenzeichen verbinden. Blg. 45. Trautmann berührt diese verschiedenen Arten in §§ 143, 144, 145 als Nebenvokale. Der Ausdruck Nebenvokale ist aber leicht irreführend. Man sollte zunächst meinen, es wären nur nebensächliche Bildungen, die wenig in Betracht kämen. Ich hatte in Folge dessen zuerst diese Paragraphen wenig beachtet. Für die Sprechweisen aber, welche von diesen Lauten verwenden, müssen dieselben gerade so gut als Hauptlaute gelten, wie die andern. Die Sache ist dort nicht so eingehend behandelt, dass man genau sehen könnte, was mit dem Einzelnen gemeint sei. Mit den Rachenvokalen, § 145, ist vermutlich die frei velare u-Reihe gemeint, möglicher Weise auch die frei velaren Laute der beiden anderen Reihen dazu. Wie bei der u-Reihe Hintergaumenbildungen möglich sein sollen (Trautmann § 144 Ende), ist mir nicht ersichtlich. Bei der i- und ü-Reihe, wo die Velarenge am vorderen Gaumensegel liegt, steht die Sache anders. Es ist noch darauf hinzuweisen, dass man sehr darauf achten muss, was bei den einzelnen Stellungen das eigentlich Beabsichtigte ist, weil man sich sonst der Gefahr aussetzt, Nebensächliches und Wesentliches zu verwechseln. Um sich bei diesen Lauten zurechtzufinden, geht man am besten von den Endlauten u, ü, i aus, die am leichtesten herauszufinden sind, und bei denen die Klangverschiedenheit am stärksten auffällt. Nach dem bloszen Gefühle über gröszere oder kleinere Stufe der Verengung kann man dann die übrigen zugehörigen Laute nicht genau bestimmen, wie es im Bell'schen Systeme geschehen soll, sondern da muss das Gehör mit eintreten zur Abmessung. Man kann nämlich bei verhältnismäszig gleichbleibender Anordnung der betreffenden Mundstellung die verschiedenen Lautstufen der drei Reihen nach dem Gehöreindrucke durchgehend abmessen. Dem Anfange der Reihen zu wird der Unterschied im Klange der entsprechenden velaren und vordergaumigen Vokale schwächer. Das ist ganz natürlich, da bei Verringerung der Enge auch der Unterschied in der Engenbildung mehr zurücktritt. Das frei velare u kommt dem entlabialisierten u ziemlich nahe; das entlabialisierte ü ebenso

dem frei velaren ü. Beim velaren i und ü öffnet ſich der Mund etwas weiter, damit ſich die vordere Zunge weit genug ſenken kann, um keine Enge mehr zu bilden mit dem Gaumen. Es giebt bei allen dieſen Bildungen verschiedene Abstufungen; zwischen der freien (weiten) und festen (engen) Velarstellung können die Abstufungen hin- und herschwanken. Natürlich ist dabei der Klangunterschied nicht all zu bedeutend. Die einzelne Sprechweiſe bildet den ihr geläufigen Laut selbstredend stets gleichmäszig. Bei den festen Velarbildungen ist die Zunge fester nach rückwärts gezogen, und man fühlt eine stärkere Spannung in dem hinteren Zungenteile — das heiszt letzteres wohl nur der, dem die betreffende Bildung nicht gewöhnlich ist. Die Velarstellung ist wohl im allgemeinen das, was Bell als gemischt (mixed) bezeichnet. Als Norm für den freien Velarlaut nehmen wir den Laut, welcher bei äuszerster Weite der Öffnung den Grundkarakter des betreffenden Lautes, z. B. des u, noch erkennen lässt. Ebenſo beim festen Velarlaute diejenige Bildung, bei der die Zunge möglichst fest zur Engenbildung zurückgezogen ist.

Wie das frei velare u dem entlabialiſierten u nahesteht, und wie man dies erhält, wenn man den u-Laut und dessen Zungenstellung möglichst anhaltend, die Lippen allmählich ganz öffnet, ſo erhält man einen entsprechend modifizierten i-Laut, indem man den Mund weiter öffnet und die Zunge vorn ſenkt, dem vorderen Gaumenſegel gegenüber aber erhaben lässt. Obgleich dieſe Bildung dem velaren i, namentlich dem frei velaren i ziemlich nahe steht, ſo ist es ihm doch nicht ganz gleich. Die den Velarlauten eigentümliche Spannung und Zurückziehung in der Hinterzunge braucht nämlich nicht damit verbunden zu ſein. Wir ſetzen alſo passend ein Zeichen an, welches anzeigen kann, dass die Zunge tiefer steht, zumal dieſe Erscheinung äuszerlich am meisten in die Augen fällt und es oft auf den ersten Blick nicht klar ist, was das Weſentliche der Organstellung ſei. Wir müssen für ſolche Fälle gerüstet ſein, zunächst den äuszeren Eindruck bezeichnen zu können, um nötigen Falls später das Genauere bestimmen zu können. Mit dieſer Modifizierung wird ſich ſehr leicht eine Senkung des Unterkiefers verbinden, braucht es aber nicht. Bezeichnen wir dies letztere mit Anlehnung an Blg. 36 und 37 durch zwei schräg unter einandergeſetzte Punkte. Blg. 46. Die Punkte unter dem Vokalzeichen bedeuten wieder Senkung, über dem Vokalzeichen Erhebung der Zunge. Das zweite der in Blg. 46 gegebenen Zeichen könnte etwa das ſächsische offene e (è) gegenüber westfäl. ä ausdrücken.

Eine dritte Modifizierung in der Zungenstellung tritt am deutlichsten bei den engen Zwielauten, d. i. zwielautigen Längen,

hervor. Nehmen wir z. B. î. Man hat das Gefühl, dass beim Einſetzen des Lautes der dem hinteren Teile des harten Gaumens gegenüberliegende Zungenteil nicht ſo hoch erhoben ſei als beim Ausgange des Lautes. Auch hat ſich beim Ausgange des Lautes die Enge am Vordergaumen verkleinert, ſodass die Enge dann bedeutender und auf einer längeren Strecke durchgeführt ist. Blg. 47 deutet dies an. Beim Einſetzen haben wir wohl ungefähr die Stellung, welche im Systeme Bell's als weit bezeichnet wird. Beim Ausgange ist die Ausgangsenge am Vordergaumen wohl noch etwas über das Masz des von Bell als enge bezeichneten Lautes verkleinert. Wäre der Luftstrom noch stark genug, ſo würde bei dieſer Verengung leicht ein konſonantisches Geräusch erzeugt werden. Da aber am Ausgange der Zwielaute der tönende Luftstrom nicht mehr stark genug ist, entsteht keine Spur von konſonantischem Geräusch. Vielleicht liegt bei dieſer äuszeren Stellungsänderung eine Stellungsänderung am Gaumenſegel vor, ähnlich der von den weiten zu den engen Velarlauten. Bezeichnen wir den ersten in Blg. 47 angedeuteten Fall durch einen unter dem Vokalzeichen geſetzten Punkt, den entgegengeſetzten Fall (Blg. 47 zweite Figur angedeutet) durch einen Punkt über dem Vokalzeichen. Die Vereinigung der beiden Stellungen, alſo Übergang von der Weite zur Enge, deutet die dritte Figur Blg. 47 an. Beim ê liegt die Sache ähnlich. Der zweite Bestandteil von ê ſetzt ungefähr da aus, wo der erste des î anſetzt. In der Schrift genügt es natürlich, einen der beiden Standpunkte als Grundstellung anzunehmen und durch das einfache Vokalzeichen zu geben, den anderen durch ein Abzeichen anzudeuten. Wir erhalten ſo etwa die Blg. 47 gegebene Bezeichnung. Die Unterschiede können natürlich auch an einfachen Vokallauten wahrgenommen werden, ſind da aber weniger auffällig, wie bei den verschiedenen Wörtern die Nüance ſich nicht gleichmäszig wiederholt, ſondern mehr hinüber- und herüberschwankt, und weil erst durch das Aneinandertreten der beiden Gegenſätze die Verschiedenheit deutlicher ſich zeigt.

Es kann auch wünschenswert ſein, ein Zeichen zu beſitzen, welches anzeigt, dass die Zunge (in ihrer Masse) weiter vorgeschoben oder zurückgezogen ſei. Erforderlichen Falls könnten wir dies durch die Zeichen Blg. 48 darstellen. Der ſenkrechte Strich gilt als Grundstrich. Das kleine Anſatzstrichelchen an der vorwärts gerichteten (von der Folge der Buchstaben aus gerechnet) Seite angeſetzt bedeute, die Zunge ist vorwärts geschoben, an der anderen Seite angeſetzt, die Zunge ist mehr rückwärts gestellt.

Hiermit ſind die Modifizierungen der Zungenstellung erledigt. Es bleibt die Stellung des Kehlkopfes zu erwähnen. Man hat

mitunter das Gefühl, als ob derſelbe im einen Falle höher geſtellt, im andern tiefer geſenkt und dabei die vordere Wandung mehr auseinandergetrieben ſei, ſodass der Rachenraum folglich vergröszert wird. In dieſem letzteren Falle wird der Laut natürlich ſich verdumpfen. Dieſe Beſonderheit scheint namentlich bei der u-Reihe das zu bewirken, was im Systeme Bell's als Weite der betreffenden Laute bezeichnet wird. Es scheint, dass ſich mit dieſer Modifizierung leicht eine Vorschiebung des Unterkiefers verbindet. Die Angaben über die Vorgänge im Rachen ſind allerdings etwas unſicher, da man zu ſehr auf das Gefühl allein angewieſen ist und dies oft trügt; ſo kommt es, dass man nicht bestimmt ſagen kann, ob eine Senkung des Kehlkopfes das eigentlich Weſentliche ist für die betreffende Stellung. Bezeichnen wir die Hebung durch das erste, die Senkung durch das zweite Zeichen in Blg. 49. (Der Querstrich gilt als Grundlage; der Anſatzstrich unten angefügt bedeutet Bewegung nach unten, oben angefügt Bewegung nach oben.) Dies Verhältnis liegt z. B. vor in den Lauten ʮi (oder besser vielleicht geschrieben ui) und ɑi der Mundart um Soest. Die Soester Börde spricht den westlichen Strichen gegenüber in den angegebenen Zwielauten ʮ (u) und ɑ mit mehr geſenktem Kehlkopfe (oder geweitetem Schlunde), alſo dumpfer. Der Unterschied im Klange ist ſehr deutlich. Es deucht mir, dass der Laut ʮi der Soester Börde in ſeinem ersten Bestandteile dem Schlusslaute von Trautmann's vierter Reihe am nächsten kommt. Nehmen wir den Laut der westlichen Striche als Grundlage, ſo bezeichnet dieſem gegenüber Blg. 50 die Laute der Soester Börde; 51 hingegen wird ausgegangen von dem Soester Laute, und es bezeichnet dem gegenüber das geſetzte Unterscheidungszeichen die Abweichung der westlicheren Gegend.

Nunmehr ist wohl für alle denkbaren Änderungen in der Mundstellung ein Zeichen geschaffen, und es müsste nun möglich ſein, jede Lautabweichung, ſoweit ſie auf äuszerlich ſichtbaren Stellungsabweichungen beruht, treffend darstellen zu können. Es ist nicht nötig, dass jeder, der nach dieſem Zeichengebäude (Systeme) beobachten und aufzeichnen will, ſich von vorn herein über all die einzelnen Stellungsunterschiede vergewissere, ſondern es genügt, dass er dort, wo ihm zwei Nüancen des gleichen Grundlautes aufstoszen, ſich recht genau überzeuge, wie ſich der ungewöhnlichere Laut von dem ihm gewöhnlichen (und das ſollte womöglich der allgemeine Normallaut ſein) unterscheide, und dass er demgemäsz die Abweichung durch ein Unterscheidungszeichen andeute. Indem mehrere ihre Auffassung über das Verhältnis zweier in kleinen Punkten unterschiedener Laute zur Darstellung brächten, würde ſich auch bald eine bessere Klärung

ergeben, indem Auffassungsunterschiede übersichtlich hervorträten. Wenn es nun auch nicht unbedingt nötig ist, dass jedermann all die genauen Unterschiede der verschiedenen Stellungsarten von vornherein sich klar mache, so ist es doch wünschenswert, dass er dies thue, und wenn er die Aufzeichnungen anderer verstehen will, ist es kaum zu umgehen, sich von den unterschiedenen Stellungen einen festen Begriff zu bilden, die unterschiedenen Stellungen in seinen eigenen Sprachwerkzeugen zu bilden. Es kann das auch nicht zu schwer sein; wenn man den Endlaut einer Reihe in einer bestimmten Stellung gefunden hat, kann man von da aus die ganze Reihe leicht entsprechend durchbilden. Es wiederholt sich dann immer die gleiche Stufenfolge, u o ọ ɑ — i e ä a — ü ö ọ̈ ä. Nur zwischen dem dritten und vierten Laut empfindet man einen gewissen Sprung in der Mundstellung, am stärksten vor a — wenigstens bei den mir geläufigen Nüancen. Die Modifizierung der einen Reihe lässt sich natürlich nicht durchgehend auch auf die andre gleichmäszig anwenden.

Es bleibt noch einiges darüber zu bemerken, wie die verschiedenen Stellungen sich oft nahe berühren und wie oft die eine leicht in eine benachbarte andre umschlägt, auch die betreffenden Stellungen noch durch einige Beispiele zu belegen. Ein velarer Laut scheint mir bei der Aussprache des ä von Dächer oft in Schwaben vorzukommen. Die betreffende Persönlichkeit war aus der Gegend von Tuttlingen (in der südw. von Sigmaringen gelegenen Ecke Würtembergs). ä lautete mir fast als é mit eigentümlich hartem Klang; fast: téchɐr. Da aber strichweise oft bedeutende Verschiedenheiten auftreten, kann man daraus nicht ohne weiteres auf die Allgemeinheit jener Gegenden schlieszen. Velar artikulierte Laute zeigen sich auch als erster Bestandteil von Zwielauten im Platt des südwestl. Westfalens. Ein solches e (bis i) an Stelle des oben erwähnten entlabialisierten u (in ɣi) hört man schon von Werl an westwärts (zwei Stunden westl. von Soest). Der Laut scheint sich von dort mit ziemlich gleichem Klange westwärts über den Rhein zu erstrecken (über Düsseldorf und Köln hinaus). Wir könnten den Zwielaut allenfalls durch ei bezeichnen (aber ei nicht = hochd. ei!) leikɛ = lɣikɛ (Soest) = lîkɛ (Münster) = eben, gerade (gleich). Der erste Bestandteil neigt sich wohl vielfach von einem weiten velaren e zu eben solchem i hin, in welches er auch geradezu übergeht. Der zweite Bestandteil ist meist ein gleiches aber engeres i. Ein velares ä erscheint westlich von Werl in denselben Gegenden an Stelle des Soester ɑ (in ɑi) in dem Zwielaute äi. Das ä nähert sich dabei, wenigstens in manchen Gegenden, einem velaren a. Auch das hochd. ei, welches bei

den meisten a + i lautet, wird von manchen, namentlich Rheinländern, mit velarer Artikulazion gesprochen. Der erste Bestandteil des Zwielautes ist da oft velares ä bis velares a. Zu letzterem ist der Unterkiefer etwas weiter gesenkt, auch wohl etwas weiter vorgeschoben als bei unserem Normal-a, die Zunge dem Gaumensegel gegenüber etwas mehr gehoben. Die erwähnten westfäl. Laute wären also genau genommen zu bezeichnen wie Blg. 52 angegeben (keikɛ = gucke, käik = guckte). Namentlich bei den zweiten Bestandteilen von Zwielauten scheint die vordere Enge oft verringert oder geradezu aufgehoben. So glaube ich, dass z. B. in Lübeck au ziemlich wie a + vollentlabialisiertes u lautet — oder weites velares u, was ja ungefähr dasselbe ist. (Der Schlusslaut von Trautmanns 4. Reihe.) Das ist wohl derselbe Laut, den Trautmann meint, wenn er sagt, in Hamburg laute au meist wie a + o. Die oben gegebene Auffassung halte ich für genauer. Ich habe früher gesagt, dass bei dem Soester ᵾ (u) in ᵾi gegenüber dem etwas westlicheren ᵾi der Kehlkopf etwas gesenkt und die vordere Wandung des Rachens etwas nach vorn hinausgedrängt sei. Dadurch weicht die Zunge leicht zurück und hebt sich dabei leicht etwas gegenüber dem vorderen Gaumensegel. So bildet sich diesem gegenüber leicht eine Enge und es stellt sich so Verwandtschaft des velaren e oder i mit dem weiten velaren und voll entlabialisierten u heraus. Das Soester ᵾi (ui) und das westl. von Werl herrschende ei (e + i; ei velar!) stehen so nicht weit von einander ab. Weiter auf derlei Einzelheiten einzugehen, würde hier viel zu weit führen. Das Wesen der Vokallaute noch genauer zu erforschen, geht man wohl am zweckmäszigsten von den weiten Velarlauten aus, weil man bei diesen die Engenbildung am genausten besichtigen und vielfach auch die Vorgänge im Rachen in die Betrachtung ziehen kann.

Es wäre noch einiges zu bemerken über die Modifizierung, welche die Einzellaute bei der Verbindung zu weiten Zwielauten erleiden. Ein solcher Zwielaut besteht bekanntlich aus zwei Bestandteilen, welche so zusammengesetzt sind, dass der zweite nicht mit einem besondern Stimmeinsatze anhebt; die Stimme geht vielmehr ohne Absatz aus dem ersten in den zweiten Vokal über.[1] So ist au in Baum gleich a + u, aber bei u setzt die

[1] Auf diese Natur der Zwielaute müssen wir auch achten, wenn wir Darstellungen ausgestorbener Sprechweisen lesen. So ist das eo in Theodorich (= Dietrich) offenbar als Zwielaut mit einem einzigen Stimmeinsatze zu sprechen; ich habe es aber bisher nie so gehört; man spricht in den Schulen das o nach e mit neuem Stimmeinsatze (ähnlich wie in griech. theos, lat. eos) Te-o-do-rich, was aber sicher ebenso falsch ist, als wenn wir im Deutschen statt Haut sprächen Ha-ut. Auch das ahd. iu, io z. B. in fliozan, fliuzu, spricht man gewöhnlich nicht als Zwielaut

Stimme nicht beſonders ein. Da die Hauptkraft für den Stimmtoneinſatz zum erſten Bestandteile verbraucht ist, ist der Laut des zweiten Bestandteiles meist nicht ſo klar ausgeprägt, wie wenn der betreffende Laut als Einzellaut auftritt. Wenn die Zunge die für den zweiten Bestandteil karakteristische Stellung erreicht hat, ist die Stimme bereits fast ganz verklungen. Es kommt hinzu, dass die Mundstellung des ersten Bestandteiles die des zweiten beeinflusst. Da unſere gewöhnlichen Zwielaute mit einem Vokale von weiterer Mundöffnung beginnen, wirkt der erste Bestandteil dahin, dass die dem zweiten eigentlich zukommende Enge nicht ganz erreicht wird. Die Folge davon ist, dass man am Ende des Zwielautes au z. B. oft nicht das eigentlich vom Sprechenden beabſichtigte u, ſondern einen mehr zum Anfang der Reihe, zum o hin, geneigten Laut zu vernehmen glaubt; ähnlich liegt es bei andern Zwielauten. Die Folge ist ferner, dass der zweite Bestandteil in manchen Mundarten ſich ſehr verflüchtigt oder auch ganz schwindet. Es ist bekannt, dass das Angelſächsische statt got. ai (Soest ɑi) â (aa) ſetzt; ähnlich haben ja auch manche ſüddeutsche Mundarten an derſelben Stelle wohl ein ɑ oder ɔ (lang). Vom Schwäbischen habe ich oben geſagt, dass es got. ai (nhd. ei) durch ɔɑ erſetzt; es liegt da ein ähnlicher Wechsel vor wie bei Soester ɥi (ui) gegenüber Werler ei (= got. ei). Oft ist der schwäbische Laut wohl als enger Zwielaut zu fassen, ſodass er darzustellen wie Blg. 53 angegeben. Im nordöstlichen Teile des Münsterlandes habe ich vereinzelt in dem Zwielaute au (z. B. in Baum) das u ſo schwach gefunden, dass fast nur a übrig war. Dies erinnert daran, dass im Altfrieſischen und ebenſo in der Freckenhorster Heberolle statt des au (altſächs. ô) ein bloszes a steht. F. H. nach Heyne Zeile 4. banono = Bohnen, Münst. baunɐn, 11. astaron = östlichen, Münst. austɐn = Osten, östlich. — Es ſei noch darauf hingewieſen, dass man im Deutschen ä, ö, ü als grosze Buchstaben meist durch Ae, Oe, Ue erſetzt, und dass man fälschlich dieſe Laute darum mitunter Diphthongen, Zwielaute genannt hat. Es ist überflüssig, die Thorheit ſolcher Benennung nachzuweiſen; ä, ö, ü ſind im Deutschen stets ganz einfache Laute. Anders freilich wird es vermutlich beim lat. ae geweſen ſein, welches wohl als enger Zwielaut zu fassen ist (äe), zu bezeichnen wie Blg. 54 angegeben.

Es bleibt noch Einiges hinzuzufügen über das mehr erwähnte Einſetzen der Stimme. Den Zwielaut ei sprechen die

---

und erhält ſo ein Lautgebilde, welches mit der aus der alten Form entwickelten heutigen Form „flieszen“ wenig Ähnlichkeit mehr hat, während bei echter, zwielautiger Aussprache die Verschiedenheit von flieszen und fliozan durchaus nicht ſo grosz ist.

meisten wie a + i, alſo: dein = d + a + i + n. Ganz anders lautet es, wenn wir ſprechen „da in“ (= da hinein). Hier ſetzt das i mit einem neuen Stimmeinſatze an, wie es gewöhnlich iſt, wenn man ein mit einem Vokale beginnendes Wort für ſich allein ſpricht, oder wenn man einen Vokal für ſich allein ſpricht. Es iſt, als ob man bei dieſem Einſetzen der Stimme ein kurzes, hartes, knarrendes Geräusch vernähme. Es rührt dies wohl daher, dass die Stimmritze, die vorher verſchloſſen war, beim Einſetzen der Stimme auseinanderſpringt. Man meinte bisher, ſo ſei es im Deutſchen gewöhnlich, ſagte darum: wir ſprechen die Vokale aus geſchloſſener Stimmritze. Dieſelben können aber auch aus offener Stimmritze angeſprochen werden. Wenn wir ſagen: „da in“ und auf „in“ Nachdruck legen, ſo ſprechen wir das i aus geſchloſſener Stimmritze, legen wir aber keinen Nachdruck auf das i, wenn wir z. B. ſagen: „da im Hauſe“, dann ſprechen wir es meiſt aus offener Stimmritze. In Folge deſſen fliesst dann das i näher an das voraufgehende a heran, ohne aber mit ihm zum Zwielaut zu verſchmelzen. Ähnlich iſt es z. B. mit dem u von „uns“, wenn wir ſagen: „zu uns komme dein Reich“. Die beiden u von zu und uns rücken vollſtändig aneinander, ohne aber zu einem einzigen langen u zu verſchmelzen. Bei u in uns ſetzt die Stimme von neuem ein, ohne dass aber die Stimmritze vorher geſchloſſen war. In manchen Sprachen tritt es viel ſtärker hervor, dass die Vokale aus offener Stimmritze angeſprochen werden, ja oft wird dabei der reine Stimmton vor dem Anklingen des Vokales ganz deutlich vernehmbar.[1] Auf Erklärungen können wir uns hier nicht weiter einlaſſen, es muss uns aber erwünſcht ſein, ein Zeichen zu beſitzen, auch dieſe Verhältniſſe anzuzeigen. Um darzuſtellen, dass der Vokal aus geſchloſſener Stimmritze angeſprochen wird, ſteht uns das Zeichen des griechiſchen spiritus lenis zur Verfügung. Alſo wie Blg. 55 bei a angegeben. Setzen wir unter Anlehnung an dieſes Zeichen für das einfache leiſe Antönen aus offener Stimmritze ein ſpitzes Häkchen, wie Blg. 56 angegeben, für das rauhere Mittönen des Stimmtones das umgekehrt gerichtete Häkchen, wie Blg. 57 angegeben. Das oben erwähnte „zu uns“ wäre alſo zu bezeichnen, wie Blg. 58 angegeben. Ich bin nachträglich erſt zu der Überzeugung gekommen, dass die Annahme, wir ſprächen Vokale im Anlaut der Wörter meiſt aus geſchloſſener Stimmritze an, irrig iſt. Im Fluss der Rede iſt es vielmehr auch im Deutſchen das Gewöhnliche, die anlautenden Vokale aus offener Stimmritze anzuſprechen, daher flieszen denn die Wörter aneinander; „Vaterunſer“, „bist-in dem-Himmel“. Nur wenn Nachdruck auf den

[1] Etwas Ähnliches wird wohl der griechiſche spiritus asper geweſen ſein.

betreffenden Vokal gelegt wird, wird er aus geschlossener Stimmritze angesprochen. Nicht üblich ist im Deutschen die erwähnte andere Art des Ansprechens aus offener Stimmritze, und daraus ist wohl die gewöhnliche, **irrige** Annahme in wissenschaftlichen Werken hergeflossen, dass wir nämlich im Deutschen die Vokale **gewöhnlich** oder gar stets aus geschlossener Stimmritze ansprächen. Dass dies das Gewöhnliche sei, hatte ich zuerst auch auf guten Glauben hin andern nachgesprochen.

VI. Bell's Vokalsystem.

Der Engländer Bell hat in seinem Buche „Sichtbare Rede" (Visible Speech) ein Vokalsystem aufgestellt, welches nicht, wie's im Vorausgehenden geschehen ist, von dem Klangeindrucke ausgeht, sondern allein die Form der Gielstellungen (Mundstellungen) zur Grundlage hat. Da dasselbe bedeutende Anhänger gefunden hat, können wir es nicht unbeachtet lassen, sowohl weil wir Stellung zu ihm nehmen und die Gründe vorführen müssen, warum wir uns bei selbem nicht beruhigen können, als auch, weil man wünschen wird, die Bestimmungen, welche bedeutende Anhänger nach diesem Systeme von gewissen Lauten gegeben haben mögen, zu verstehen, als auch 3. weil es fördernd ist für die Geschicklichkeit in der Lautauffassung, wenn man sich in die abweichenden Anschauungen anderer hineinarbeitet. Es ist zu wünschen, dass das Bewusstsein über das Wesen der Lautbildung in den weitesten Kreisen gefördert werde. Bevor ich ein Urteil über das System gebe, führe ich die kurze Darstellung an, welche Sweet in seinem Buche „Geschichte der englischen Laute" von demselben gegeben hat. Er schreibt:

„Analyse.

1. In folgender Skizze sind die Symbole der „Sichtbaren Rede" (des Visible-Speech) zur genaueren Darstellung verwendet[1] neben der zutreffenden Umschreibung in lateinischen Buchstaben. . . .

2. Sprachlaute werden gewöhnlich durch Ausatmung gebildet (Symbol: Blg. 59, 1) selten durch Einatmen (Blg. 59, 2). Saugverschlusslaute oder Schnalzer, wie in dem familiären tut![2] werden weder mit Ausatmung noch mit Einatmung erzeugt.

3. **Kehllaute.** Wenn die Stimmbänder weit aufstehen, vollzieht sich durch die hindurchziehende Luft das Atmen (Symbol Blg. 59, 3); wenn die Stimmritze verengt ist, um die Stimmbänder schwingen zu lassen, entsteht ein Stimmlaut (Blg. 59, 4); wenn die Stimmbänder genähert sind, ohne zum Schwingen gebracht zu werden, entsteht das Flüstern (Symbol

[1] Da für diesen Druck keine entsprechende Typen zur Verfügung standen, sind die Symbole in die lithographierte Beilage verwiesen.

[2] Die Darstellung „tut" scheint mir für den betreffenden Laut äuszerst unzureichend. Gemeint ist offenbar der Laut, den wir hören lassen, um auszudrücken, dass etwas gut schmeckt.

Blg. 59, 5). Wenn das Flüstern verstärkt wird durch Verengung des oberen Kehlkopfeinganges, genannt die falschen Stimmbänder, erhalten wir den röchelnden Laut (Symb. Blg. 59, 6), wie ihn arabisch Hha zeigt;[1] dieser Laut kann auch stimmhaft erscheinen, wie beim arabischen Ain (Blg. 59, 7). Ein Stosz auf die Stimmbänder (Symbol Blg. 59, 8) wird durch plötzliches Verschlieszen oder Öffnen der Stimmritze hervorgebracht, wie beim Husten.

4. **Nasallaute** werden gebildet durch Entfernung des hinteren weichen Gaumens von der hinteren Rachenwandung, sodass der Atem durch die Nase ausströmen kann. Symbol der Nasalierung Blg. 59, 9.

5. **Enge und Weite.** Enge (Symbol Blg. 59, 10) Laute werden gebildet durch Straffung und Konvexität, weite (Symbol Blg. 59, 11) bei Schlaffheit und Abflachung der Zunge. Es giebt verschiedene Grade der Enge, und es ist möglich, einen Laut zu erzeugen, welcher genau genommen ein Mittelding ist. Das Norwegische kurze i in „fisk" ist ein Beispiel. Blg. 59, 12 stellt dies i dar.

6. **Vokale** bestehen aus einem Stimmtone, der durch verschiedene Gestaltung des Mundraumes oberhalb des Kehlkopfes (des Giels würde Trautmann sagen) beeinflusst wird, aber ohne Hinzutritt eines Geräusches. Nach der Lage sind diese Gestaltungen entweder hintere (gutturale), vordere (palatale) oder gemischte (mixed), das heiszt durch eine Mittelstellung zwischen vorderen und hinteren gebildet. Es giebt ferner drei Grade in der Erhebung der Zunge, hoch, mittel und niedrig. Wird die Zunge aus der hohen Stellung gesenkt, so weicht der **Ort der Verengung gleichzeitig rückwärts.** So haben wir zusammen neun Stellungen.

hoch-hinten	hoch-gemischt	hoch-vorn
mittel-hinten	mittel-gemischt	mittel-vorn
niedrig-hinten	niedrig-gemischt	niedrig-vorn.

Jede dieser Stellungen ergiebt einen verschiedenen Vokallaut, je nachdem, ob die Zunge eine enge (narrow, primary), oder weite (wide) Gestaltung hat. Mittelstufen sind: zurückgeschoben (Symbol Blg. 59, 13), vorgeschoben (Blg. 59, 14), gehoben (Blg. 59, 15), gesenkt (Blg. 59, 16).

Jede Vokalstellung kann ferner durch Rundung (Labialisazion) modifiziert werden. Vordere Vokale werden blosz durch die Lippen gerundet (äuszere Rundung), gemischte und hintere Vokale mehr durch die Wangen (innere Rundung). Es giebt drei Stufen der Lippen- und Wangen-Zusammenziehung; hohe Vokale haben die engste, niedrige Vokale die weiteste Lippenöffnung. Wenn ein Vokal eine höhere Stufe der Lippenrundung hat, als wie solche zu seiner Höhe gehört, wie wenn ein mittlerer Vokal gebildet wird mit der Rundung eines hohen Vokals, so sagt man, er sei überrundet. Dies wird ausgedrückt durch Zufügung eines Rundungszeichens, wie in Blg. 59, 17 (= schwedisches geschlossenes o). Die

[1] Ein ähnlicher Laut ist wohl der, der beim Lachen hörbar wird, und den wir dann durch h darstellen (ha ha ha ha)? Das Zeichen h ist hier für den betreffenden Laut durchaus ungenau.

entgegengeſetzte Erscheinung der Unterrundung wird angezeigt durch Hinzufügung eines Rundungszeichens zu dem Symbole eines — unlabialiſierten[1] — vorderen Vokales, des Inner-rundungszeichens (Blg. 59, 18) zum Symbole eines — unlabialiſierten[1] — gemischten oder hinteren Vokales, wie in Blg. 59, 19 = schwedisch y; 59, 20 = schwedisch kurz u. Vokale ſind ferner einer Punkt-Modifikazion (Symbol Blg. 59, 21) fähig, indem die Spitze der Zunge erhoben wird, während die Vokalstellung andauert.

7. Die ſechsunddreiszig Elementarvokale ſind in beifolgender Tafel mit ihren organischen Symbolen zuſammengestellt.[2]"

Das Interessanteste an dem Systeme ſind die auszerordentlich ſinnreich ausgedachten Symbole. Da dieſe bisher den deutschen Leſern meines Wissens noch nicht zugänglich waren, glaubte ich ihnen durch Vorführung ſelbiger einen Dienst zu erweiſen. Nur durch dieſe würde die Überſichtlichkeit erhalten, wenn das System überhaupt haltbar wäre. Obwohl demſelben einige naturgemäsze Anschauungen zu Grunde liegen, ſo ist es doch eine fixe Idee, dasſelbe ruhe lediglich und vorausſetzungslos auf festen Formen der Gielstellung, und dieſe Stellungen ſeien ohne Zuhülfenahme des Lautes genau zu bestimmen. Was ſoll es z. B. heiszen, eine Stellung könne im einen Falle eine gröszere Rundung haben, als ſolche eigentlich zu ihr gehöre? Warum gehört denn die eine zu ihr und die andre nicht? Bell's Anhänger würden wohl ſagen, weil der Grad der Rundung dem inneren Engengrade entsprechen muss. Da aber das Bewusstſein über Entfernungen bei den Mundwerkzeugen ganz unſicher ist, lässt ſich ſolche nur nach dem Gehöre bemessen. Ohne

[1] Dieſes Wort („unlabialiſiert") habe ich zugeſetzt, da es dem Sinne nach unerlässlich ist und wohl nur aus Verſehen im Originale fehlt. Ich würde mir auch ſonst einige Änderungen im Ausdruck erlaubt haben, wenn man nicht bei ſo knappen Angaben stets fürchten müsste, den vom Verfasser gewollten Sinn zu verändern.

[2] Da wegen Mangels an Typen für die eigentümlichen Symbole Bell's dieſe nur auf einer lithograph. Tafel gegeben werden konnten (Blg. 60), auf dieſer aber die Überſichtlichkeit verloren ging, wenn die als Beispiele aufgeführten Wörter in die Tafel aufgenommen wurden, habe ich die Beispiele hier in entsprechenden Fächern zuſammengestellt. Wo Storm und Sievers ein anderes Beispiel bieten als das von Sweet, ſoll dies in Klammern hinter dem von Sweet aufgeführt werden. Wo mit den Symbolen in einem Fache zwei Nüancen angegeben werden, ſoll das Beispiel für die erste hinter α), das andere hinter β) aufgeführt werden. In der Wiedergabe der Bell'schen Symbole (auf der lith. Tafel) durch lat. Buchstaben halte ich mich zunächst an Sweet. Doch habe ich mir einige Abweichungen erlaubt. Die „gemischten" Vokale bezeichnet Sweet nämlich durch zwei Punkte über dem betreff. Vokalzeichen. Da dieſe von Deutschen leicht als Umlautzeichen gefasst würden, habe ich die Punkte unter das betreffende Vokalzeichen gesetzt. Wo es zur Erklärung nötig schien, habe ich dann hinter dem Zeichen Sweet's in eckigen Klammern das Vokalzeichen beigefügt, welches nach den obigen Vorschlägen für den Laut passen würde. Auf der gedruckten Tafel ſind die Buchstaben des betr. Wortes, die den fragl. Laut bieten, schräg geſetzt.

			A) enge			B) weite		
			1. hintere	2. gemischte	3. vordere	1. hintere	2. gemischte	3. vordere
I. unlabialifierte oder ungerundete	hoch	a)	Gael. laogh	welsch un [Russ. syn]	Franz si [fini Dts. ihn, sie]		Engl. pretty	α) En l. bit, see [Nordd. Fisch] β) pity, fear
	mittel	b)	Engl. but	α) Dts. Gabe [Dän.Norv. Gave Swed. gosse] β) Amerik. earth	α) Dts. See [Franz. été] β) Dän. se	α) Engl. father [Ital. padre Nordd. Vater] β) Dän. mane	Engl. eye better	Engl. men [Dts. Männer, Ähre]
	niedrig	c)	Cockney park	Engl. sir [bird]	Swed. lära [Engl. air]	Swed. mat [Schott. father Südd. Vater]	Eng. how Port. cama	Eng. man
II. labialifierte oder gerundete	hoch	a)	α) Franz. sou [Dts. du] β) Sw. upp	α) Norw. hus β) Sw. hus	Frz. lune [Dts. über Dän. Lys]	Engl. put, two [full]	Engl. value [Norw. huska]	Dän. lyst [Dts. schätzen]
	mittel	b)	α) Dts. so [Frz. peau It. dolore] β) Sw. sol		α) Frz. peu [Dts. schön, Töne] β) Dts. über	Dts. Stock [voll]	Frz. homme Engl. follow [Sw. godt]	Frz. peur [NDts. schön, Dts. Völker, Frz. peuple]
	niedrig	c)	α) Engl. law β) Swed. so[1]		Swed. för	Engl. not [folly]		α) β) Dts. Götter

[1] o statt a mit kl. o darüber.

Zuhülfenahme des Lautes ist also nichts zu machen. Auch versetzt Bell, bez. Sweet, selbst dem Systeme einen tötlichen Stosz, indem er sagt, ein mittlerer Vokal könne mit der Rundung eines hohen Vokals gebildet werden. Das ist eben ein Beweis, dass die Rundung nicht die wesentliche Grundlage für den Karakter des Lautes ist. Der Zweck jedes Lautsystemes muss es sein, unbekannte Laute aus den bekannten bestimmen zu lehren. Was für einen Zweck kann nun aber ein System haben, das so scharf unterschiedene Laute wie dts. ü (in über) und ö (in Töne) in dem gleichen Fache vereinigt? Die äuszerlich wahrnehmbare Lippenrundung ist zudem bei beiden Lauten durchaus nicht so wesentlich. Man kann bei der einen wie der andern Lippenstellung den einen wie den andern Laut vollkommen deutlich hervorbringen. Das System fuszt auch auf der falschen Ansicht, dass aus der i-Reihe durch blosze Rundung und Verengung der Lippen die ü-Reihe entstehe. Diese irrige Annahme habe ich schon oben zurückgewiesen. Nach der ganzen Begründung des Systemes sollte man überhaupt erwarten, dass sich jedesmal die obere (unlabialisierte) Reihe nur durch Lippen- und Wangenverengung von der entsprechenden unteren (labialisierten) unterscheide, was aber durchaus nicht oder in anderen Fällen nur halberlei zutreffend ist. Die frei velare i- und ü-Reihe ist zudem gar nicht im Systeme enthalten. Doch auf weitere Erörterung der Mängel kann hier nicht eingegangen werden. Die Dreiteiligkeit in der Stufenfolge je einer Abteilung entspricht offenbar der oben aufgestellten Anordnung in Reihen von je vier Lauten. Bell hat nur die Anfangslaute (die a-Laute), vor denen, wie ich schon bemerkte, jedesmal ein Sprung in der Organstellung empfunden wird, abgetrennt und zu einer besonderen Abteilung zusammengefügt. Er haut dann aber vorbei, indem er diese jedesmaligen Abstufungen nach äuszerlichen Abmessungen bestimmen will. Hier kann man nur durch Zuhülfenahme des Gehöreindruckes erreichen, dass das Zusammengehörige auch zusammengehalten werde. Wie man beim Singen die jedesmal zu treffende Tonhöhe nicht nach äuszeren Abmessungen finden kann, so auch hier nicht die Abstände der jedesmaligen drei Stufen. Ich habe schon erwähnt, dass im Bell'schen Systeme die „gemischte weite i-Reihe“ (unlabialisiert, weit, gemischt) der velaren i-Reihe entspricht. Dieser Reihe nun die velare ü-Reihe als „enge-gemischt“ zur Seite zu stellen, wie es in diesem Systeme der Fall, scheint mir höchst bedenklich. Als Endlaut wird in dieser Reihe der Laut des russischen järy (y) angegeben, welches oben als velares ü bis üi erklärt ist. Mit diesem Laute konnte aber das dts. e in Gabe durchaus nicht als zweite Stufe zusammengebracht werden. Eher würde schon das franz. e in „le“ passen. Als dritte Stufe den Laut des engl. i in sir anzusetzen, mag besser stimmen. Ich kenne die nazional-engl. Aussprache nicht sicher genug, um über die Richtigkeit entscheiden zu können. Eine eingehendere Beurteilung würde hier viel zu weit führen. Ich bemerke nur, dass namentlich die ü-Reihen-laute, die wohl zahlreicher sind als die u-Reihen, durchaus nicht erschöpft scheinen. Die

Scheidung Bell's in enge (primary, narrow) und weite Laute ist im Früheren verschiedentlich berührt. Es ist möglich, dass sie verschiedene der oben gesondert aufgeführten Modifikazionen zusammenfasst. Es könnte darum erwünscht scheinen, für die eine wie die andere Besonderheit ein Unterscheidungszeichen zu besitzen, welches den gewöhnlichen Buchstaben zugesetzt werden könne. Nehmen wir ein kleines Häkchen mit zum Buchstaben gekehrter Öffnung für „weit" und einen kleinen senkrechten Strich für „enge", wie Blg. 61 angegeben. Die Erklärung der beiden Besonderheiten scheint mir allerdings in der Fassung, welche Bell's Anhänger gegeben, vielfach ungenau. Hiermit seien die Bemerkungen über dies System geschlossen.

VII. Dehnungszeichen, (Ton- oder) Treffzeichen; gleichlautende Wörter.

Nachdem wir so eine wissenschaftliche Grundlage für das Lautsystem gewonnen und, wie ich glaube, ein leicht verständliches Zeichengebäude geschaffen haben, die Nüancen an den Lauten zu markieren, sodass wir die Normalaussprache allen Abweichungen gegenüber bestimmen können, wollen wir daran gehen, die Schreibung für den alltäglichen Gebrauch zu ordnen und zu regeln auf wissenschaftlicher Grundlage. Es muss hierbei der Genauigkeit wegen manches berücksichtigt werden, was über das im gewöhnlichen Gebrauche Erforderliche hinausgeht. Wir sehen stets darauf, was als Endziel anzustreben wäre, vergessen aber nicht, wenn dies unvermittelt nicht gut zu erreichen ist, auf das vorläufig Erreichbare Bedacht zu nehmen. Zunächst müssen wir zur Aufstellung eines passenden Dehnungszeichens schreiten. Dem im Deutschen als Dehnungszeichen üblichen h haften verschiedene Mängel an. 1. Es ist zugleich Lautzeichen. Diese Zweideutigkeit ist unbedingt verwerflich. 2. Es scheint als Dehnungszeichen zu umfangreich. 3. Es wird nicht regelmäszig und nicht gleichmäszig zur Bezeichnung der Länge angewandt. — Wir könnten im Druck passend einen einfachen Strich von der Höhe der kleinen Vokalzeichen, und mit diesen in gleiche Linie zu stellen, als Dehnungszeichen verwenden. Für die Schreibschrift würde ein solcher Strich wohl unbequem sein und leicht zur Verwechselung mit i Anlass geben. Daher mag derselbe durch die Blg. 62 gegebene Form ersetzt werden; die bequemste Gestalt würde sich im Gebrauche bald ergeben. Um Genauigkeit in der Bezeichnung zu erzielen, möchte ich folgende Scheidung vorschlagen. Der einfache Strich, oben und unten abgeschrägt, wie Blg. 63 erstes Zeichen, zeige allgemein die Länge an, ob Dauerlänge oder zwielautige Länge. Das zweite Zeichen, oben die Form des Zirkumflexes tragend, diene zur Bezeichnung der zwielautigen Länge im besondern. Dasselbe

Zeichen umgekehrt, ſodass der flache Strich, das Zeichen der Dauerlänge, nach oben gekehrt, zeige Dauerlänge an. Blg. 63 drittes Zeichen. Bei dieſer Anordnung könnte man zur Bezeichnung von Dauerlänge und zwielautiger Länge mit einer einzigen Type auskommen, könnte mit wenigen Buchstaben genauen Druck herstellen. Man brauchte im einen Falle die Type blosz umzudrehen. Für den allgemeinen Gebrauch müsste die Scheidung der beiden Längen unterbleiben, weil der Unterschied zu geringfügig ist. Es wäre Gewicht darauf zu legen, dass die Type des Dehnungszeichens recht schmal wäre. Da bisher kein ſolches Dehnungszeichen vorhanden ist, wollen wir ein Aushilfszeichen als Notbehelf vorschlagen. Wir könnten zunächst eine umgekehrte Eins (1) ſetzen, welche zwar unter die Zeile reichen würde, ſonst aber dem vorgeschlagenen Dehnungszeichen ziemlich ähnlich ist und zu keiner Zweideutigkeit Anlass bietet. Beispiel: haıben, heıben, hiıben = haben, heben, hieben. Auch ein Punkt am oberen Rande der kleinen Vokalzeichen wäre ganz geeignet, zum Notbehelf als Dehnungszeichen zu dienen. Durch Umkehrung der gewöhnlichen Punkttype ist dies Zeichen jeder Druckerei ſofort gegeben. Es ist wohl noch bequemer als die umgekehrte Eins. ha˙ben, he˙ben, hi˙ben.

Durch ein beſonderes Dehnungszeichen können wir oft eine viel genauere Wiedergabe mancher Lautverhältnisse erreichen, als wie ſolche jetzt möglich ist. Wenn wir z. B. den Ausdruck des Staunens aııı! oder a‴! bezeichnen, ſo ist das viel deutlicher als etwa aaah, oder ahhh!

Wir schlieszen hier passend einige Bemerkungen an über die Bezeichnung von Länge und Kürze im alltäglichen Gebrauche. Bekanntlich wird nach unſerer jetzigen Schreibweiſe bald die Länge, bald die Kürze angedeutet. Vernunftgemäsz wäre natürlich einzig und allein, Eins von beiden durchgehend zu bezeichnen und dann das andre als ſelbverständlich unbezeichnet zu lassen, alſo entweder durchgehend die Kürze zum Ausdruck zu bringen, und wo ſolche nicht angegeben ist, die Länge gelten zu lassen, oder umgekehrt die Kürze unbezeichnet zu lassen und die Länge auszudrücken. In unſerm jetzigen Verfahren überwiegt der Brauch, die Kürze zum Ausdruck zu bringen und die Länge unbezeichnet zu lassen.

Was das Vernunftgemäszere ſei, unterliegt keinem Zweifel. Eins müssen wir bei den Vokallauten als Einheit und Grundlage annehmen, entweder die Kürze oder die Länge. Da nur die Kürze als Einheit und Grundlage gelten kann, ſo haben wir die Länge als eine Vermehrung der Kürze zu betrachten. Das einfache Vokalzeichen bezeichnet nun am besten die Einheit des Lautes; ihm gegenüber muss dann das Mehr, welches in der

Länge enthalten ist, auch durch ein Mehr in den Zeichen zum Ausdruck gebracht werden. Das einzig Naturgemäsze wäre also, die Kürze unbezeichnet zu lassen und die Länge anzugeben. Eins von beiden aber muss im Deutschen bei treffigen (d. i. betonten) Silben zum Ausdruck kommen, entweder die Länge oder die Kürze, da bei unserer starken Hervorhebung der Treffsilbe der Unterschied viel stärker hervortritt als in Sprachen mit anderer Tonigung, und weil Kürze oder Länge zur Unterscheidung des Sinnes von wesentlicher Bedeutung ist. „In : ihn", „im : ihm", „innen : ihnen", „sollen : Sohlen" usw. dürfen in der Schreibung nicht gleich werden. Später, bei Besprechung der Doppelkonsonanten, kommen wir auf diesen Punkt zurück.

Auch in Betreff des (Accent- oder) Treffzeichens findet sich einiges zu bemerken. Es kann oft erwünscht sein, die Ton- oder Trefftilbe anzuzeigen. Wenn man aber das Treffzeichen über den jedesmaligen Buchstaben setzen will, so ist das unbequem, weil dann für jeden treffigen (accentuierten) Buchstaben eine besondere Type vorhanden sein muss. Darum ist in manchen Werken das Treffzeichen mit besonderer Type hinter den betr. Buchstaben gesetzt. Hierbei ist das Missliche, dass dann der folgende Buchstabe durch einen ziemlich breiten weiszen Raum vom voraufgehenden getrennt ist, sodass das Wort wie in zwei Stücke auseinanderfällt. Dass der Raum für das Treffzeichen ein so breiter ist, ist dadurch bedingt, dass das Zeichen, der Strich, schräg gerichtet ist. Würde man ihn senkrecht stellen, so könnte die Breite der Type auf die Breite eines Punktes beschränkt werden, sodass durch Hinzufügung des Treffzeichens hinter dem Vokalzeichen kein so auffällig breiter weiszer Raum die Buchstaben trennte. Ich schlage darum vor als Treffzeichen einen **senkrechten,** unten sich zuspitzenden kleinen Strich oben hinter das Vokalzeichen zu setzen. Blg. 64. Dadurch würde auch eine andere Misslichkeit beseitigt, nämlich die, dass der Strich über einem Vokalzeichen bald den Treff, bald aber eine Lautmodifikazion anzeigt, wie bei franz. é. Für letzteren Fall wäre der Strich über dem Buchstaben selbst zu belassen.

Es empfiehlt sich nun, bevor wir auf die Regelung der Lautdarstellung eingehen, die Frage ins Auge zu fassen, wie sollen wir verfahren mit Wörtern, die bei ganz gleichem Laute nach Ursprung und Bedeutung wesentlich verschieden sind oder die, wennschon sie von gleichem Ursprung, doch eine so verschiedenartige Verwendung finden, dass ihre Unterscheidung in der Schrift für die Leichtigkeit, den Sinn zu erfassen, förderlich scheint. Zumal müssen wir hierauf eingehen, da wir an unterscheidende Schreibung in solchen Fällen gewöhnt sind. Es muss zunächst bemerkt werden, dass die Besorgnis vor Missverständnis

gar nicht ſo ſehr begründet ist, als mancher glauben mag, da der Zuſammenhang wohl im allgemeinen untrüglich entscheidet, was gemeint ſei. Es wird in der Schrift bei einigen Wörtern durch Anbringung verschiedener Buchstaben vorſorglich unterschieden, obwohl ſie ganz gleichen Laut haben, weil man vermeint, die meisten Leſer wären ſo gänzlich vernagelte Köpfe, dass ſie das Richtige nicht verständen, wofern ſie nicht mit der Naſe darauf gestoszen würden. Wir klugen Deutschen ſind natürlich viel schlauer als die dummen Franzoſen, welche neben vielen andern Wörtern z. B. nicht einmal durch die Schrift unterscheiden zwischen louer = loben (lat. laudare) und louer = vermieten (lat. locare). „Le **tour** und la **tour**“, „**entre** les maisons“ und „**entre** dans la maison“ unterscheiden ſie auch nicht. Sind das doch witzloſe Menschen! Wir würden natürlich eine geistreiche Unterscheidung anbringen, etwa ſo: louer : louher, enthre : entre, la thour : le tour, wir, die Nazion der Denker! Viele Unterscheidungen haben wir im Deutschen glücklich herausgetiftelt, es giebt aber auszer den bisher unterschiedenen gleichlautenden Wörtern noch manche andere, die bei gleichem Laute weſentlich verschiedene Bedeutung haben und doch in der Schrift nicht unterschieden ſind, ohne dass dadurch beſondere Missverständnisse veranlasst würden. Die wenigsten ſind ſich z. B. wohl bewusst, dass „weisz“ zwei ganz verschiedene Bedeutungen hat. Er weisz es : er ist weisz. Ich glaube, man kann ruhig darauf wetten, dass unter ſämtlichen Leſern wohl nicht ein einziger ist, der ſich erinnern kann, dass er jemals einen Satz, der die Form weisz enthielt, von neuem hätte leſen müssen, weil er, weisz falsch auffassend, den Sinn zuerst missverstanden hätte. Gleichlautend ſind auch, um nur dies anzuführen, „ſein“ = suus und „ſein“ = esse; „meinen“ = putare, „meinen“ = meis. Eben ſo wenig wie dies würde es wohl Anlass bieten zu Missverständnissen, wenn wir, statt v immer f schreibend, „fiel“ statt viel mit „fiel“ von fallen zuſammenfallen lieszen — ſobald ſich das Auge nur einmal daran gewöhnt hätte. Die ersten drei vier Wochen würde es uns vielleicht auffallen, dann schon nicht mehr. Wer viel liest und stets nur ſo geschrieben fände, wäre ſicher schon nach zwei Tagen daran gewöhnt. Und die Handschrift? Nun, die Hand gewöhnt ſich ſehr leicht daran, für den gleichen Laut immer das gleiche Zeichen zu bilden. Als ich es vor einiger Zeit verſuchsweiſe unternommen, statt v, wo es wie f lautet, auch durchgängig f zu ſetzen, da hatte ich mich nach etwa einer halben Stunde bereits vollständig daran gewöhnt, ich brauchte gar meine Aufmerkſamkeit nicht mehr darauf zu richten; f floss mir von ſelbst aus der Feder, z. B. in ferſuchen, fermuten, fereinigen, ferheiszen.

Viel schwerer wurde es mir, nach einiger Zeit wieder zum herkömmlichen Brauche zurückzukehren; da floss mir zuerst immer dann und wann ein f statt v ein, wenn ich einmal nicht recht aufmerksam war. Wenn wir z. B. schrieben: „Fiele fernünftige Leute ferfielen auf diefen Gedanken", wer ſollte es missverstehen? Einige vorſichtige Leute aber giebt es wirklich, die da glauben, über die gewöhnlichen Unterscheidungen noch hinausgehen zu müssen; ſie vermeinen, ſich einen Anstrich tiefster Gelahrtheit zu geben, wenn ſie, im Glauben, alle Menschen ſeien noch dummer als ſie ſelbst, hübsch fein ſäuberlich und brav unterscheiden: der Heide und die Haide. Dieſe tölpelhaft barocken, altfränkischen, närrischen, kindischen, afterwissenschaftlichen Verehrer des Götzen Pedans ſollten doch auch allmählich gelernt haben, dass der Heide nach der Heidegegend benannt ist. Man könnte den guten Leuten noch folgende wertvolle Unterscheidungen vorschlagen: waisz, weisz; haisz, heisz; fain, fein; wegen, weegen; zäugen, zeugen; Bothen, boten. Die Welt wird ihnen ſicher dankbar ſein, wenn ſie, um Irrtümern vorzubeugen, noch weitere Fälle aufspüren, wo Unterscheidungen angebracht werden können. Es giebt wirklich noch mehr. Ich glaube, die grosze Mehrzahl der Gebildeten ist einig darin, dass es durchaus verfehlt ist, für ganz gleiche Lautwerte verschiedene Lautzeichen ſetzen zu wollen. Wenn wir dem verkehrten Grundſatze nicht ganz und gar entſagen, bleibt allen Willkürlichkeiten Thür und Thor geöffnet.

Allerdings kann es scheinen, dass die einfache Bezeichnung der Laute bei gleichlautenden Wörtern doch einen Haken habe. Beim gesprochenen Worte wird nämlich das Verständnis weſentlich unterstützt durch den Tonfall des Satzes, der in der Schrift nicht zum Ausdrucke gelangt. Auch kann man ſich durch eine Frage an den Sprecher vergewissern über das, was man nicht verstand. Es ist durchaus auch nicht verwerflich, Wörter gleichen Lautes aber verschiedener Bedeutung unter Umständen in der Schrift zu unterscheiden; es darf dies aber nicht durch willkürliche Lautdarstellungsunterschiede erreicht werden. Es giebt zunächst einige Wörter, die bei verschiedener Bedeutung auch verschiedene Eigenbetonung haben. Dieſe würden vielleicht passend dadurch unterschieden, dass man im Einen Falle den Ton, den Treff bezeichnete. So etwa könnte man unterscheiden: man = Mann, màn = man, oder umgekehrt: mán = Mann, man = man.[1] Im allgemeinen wäre es vielleicht am besten, ein bestimmtes Unterscheidungszeichen aufzustellen, und dies nach bestimmten Grundſätzen bei Einem der gleichlautenden Wörter zu ſetzen. Ich möchte etwa folgenden Vorschlag zur Erörterung

[1] Man vergleiche im Franzöſ. des : dès, la : là, ou : où, du : dû.

stellen. Als Unterscheidungszeichen wird beim Schreiben oben in die Linie vor das Wort ein einfacher Strich gesetzt, von der Form etwa wie der jetzige Accent, weil diese Form sich am leichtesten schreibt. Im Drucke könnte man das Zeichen, um es karakteristisch zu machen, um ein kleines anders gestalten. Beides etwa wie Blg. 65 dargestellt.

Dies Unterscheidungszeichen wäre auf das Allernotwendigste zu beschränken. Es wäre ein für allemal festzustellen, welche Wörter es erhalten. Seine Setzung hätte etwa nach folgenden Gesichtspunkten zu erfolgen: Das Unterscheidungszeichen tritt zu demjenigen Worte, welches am wenigsten häufig vorkommt; ist eine solche Unterscheidung nicht recht thunlich, so tritt es zu demjenigen Worte, dessen Bedeutung dem wissenschaftlich nicht Gebildeten ferner liegt. Diese Angelegenheit kann jedenfalls erst nach eingehenderen Erörterungen und längeren Erfahrungen endgültig entschieden werden. Hier sollte nur ein Meinungsaustausch über die Sache angeregt werden. Wir müssen uns also vorläufig an die bisher übliche Unterscheidung halten, sofern solche einigermaszen begründet ist, nichtssagende Unterscheidungen aber, wie wieder und wider, sollten wir ohne weiteres möglichst zu beseitigen trachten.

VIII. Wahl der Lautzeichen. Ergänzung des Abc fürs Hochdeutsche.

Wir können nun dazu übergehen, die Schreibung fürs Hochdeutsche zu regeln und, wo für einen einheitlichen Laut ein einheitliches Zeichen mangelt, uns nach passenden Bildungen umzusehen. Über ähnliche Fälle bei Lauten anderer Kultursprachen wird später noch besonders gehandelt werden. Auf dieselben einzugehen, ist nötig sowohl zur Darstellung von Lehnworten als auch von Eigennamen, deren Aussprache anzugeben mitunter erwünscht ist. Obwohl nun später davon besonders gehandelt wird, wird doch der Gegensätzlichkeit halber manches davon gleich beim Hochdeutschen erledigt.

Vokale.

Sehen wir zuerst, was bei den Vokallauten zu ordnen wäre. Es ist zunächst selbverständlich, dass wir die Umlautzeichen ä, ö, ü beibehalten, oder, wenn wir bequemere und zweckdienlichere Zeichen einsetzen wollen, dass dann bei diesen sowohl die Ähnlichkeit mit den Zeichen für die entsprechenden nicht umgelauteten Vokale bestehen bleiben, als auch der ebenmäszige Lautwandel in ebenmäsziger und entsprechender Weise ausgedrückt werden muss. Dies empfiehlt sich, um ein leichtes Verständnis und Behalten der neuen Zeichen zu erzielen. Dem

verhältnisgleichen Lautwandel muss eine verhältnisgleiche Bezeichnung entsprechen. Dass die Strichelchen oder Pünktchen über den Zeichen oft lästig sind, auch wohl zu Zweideutigkeit Anlass bieten können, ist bekannt. Lästig sind dieselben besonders für den Drucker oben an den Typen der groszen Buchstaben.

Als grosze Zeichen für ä, ö, ü verwendet man darum im Druck oft Ae, Oe, Ue, was aber durchaus verwerflich und beseitigenswert ist. Ich dachte zunächst daran, man könnte der Unbequemlichkeit dadurch aus dem Wege gehen, dass man die Umlautstrichelchen in die betreffenden groszen Buchstaben setzte, statt über dieselben. Bei A liesze sich das in dem oberen Teile nicht gut machen, unten aber würde der Platz nicht passend sein, weil das Auge daran gewöhnt ist, die Zeichen über der Linie der kleinen Vokalzeichen zu finden. Man könnte sie darum oben rechts an den Grundstrich anschlieszen. Oder ob die dritte der Blg. 66 gegebenen Formen passend wäre? Die groszen Buchstaben O und U müssten wohl, wenn die Umlautstrichelchen hineingesetzt werden sollen, etwas breiter sein als gewöhnlich. Blg. 67. Wenn die Neuerung nicht zu kühn ist, würde ich auch folgendes Verfahren zur Erwägung stellen. Umlautzeichen lieszen sich nämlich leicht dadurch schaffen, dass man den ersten Grundstrich mit Anlehnung an die Form des groszen geschriebenen E gestaltete. Für Druck und Schreibschrift wäre dies gleich bequem. Blg. 68. Diese Zeichen hätten den Vorzug, einheitlich und doch leicht verständlich zu sein. Sollten die Zeichen auch für den Schreibgebrauch bequem gefunden werden, dann fiele das fortwährende umständliche Nachsehen zum Zweck der nachträglichen Setzung von Umlautstrichelchen fort. Das Schreiben würde an Raschheit gewinnen. Von der Umständlichkeit des Schreibens abgesehen, sind die Umlautzeichen in der Schreibschrift eher erträglich. Der gethane Vorschlag gelte nur als nebenbei gemacht. Sollte er Anklang finden, so empfähle es sich wohl, in der Druckschrift, und zwar zuerst bei den groszen Buchstaben, den Anfang zu machen mit der Verwertung der neuen Zeichen, für den Schreibgebrauch aber vorerst beim bisher Üblichen stehen zu bleiben, weil unsere Hand einmal an das Hergebrachte gewöhnt ist und zur Aneignung des Neuen einer längeren Übung bedürfte. In der Schule hätte es sich sodann zu entscheiden, ob die Neuerung auch in der Schreibschrift durchführbar wäre.

Eu, äu. Diese Zeichenzusammenstellung drückt, wie schon oben erwähnt, einen Zwielaut aus, dessen erster Teil im Hochdeutschen (wenigstens Norddeutschlands) alleinstehend nicht gebräuchlich ist. Der zweite Bestandteil ist ein weites ü, welches

in etwa an weites i streift. Für den Laut des ersten Bestandteiles ist oben o als Aushülfszeichen vorgeschlagen, der zweite wird annähernd durch ü getroffen. Es fragt sich, ob wir den Zwielaut zweckmäszig durch oü darstellen würden. Wenn es sich um wissenschaftliche Genauigkeit handelt, müsste allerdings, wo diese Aussprache als die normale gilt, auch diese Schreibung angewandt werden. Dass die Aussprache nicht überall die gleiche ist, darauf ist schon hingewiesen; am Rheine herrscht öü, in Süddeutschland begegnet vielfach äi, und kleinerer Unterschiede lassen sich noch andere beobachten; jedoch ist die Aussprache als oü die verbreitetste, sodass sie von Sachkundigen als die normaldeutsche angenommen wird. Es fragt sich, wie wir im alltäglichen Gebrauche verfahren sollen. Anstöszig ist zunächst die Scheidung in äu und eu. Sie ist rein willkürlich, weder im Klange noch im Ursprunge begründet. Die Bestimmung, äu müsse dort geschrieben werden, wo der Zwielaut aus au hervorgegangen, ist nicht stichhaltig, da sowohl äu als eu Umlaute von au sind. Ob der betreffende Wortstamm noch jetzt mit au vorliegt, darauf kann es nicht ankommen. Formen wie „neu" sind wohl im Ursprunge etwas verschieden, es ist das aber hier nicht von Belang, und wir können hier nicht darauf eingehen. Au selbst ist, wie schon früher erwähnt, doppelten Ursprungs. Es entspricht teils dem mhd. ou bez. au, teils dem mhd. û. Mhd. boum = Baum. — mhd. sûgen, mûs = saugen, Maus usw. Auch die Mundarten haben den Unterschied zwischen beiden Wortklassen aufrecht erhalten. Für au = û hat der Sachse au, Münster. Platt: û, Soest: iu; für au = mhd. ou hat der Sachse o· (= ô bis ou), Münster: au, Soest: äu (= ä + u, nicht mit hochd. äu in Bäume zu verwechseln!). Nebenbei sei bemerkt, dass mhd. û und ou sowie die entsprechenden Formen der Mundarten nur verschiedene Stufen desselben Grundvokales sind, also beide in demselben Stamme auftreten können. Beide Stufen hat das Hochdeutsche in au zusammenfallen lassen. Statt mhd. „souf" sollte es nhd. heiszen „sauf", wie aus boum geworden ist Baum. Wenn nicht das Neuhd. eine stellvertretende Form eingeführt hätte, müsste es also jetzt nebeneinander heiszen: saufe = mhd. sûfe und sauf = mhd. souf. (Letzteres jetzt ersetzt durch „soff".) In echt deutschen Wörtern entspricht nun eu wohl durchgehends[1] einem anderweitigen û, äu aber geht eben so oft auf û zurück. Unsere Scheidung ist also haltlos. Die Schreibung äu ist verwerflich, weil ä + u einen ganz andern Zwielaut ergeben würde; ebenso eu. Da äu (= ä + u) wirklich

[1] Vereinzelt ist dennoch eu Umlaut von mhd. ou, (beugen = mhd. böugen), was die Thorheit unseres jetzigen Brauches erst ins rechte Licht stellt.

vorkommt, würde die Beſeitigung von äu (auch im Hochdeutſchen) beſonders wünſchenswert ſein. Am ſachgemäszesten wäre es, wenn wir uns entſchlieszen könnten, oü zu ſchreiben, und zwar überall, wo der Laut herrſcht, mit Beſeitigung der jetzigen Scheidung. Da die Richtung unſerer Schreibweiſe jedoch darauf hinausgeht, gleichlautende Wortformen mit verſchiedener Bedeutung (heute : Häute) in der Schreibung zu ſondern, und wir in ſolchen Fällen, wie hier, den Ausfall der Entſcheidung über die Schreibung gleichlautender Wörter abwarten müssen, könnten wir dem Rechnung tragen, indem wir bei gleichlautenden Wörtern das eine mit der alten Schreibung beſtehen lieszen. Doch man wird ſich im allgemeinen Gebrauche wohl nicht leicht zur Schreibung oü[1] entſchlieszen, da Zeichen, die nicht auch ſelbſtändig und einzeln vorkommen, läſtig ſcheinen. Man ſollte dann wenigſtens aü ſchreiben, weil dies dem Lautwerte näher kommt und keinen Anlass zur oben erwähnten Zweideutigkeit giebt. Alſo etwa überall aü und nur in heute und Leute, ſowie wenn ſonſt noch gleichlautende Formen vorkommen ſollten, eu.

Der gewöhnliche o-Laut macht keine Schwierigkeit. Zwar iſt die Klangfarbe durch Einwirkung der umgebenden Konſonanten oft etwas verſchieden, namentlich nach o hinneigend. Dieſe Lautnüance aber braucht in der allgemeinen Schrift nicht bezeichnet zu werden, da ſie nicht ſo bedeutend iſt, dass ſie zur Bedeutungsſcheidung (Differenzierung) verwendet würde. Die Vergleichung mit verhältnisgleichen (analogen) Formen anderer Wörter ergiebt auch, dass der gewöhnliche o-Laut am Platze wäre, dass die abweichende Klangfarbe alſo allein durch die umgebenden Konſonanten veranlasst iſt. Wenn wir zu wiſſenſchaftlichen Zwecken oder für ſolche, die unſere Sprechweiſe ſich aneignen wollen, die Nüancen auszudrücken ſuchen, ſo ſtehen uns die Nüancierungszeichen zur Verfügung, für den alltäglichen Gebrauch aber müssen wir hier am Hergebrachten feſthalten. Ähnlich ſteht es bei den meiſten übrigen Vokallauten.

Auf Schwierigkeiten ſtoszen wir nur bei den e-ä-Lauten. Es iſt zunächſt ein Mangel, dass wir das e untreffiger (unbetonter) Endſilben nicht von dem vollen e treffiger (betonter) Silben unterſcheiden, obwohl es durch ſeine Unterkürze eine Sonderſtellung einnimmt, auch in der Klangfarbe ziemlich verſchieden iſt. Ob es durchführbar iſt, im alltäglichen Gebrauche eine beſondere Form für das unbetonte e einzuſetzen, bleibe hier vorläufig dahingeſtellt. Sicher iſt, dass dadurch manchen Übelſtänden vorgebeugt würde. Dadurch würde z. B. in ſehr vielen Fällen die Silbe markiert ſein, die den Treff, den Ton hätte.

[1] Siehe Seite 49 ff. Blg. 9, 10, 11.

Sobald es ſich um eine etwas genauere Lautangabe handelt, namentlich in mundartlichen Darſtellungen, bei denen der Lautwert der einzelnen Wortbilder den meiſten Leſern nur aus der Schreibung bekannt wird, iſt eine Scheidung des unbetonten Endungs-e jedenfalls wünſchenswert. Wir wollen es darum nicht unterlaſſen, uns nach einem bequemen Zeichen umzuſehen. Ich dachte zuerſt an ein umgekehrtes e und freute mich ſehr, als ich fand, daſs andere nach dem gleichen Gedanken bereits wirklich zu Werke gegangen. Vgl. Jahrbücher des Vereins für Niederdeutſche Sprachforſchung und anderes.

Doch bin ich nachträglich davon abgekommen, weil das oben vorgeſchlagene Dehnungszeichen in der Schreibſchrift mit dieſem e-Zeichen zuſammenfiele, oder doch ihm zu ähnlich würde. Ich habe mich dann nach einem andern Zeichen umgeſehen und glaube ein noch bedeutend bequemeres und paſſenderes gefunden zu haben. Gehen wir von dem Gedanken aus, daſs der betr. Laut gleichſam nur ein halbes e iſt, ſo kommen wir leicht dazu, auch das e-Zeichen durch einen ſenkrechten Strich etwa zu halbieren und die eine Hälfte für unſern Laut anzuwenden. So erhielten wir ein Zeichen, welches etwa dem griechiſchen Epſilon gleicht. Blg. 69. Da keine Zweideutigkeit zu beſorgen iſt, können wir dies griechiſche Zeichen, welches in den meiſten Druckereien vorrätig iſt, aushilfsweiſe herüber nehmen. Für die Schreibſchrift ergiebt ſich durch Anlehnung an das Zeichen der Druckſchrift leicht ein bequemer Zug, nur müsste wohl darauf gedrungen werden, daſs diejenige Form des geſchriebenen r vermieden würde, welche Ähnlichkeit hat mit dieſem e-Zeichen. Siehe Blg. 70.[1] Aushilfsweiſe könnte ſtatt dieſes Zeichens auch Fraktur-e gebraucht werden.

Alſo: A·bend, la·ben, le·ben, li·ben, lo·ben,
für: A·bɛnd, la·bɛn, le·bɛn, li·bɛn, lo·bɛn.

Sollte dies Verfahren in Bezeichnung des untreffigen e nicht zum allgemeinen Brauche durchführbar ſein, ſo wäre wohl

[1] Bei genauer Betrachtung des e-Lautes untreffiger Silben finden wir, daſs auch die Klangfarbe dieſes unterkurzen e, durch die umgebenden Konſonanten beeinflusst, Verſchiedenheiten aufweist, die, wenn die Silbe zu längerer Dauer angehalten wird, recht bedeutend werden. Es iſt 1. im Silbenauslaut ein ſehr kurzes weites e, d. h. e (franzöſ. é), bei deſſen Ausſprache die Zunge tiefer liegt als beim gewöhnlichen e (é), faſt wie beim a. 2. vor r nähert es ſich dem Klange des ä oder vielmehr des è (weites ä). 3. vor l, m und n, namentlich nach ch (lachen), iſt es etwa ein ſo eben angeſtoszenes ä (ſiehe S. 209) (zwiſchen ü ö ö ä verſchwebend, könnte man faſt ſagen), wenn nicht, wie z. B. in raten (oft geſprochen: ra·tn), der Vokallaut gänzlich verloren geht. Falls es zu wiſſenſchaftlichen Zwecken erwünſcht würde, könnten wir dieſe Verſchiedenheit im Laute leicht durch eine Modifikazion des Blg. 69 gegebenen Zeichens zum Ausdruck bringen. Blg. 71.

zu überlegen, ob wir nicht in Anlehnung an das französische Verfahren das volllautende e mit einem Accente versehen sollen, um es vom schwachen e zu unterscheiden. Dadurch wäre z. B. auf die einfachste Weise dem Rechnung getragen, was die anfangs der siebenziger Jahre zwecks Neugestaltung und Ordnung der deutschen Schreibung berufene Versammlung veranlasste, das Dehnungs-h, welches sie sonst überall tilgen wollte, nach e unfolgerichtiger Weise bestehen zu lassen. Dann erhielten wir z. B. Abend, haben, lében, gében, hében, némen. Ehe an die Durchführung eines dieser Vorschläge gedacht werden könnte, bedürfte es noch allgemeiner Erörterungen, die hiermit angeregt sein mögen.

Doch lassen wir dies hiermit und gehen über zur Betrachtung des e-ä-Lautes in Vollsilben (treffigen Silben). Da die Aussprache hier sehr schwankt, ist die Entscheidung nicht leicht. Es fragt sich zunächst, ob drei differenzierte Laute vorliegen oder nur zwei. Es ließen sich zwar deutlich drei Nüancen unterscheiden, ä nach westfälischer Aussprache, ferner das offene e (è), welches unter andern z. B. in Sachsen gesprochen wird (und das nach dem im Deutschen meist herrschenden Brauche, ä dem Laute von franz. è gleichzusetzen, besser offenes ä hiesze), dann als drittes das geschlossene e (é), z. B. in Seele, See. Obgleich das offene e (= è), welches der Sachse z. B. spricht in „leben, geben“ (lautend: läben, gäben) von dem mehr geschlossenen ä, welches der Westfale in „Läden, Dächer“ spricht, ziemlich leicht zu unterscheiden ist, so kommt es doch wohl nirgend in Deutschland als dritter differenzierter Laut neben é und ä vor. Das erste e in „lege“ und das ä in ich „läge“ sind in Sachsen vielfach gleichlautend. Die Schwaben sprechen wohl zumeist „técher“ statt Dächer; dabei ist, wie mir schien, der é-Laut velar gebildet, wodurch é, ich möchte sagen, einen eigentümlich harten Klang erhält. Es handelt sich darum, festzustellen, wo der Laut e (é) und wo ä (è) zu gelten hat. Trautmann (§§ 932—938) behauptet, in Süd- und Mitteldeutschland unterscheide man die beiden Laute genau nach dem Ursprunge; altes e (= got. i) laute als offenes e (è), also dem Laute ähnlich, den der Westfale und wohl die meisten Norddeutschen dem ä geben in Läden, Dächer usw., hingegen der Umlaut des a (den wir gewöhnlich ä schreiben) werde in Mittel- und Oberdeutschland wie ein geschlossenes e (é) gesprochen. Diese alte Scheidung spiegele sich unter anderem auch in den Westfälischen Mundarten wieder. Es wird gut sein, wenn wir auf das letztere zuerst eingehen, da die Betrachtung des westfälischen Lautstandes auszerordentlich geeignet scheint, Licht in die Sache zu bringen. Ich will letzteren darum kurz vorführen.

I. a) e (é) = alt e, got. i.

selwɛr = ſelber, kwelln = quellen, nest (Münst. auch: nöst; vgl. hd. Löffel : mhd. leffel) = Nest, gheld = Geld, helpɛn = helfen, spekk = Speck, mess = Messer (culter).

b) e (é) = Umlaut von a.

letten (zu latɛ = spät); sik letten = ſich aufhalten; vgl. läter = später; leggɛn = legen, seggɛn = ſagen, ekkɛ = Ecke, dekkɛn = decken, smekkɛn = schmecken, weltern = wälzen, bestɛ = beste, feddɛr = Vetter, hellɛ = Hölle, sgheppɛn = schöpfen; beddɛ, berrɛ = Bett.

II. a) iä und ä = alt e, got. i (ä = è).

iätɛn = essen, miätɛn = messen, liäk = leck, ghiäl = gelb, miälkɛ = Milch, rächt = recht, swämmɛn = schwimmen, brännɛn = brennen, ä'rɛ oder ä'dɛ = Erde (got. airtha, Ravensberg: airn), sässɛl = Sessel.

b) iä und ä = Umlaut von a.

miäkɛn oder miä'kɛn = Mädchen, ghriäwɛs = Gräben, sghämmiäkɛr (Münster: sgho'ma'kɛr) = Schuhmacher, wäskɛ = Wäsche, Münst. auch wöskɛ, diäkɛ oder däkkɛ = Dächer, fiätɛ oder fättɛ = Fässer, häŋɛl = Henkel (ŋ statt ng vgl. S. 107), sghärpɛr = schärfer, bäkkɛr = Bäcker, säkkɛ = Säcke; Soest: diu mä'ks = Münster: du' mäks = du machst, fäkɛr (zu fakɛ) = öfter, lätɛr (zu latɛ) = später (vgl. lettɛn), biätɛr = besser.

III. a) iɛ = alt e, got. i, welches nicht durch folgendes a geschützt war.

Soest: iɛk (treffig), ik (untreffig) = ich, Münster: ik. Soest: ik briäkɛ = ich breche, aber: diu briɛks = du brichst. Münster: ik briäkɛ, du' bräks; triɛd = Tritt.

b) iɛ mitunter auch gleich altem e, got. i, trotz schützendem alten a.

Münster und Ravensberg: niɛmɛn = Soest: niämɛn = nehmen. — Soest: ghi'ɛwɛn, Münst. ghiɛbn, Ravensb. ghi'bɛn, ghi'wɛn.

c) iɛ Umlaut von a.

kiɛdɛl = Kessel, niɛdɛl = Nessel, diɛkɛ = Decke, hi'ɛgɛ = Hecke, biɛkɛ = Bach, liɛpɛl = Löffel, hiɛkɛl = Hechel, sghiɛpɛl = Scheffel.

d) iɛ = schwache Stufe der i-Stämme.

biɛtɛn = gebissen, biɛtɛl = Gebiss, wiɛtɛn = wissen, sghiɛp = Schiff, sghriɛd = Schritt.

Wir erſehen aus dieſen Zuſammenstellungen, dass in den westfälischen Mundarten als Umlaut von a ſowohl e als iä und ä, als auch iɛ auftritt. Ebenſo erscheint das ſogenannte gebrochene e ſowohl als e, wie auch als iä, ä und iɛ, mit andern Worten: Umlaut und Brechung liefern dieſelben Laute. Die Urſachen,

warum bald e, bald iä, ä oder iɛ eintritt, ſind schwer zu erkennen. Es scheint, dass ein doppelter Schub des Umlautes aufgetreten ist.[1] Der erste und älteste Schub traf nur das a und wandelte es in e oder iɛ; dieſer Umlaut tritt auch im Holländischen auf und zwar als e, für westf. iɛ ſowohl als für e. Im Westfälischen scheint dann e aufzutreten, wenn der Umlaut durch j erwirkt ist, die Silbe alſo geschlossen war. Westfäl. dekkɛn = Holl. dekken, biɛkɛ = Holl. beek. Der zweite, spätere Schub des Umlautes erfasste auch o und u und wandelte a in iä oder ä. Dieſer hat im Holländischen nicht stattgefunden; beter = besser = biätɛr ist alleinstehend; das Holländ. zeigt im Komp. ſonst keinen Umlaut. (Oder ob iä, ä auch bedingt wurde durch daneben erhaltenes a?) Im Westfäl. beruht alſo die Verteilung der Laute e (iɛ) und ä (iä) auf ganz anderem Grunde, als Trautmann meint; eine etymologische Sonderung liegt da durchaus nicht vor. Und wie steht es auf mittel- und ſüddeutschem Gebiete?

Wenn ich recht berichtet bin (von einem Herrn aus Freiberg in Sachsen gebürtig), spricht man in manchen Gegenden Sachsens das ſogenannte gebrochene e durchgehend als è (ä), aber den Umlaut von a zum gröszten Teile ganz genau ebenſo. Alſo: kännɛn = kennen, hännɛ = Henne, kässel = Kessel (gegen Trautmann § 936a und b); ebenſo: lästig (= lèstig), nicht léstig uſw. (gegen § 921 und 922). Der Laut des geschlossenen e ist dort durchaus nicht häufig. Er erscheint in Ecke, Decke und einigen andern. Es ist beachtenswert, dass dies ungefähr die Wörter ſind, die auch im Westfälischen e als Umlaut von a zeigen. Oft ist auch schwer zu entscheiden, ob é oder è vorliegt. Eine etymolog. Scheidung liegt da alſo keineswegs vor. Die von Trautmann angegebene Scheidung kann alſo auch in Mitteldeutschland nur stellenweiſe herrschen. In Süddeutschland, namentlich in Schwaben, mag ſie weiter verbreitet ſein, zumal in den Mundarten. Auch in Hessen ſo. Trautm. § 938b. Läge nun auf weiten Gebieten eine **reinliche** Scheidung im Laute vor zwischen alteurop. e (gebrochenem e) und dem durch Umlaut aus a hervorgegangenen e oder ä, dann empfähle es ſich aller-

[1] Die Urſache für das Eintreten der Umlautwirkung ist meines Wissens bisher nicht aufgedeckt. Mir ist es wahrscheinlich geworden, dass ſie in dem Eintreten der Stammtreffigung zu ſuchen ist. Die Bildungsſilben verloren das eigene Gewicht und lehnten ſich stark an die treffige Stammſilbe an. So wuchsen ſie gleichſam in dieſelbe hinein. So lange ſie nur etwas an Stärke verloren, im übrigen aber noch einen vollen Laut bewahrt hatten, trat die Wirkung weniger hervor und ergriff nur das a; als die Kraft der Nebenſilben ganz erlosch, drang ihre Wirkung um ſo kräftiger in die treffige Silbe ein. Freilich ist damit nicht alles erklärt. Warum trat in einigen Sprachen nur der a-Umlaut ein? Hier kann auf weitere Erörterung nicht eingegangen werden.

dings, die allgemeindeutsche Aussprache sich darnach richten zu lassen. Es fragte sich vor allem, ob **weite** Gebiete in dieser Scheidung **vollkommen** einig wären. Nur dann brauchte die Verteilung der Wörter für den einen oder den andern Laut nicht der groszen Mehrzahl künstlich eingeprägt zu werden, und nur dann könnte die Sache Aussicht haben auf Erfolg. Die von Trautmann vorgeführte Scheidung bedarf noch der genaueren Bestimmung; sie ist nämlich nicht rein etymologisch d. i. an den Ursprung gebunden. Es heiszt:

I. Alle e und ä müssen lauten wie è (in franz. père, also mit dem Laute, den die Norddeutschen wohl durchgängig dem Zeichen ä geben), wenn altes (gebrochenes) e (= got. i) vorliegt.

II. e oder ä lauten auch dann wie è, wenn sie zwar aus altem a umgelautet, aber unter folgender Stellung erscheinen:

a) vor ch und r.

b) vor den Endungen: -er, -chen, -lein, -lich, -ling, -nis (ausgenommen, wenn von Stämmen, die schon é haben).

c) vor den Endungen: -eln, -ern, -nen. (Weniger fest.)

III. Sonst tritt überall der Laut é (wie in franz. été) ein, also namentlich bei Umlaut aus a.

Es fragt sich nun, wie verhält sich dieser Ordnung gegenüber der meist verbreitete Brauch, das e und ä des Schriftdeutschen auszusprechen? I. Ich glaube, in ganz Norddeutschland herrscht darin Einigkeit, das Zeichen ä stets mit dem Laute zu nehmen, der dem franz. è gleich ist oder doch näher kommt als dem é. Auch im Süd- und Mittellande besteht dieser Brauch wenigstens zum Teile. II. Über die Aussprache des Zeichens e herrscht wohl weniger Einigkeit. Ich selbst spreche es in Vollsilben auszer vor m, n, r stets wie é (in été). In Westfalen herrscht diese Sitte meines Wissens ganz und gar; ich glaube, dass sie auch im übrigen Norddeutschland die verbreitetere, wenn auch nicht alleinherrschende ist. Ob dieser Brauch nicht auch in Süddeutschland bei dialektfreier Aussprache, also namentlich auch auf der Bühne, der verbreitetere ist? Sicher wird der Buchstabe e, wenn er alleinstehend genannt wird, stets mit dem Werte von é gesprochen, umgekehrt ä mit dem Werte è. Das ist geeignet, der Aussprache, welche ich als in Westfalen und den meisten nordd. Gegenden herrschend angegeben habe, überall Vorschub zu leisten. Bei dieser Aussprache hat man einen Halt an der üblichen Schreibung, und für sie tritt der gröszte Teil des künstlich fürs Schriftdeutsche gewonnenen Sprachgebietes geschlossen ein. Bei der von Trautmann empfohlenen Aussprache haben wir an der jetzigen Schreibung gar keinen Halt, sie scheint allerdings dem mhd. mehr zu entsprechen. Wollten wir sie

einführen, dann müsste das Zeichen ä ſicherlich gemieden werden, denn gerade wo dieſes steht, würde dann meist der Laut é herrschen, und umgekehrt e meist mit dem Laute è zu nehmen ſein. Es wäre alſo zunächst der Schreibgebrauch gänzlich umzugestalten, und dann müsste in den meisten Gegenden die Aussprache nach dieſer Schreibung umgelernt werden. Trautmann hat darum auch für den Laut des è ein neues (ɛ ähnliches) Zeichen eingeführt, e aber auf den Laut é beschränkt. Wenn die Scheidung rein etymologisch wäre, wenn ſie für den Umlaut des a stets é, für die Brechung stets è aufwieſe, ſo würde man ihr wohl entschieden zustimmen müssen, ſelbst für den Fall, dass ſie nur auf beschränktem Gebiete gleichmäszig auftrete. Da ſie aber nicht wirklich mit Genauigkeit nach dem Ursprunge ſich richtet, wird die Sache vielen bedenklich ſein; bei dem, wie die Verhältnisse im allgemeinen jetzt liegen, wird es auszerordentlich schwer ſein, dieſe Scheidung zur allgemeinen Herrschaft zu bringen. Entschieden leichter wäre es, Einheit zu erzielen, wenn auch die Gegenden, in denen es jetzt noch nicht der Fall, ſich nach dem Schreibbrauche richten wollten, wie es in den meisten nordd. Gegenden üblich. Dass auch die Aussprache, welche e, auszer vor m n r, stets mit dem Laute é nimmt, auf altem Grunde ruht, zeigt das Holländische, welches zu ihr stimmt. Alſo „geben“ gesprochen: gé·bɛn, nicht gä·bɛn (gè·bɛn), holländ. „geven“ gesprochen: ghe·wɛ(n). Dieſe Lautigung muss wohl schon im Gemeinmittelniederdd. geherrscht haben und von da ins Hochd. des niedd. Gebietes eingedrungen ſein. Eine etymologische Scheidung liegt auch bei dieſer Aussprache ziemlich vor, nur gerade in umgekehrter Weiſe wie bei Trautmann. Ich spreche (spréchɛ) : ich spräche (sprè·chɛ). Eine Entscheidung darüber, welche Aussprache die herrschende ſein ſoll, wage ich vorläufig nicht zu geben. Es muss uns vorläufig genügen, den Thatbestand nachgewieſen zu haben, damit ſich weitere Kreiſe darüber aussprechen und ſich dann für das eine oder andere entscheiden. Ich bleibe aber vorläufig bei dem herrschenden Brauche, ä = è zu nehmen. Wenn die schriftgemäszе Aussprache allgemein geltend gemacht würde, könnte das vollkommen ſo bleiben, bei Entscheidung für Trautmann's Forderungen empfähle es ſich wohl am meisten, unter Anlehnung ans Französiſche, durchgehend è für den dem a näherstehenden Laut anzuwenden. Da ich ɛ für das unterkurze (unbetonte) e nicht gern entbehren möchte, könnte daneben das ähnliche Zeichen Trautmanns für den Laut des è nicht gut bestehen. Das Fraktur-e zu verwenden für das schwache e, ist für den Schreibgebrauch unbequem und im Druck hebt ſich e nicht scharf genug ab. Ich spreche: sègɛn = ſägen, ségɛn = Segen — légɛn, régɛn, hégɛn, éggɛn,

UNIV. OF CALIFORNIA

aber: trègɛr (Träger), tèglich (täglich), tètɛr (Thäter) — und: brènnɛn, kènnɛn, nènnɛn, bèrg (Berg).

Zweifel könnten in Betreff der Vokale noch bei dem Zwielaut ei entstehen. Die am meisten herrschende Aussprache ist a + i, was genauer dem Laute entspricht, als Trautmanns Bezeichnung a + e. Der beabſichtigte zweite Bestandteil ist ſicher i; allerdings kommt dies nicht voll zur Geltung, wie überhaupt die zweiten Bestandteile der Zwielaute nicht vollkommen zur Geltung kommen. Dies ist schon oben geſagt. Die Aussprache des ersten Bestandteiles dieſes Zwielautes ist verschieden. Man hört vielfach als ſolchen einen dem ſächsischen offenen e (ẽ) entsprechenden Laut, oder ein im Klange zwischen a und ä stehendes velares a; ſeltener hört man ein geschlossenes e (é) als ersten Bestandteil. Da aber die verbreitetste Aussprache doch, wie Trautmann bemerkt, die als a + i ist, ſo müsste dementsprechend auch die Schreibung eingerichtet werden.

Bezüglich ei und ai verhält es ſich ähnlich wie mit eu und äu. Auch ſie ſind im Klange nicht unterschieden. Auch im hochd. ei (ai) ſind zwei Laute der älteren Zeit zuſammengefallen, während die Mundarten auch hier noch beides unterscheiden.

1. ei = mhd. î, got. ei, Münster î, Soest ɣi, Sachsen è + i, Schwaben (é oder) è + i (?). beiszen = mhd. bîzen, Münster bîtɛn, Soest bɣitɛn, Sachsen bèiszen, Schwab. bèiszen.

2. ei = mhd. ei, got. ai, Münster ê, Umlaut ai, Soest ɑi, Umlaut ai, Sachsen ê, Schwaben ɒɑ. Kleid, mhd. kleit, Münster klêd, Soest klɑid, Sachsen klêd, Schwaben klɒɑt. Meinen, ahd. meinjan, Münster und Soest mainɛn, Sachsen mênɛn. Dieſer verschiedene Ursprung aber spiegelt ſich in unſerer jetzigen Scheidung von ei und ai nicht im mindesten wieder. Auch die Aussprache von ei und ai ist vollkommen gleich. Können wir uns in der Aussprache nicht zu einer durchgehenden Scheidung nach dem Ursprunge entschlieszen, und das wird wohl nicht der Fall ſein, ſo müssen wir auch in der Schrift die Verschiedenheit beſeitigen, ausgenommen vorläufig die Wörter, bei denen die verschiedene Schreibung verschiedene Bedeutung ausdrückt. Da der herrschende Laut a + i ist, wäre demgemäsz auch, auszer etwa in Leib, Seite, Weiſe, rein, überall die Schreibung ai durchzuführen, oder wenn wir uns wegen des jetzt herrschenden Brauches nicht entschlieszen könnten, ei durch ai zu erſetzen, dann müsste auch Hei, Hein, Keiſer uſw. geschrieben werden.

Hiermit wären die Vokale bis auf y geordnet. Da wir das y griechischer Wörter in der Aussprache vollkommen in die Analogie von ü oder i hinüberziehen und im Deutschen nirgend ein eigener differenzierter Laut dafür gebräuchlich ist, muss folgerichtig auch ü oder i dafür geſetzt werden, je nachdem man

das eine oder das andere spricht, da für jeden Laut stets ein und dasselbe gleiche Zeichen gebraucht werden soll. Das Zeichen y wird damit zu anderweitiger Verwendung frei. Lüra oder Lira, lürisch oder lirisch, Lürik oder Lirik, je nachdem wir sprechen, würde im Deutschen eben so wenig zu Unzuträglichkeiten führen, wie im Italienischen lira, lirico. Diese Schreibung ist aber ohne Zweifel durchaus folgerichtig, wir ersetzen doch die übrigen griechischen Buchstaben des Wortes auch durch deutsche, haben auch im zweiten Worte eine deutsche Endung angesetzt, im dritten die griechische Endung abgestoszen. Wenn wir schreiben: Lyrik, so kann kein Mensch sehen, ob wir aussprechen: Lürik oder Lirik; einen Mittellaut zwischen i und ü zu sprechen, fällt im Deutschen keinem Menschen ein. Wozu also die Zweideutigkeit? Entschlieszen wir uns doch einmal, auch hier für denselben Laut stets das ihm sonst zukommende Zeichen zu setzen. Die Aussprache des y als ü ist offenbar die bessere.

Konsonanten.

(Geräuschler, Geräuschlaute.)

Versuchen wir jetzt die Verwendung der konsonantischen Zeichen zu ordnen. Eine scheinbar kleine aber doch nicht so unbedeutende Ungenauigkeit begegnet uns darin, dass das grosze Zeichen für j meist vom groszen i nicht unterschieden ist. In der Schreibschrift ist man dem Mangel längst begegnet, da man bekanntlich das j vom i (grosz) gewöhnlich dadurch unterscheidet, dass man ersteres unter die Zeile reichen lässt. Auf durchgängige Beachtung dieses Unterschiedes müsste gedrungen werden. In der Antiqua-Druckschrift hat man auch geschieden, indem man sonderte I = i, J = j.[1] Aber in der Fraktur wird groszes i und j durch ein gemeinschaftliches Zeichen (J) gegeben. Dies hat, zumal da früher auch bei den kleinen Zeichen keine Scheidung vorhanden war, zu lästigen Absonderlichkeiten geführt. In den Wörtern Igel, Ihnen usw. ist für gedehntes i nicht ie gesetzt, wie es sonst üblich, weil Je als je gelesen werden könnte. Ein gemeinschaftliches Zeichen für die durchaus verschiedenen Laute J und I ist aber auch an sich ganz verwerflich. Sollte die Frakturschrift noch längere Zeit bei uns im alltäglichen Leben

[1] I scheint allerdings nicht besonders lobenswert, weil es einerseits mit l, anderseits mit dem Zahlzeichen I zu viel Ähnlichkeit hat, auch zu den Zügen der Schreibschrift nicht besonders stimmt. Der Punkt, durch welchen der Strich für i in der Kapitalschrift karakterisiert zu werden pflegt, ist, aus demselben Grunde wie die Umlautzeichen über groszen Buchstaben, im Druck lästig. Ob vielleicht die Blg. 72 gegebene Scheidung besser wäre?

die herrschende bleiben — und vorläufig wird sie das noch wohl — so wäre zu wünschen, dass auch in ihr zu einer Differenzierung der groszen Buchstaben für i und j geschritten würde. Es empfiehlt sich vielleicht folgende Änderung. Man lasse für i das bisherige grosze Zeichen bestehen, schaffe aber für j ein neues Zeichen dadurch, dass man den unteren Schnörkel nicht nach unten auslaufen lässt, sondern ihn nach oben und innen bis an den Grundstrich führt, etwa wie Blg. 73 zeigt.

Zunächst haben wir nun dem Übelstande zu begegnen, dass für den gleichen Laut bald k, bald q, bald c, bald ch gebraucht wird (Charakter, Christ, wachsen), dass anderseits c = t(i) = z; v = w, v = f = ph. Es lässt sich der ganze Missstand leicht beseitigen dadurch, dass wir für den k-Laut stets k, für den f-Laut stets f, für den z-Laut stets z schreiben. Dass auch das unnütze x (= ks) beseitigt werden sollte, braucht nicht weiter auseinandergesetzt zu werden. Dass kk statt ck eintreten soll, liegt im Obigen schon, sei aber besonders hervorgehoben. In manchen Fällen dieser Art hat der allgemeine Gebrauch schon einen guten Anlauf genommen, es bedarf nur einer entschiedenen Durchführung des Vernünftigen. Die Zweckmäszigkeit des vorgeschlagenen Verfahrens scheint so einleuchtend und selbverständlich, dass es einer ausführlichen Begründung nicht bedarf. Nur auf Eins gehen wir genauer ein. Dass z. B. der Laut des ph in fremden Sprachen ein anderer gewesen sein mag als der unseres jetzigen deutschen f, darauf kommt es durchaus nicht an. Wir haben den Laut vollkommen in die Analogie unseres f übergeführt, und demgemäsz müssen wir schreiben. Wir könnten, um vom Italienischen zu schweigen, an der holländ. Schreibung uns überzeugen, dass solches sich sehr natürlich ausnimmt. Vgl. farizeën, Filippi (Mat. 12, 13; Paul. a. d. Phil. I, 1). Dann würden sich auch keine solche Unnatürlichkeiten mehr einstellen, wie sie jetzt vorkommen. Scherer klagt (Zts. f. österr. Gymn. XX, 756), dass die Aufschrift „Fotographische Anstalt", die ihn mit riesigen, nie zu übersehenden Buchstaben in einer Strasze Wiens täglich plage, ihm auszerordentlich weh thue. Es war mir interessant, in der Zeit, da ich dieses las, zu Münster in einem groszen Schaufenster in Gestalt von Photografie das Gegenstück zu jener Schreibung anzutreffen. Wir würden uns sehr bald gewöhnen an: Alfabet, Fase, Farisеer, Farao, Katastrofe, Filipp, Filosofie, Fosfor, Fotografie, Kristus, Krist, kristlich, Kristian, Karakter, Kaldäer, Kalvinismus, Kolera, Kor, Kapital, Karré, Kato, Praksis, Ksenofon, Kserkses, Saksen, wäksen, wekseln, Eidekse, wekken, schikken, blikken, Kwelle, Kwal, Kwadrat, Kwakksalber, Kwekksilber, kwetschen, Kwast, fergeben, ferstehen, ferlangen, Fernunft, Ferein, Ferhandlung, for, fon, foll,

Folk, fier, Fogel, Akse, Akst, Akzie, Kauzion, Zigarre, Zitrone, Zentrum, Zizero, Rekwiſizion, Ziviliſazion. Man leſe die Wörter nur mehrmals durch, und ſie werden einem bald gar nicht mehr ſo fremd vorkommen.

Durch das forgeſchlagene Ferfahren würde nun v frei für den Lautwert, den es in den übrigen groszen Kultursprachen hat. Es ist das derſelbe Laut, den die Norddeutschen dem w geben (zahnlippiger Schleifer). Die Süddeutschen sprechen dem gegenüber w meist zweilippig (labiolabial), aber schärfer als die Engländer ihr w, welches auch zweilippig (labiolabial) ist. Es hat bedeutend gröszere Lippenverengung (ohne Vorschiebung der Lippen) als engl. w und geht geradezu mitunter in m über.[1] Das ſüddeutsche w ist im Klange dem norddeutschen w viel ähnlicher als dem engl. w. Der karakteristische Unterschied des letzteren scheint mir darin zu bestehen, dass bei ihm der Stimmton viel stärker hervortritt, ähnlich wie beim engl. y (= j) gegenüber dem deutschen j. Ob nicht beim engl. w der gleiche Umstand mitwirkt, der auch bei den Vokalen ſo manche Abweichung gegenüber anderen Sprechweiſen hervorgerufen hat, nämlich das Vorschieben des Unterkiefers? Oder ob der Unterschied in beiden Fällen durch gröszere Öffnung der Zähne (Sinken des Unterkiefers) bedingt wird? Es wäre demnach angemessen, dass wir auch den deutschen w-Laut durch v darstellten. Da wir aber vorläufig zu ſehr von der Gewohnheit, v wie f zu leſen, beherrscht ſind, würde es fürs erste Verwirrung anrichten, falls wir gleich statt w ein v ſetzten. Dies würde namentlich der Fall ſein, ſo lange die Neuerung, v durch f zu erſetzen, noch nicht allgemein durchgedrungen wäre. Mit Widerstrebenden aber muss man bei allen Neuerungen rechnen. Darum empfiehlt es ſich, bei unſerm w zu bleiben und die weitere Ordnung späterer Zeit anheimzugeben. Dass es vernunftgemäsz ist, unſer v in deutschen Wörtern überall durch f zu erſetzen, unterliegt gar keinem Zweifel, da der Laut des v und f in viel und fiel durchaus der gleiche ist. Ob möglicher Weiſe allenfalls früher etwa vielleicht irgendwo einmal das v einen von f und auch von w verschiedenen Laut dargestellt haben möchte, darauf kann es nicht im mindesten ankommen. Wir wollen schreiben, was wir jetzt sprechen, ſonst könnten wir ja auch gleich die Schreibung des Althochdeutschen annehmen; das brauchte uns in keiner Weiſe abzuhalten, zu sprechen, wie wir jetzt sprechen. Vielleicht wäre es ſogar noch besser, auf die urindogermanischen

[1] Man hört in manchen mittel- und ſüddeutschen Gegenden mir statt wir. Es ist beachtenswert, dass auch die ſüdwestl. westfäl. Mundarten in dem gleichen Worte einen Wandel zeigen. Soest fṗi, Werl fei = wir.

Laute zurückzugreifen und doch zu sprechen, wie wir heute sprechen. Das würde eine ganz pyramidale Schrift, das. Ich glaube doch, dass es besser ist, alle Laute, die jetzt als wesentlich gleich empfunden werden, auch durch ein und dasselbe Zeichen darzustellen. Wo, eine Verwechselung gleichklingender Wörter zu vermeiden, eine Unterscheidung für unbedingt nötig befunden werden sollte, da müssten wir doch andere Mittel wählen als die willkürliche Verwendung verschiedenartiger Lautzeichen für ganz gleiche Lautgebilde.

Über einen abweichenden f-Klang hätten wir noch einiges hinzuzufügen. Die Holländer behaupten gewöhnlich, dass sie ihrem v, z. B. in veel = viel, einen vom f, z. B. in februari = Februar, verschiedenen Laut geben. Dass v im Inlaute allerdings im Holländischen nicht wie f, sondern wie w lautet [ghe·wɛ(n) = geven] ist bekannt. Mir scheint, dass dies die Meinung beeinflusst hat, dass v auch im Anlaute nicht wie f laute. Zeitweilig glaubte ich, holl. v sei im Anlaut ein Labiolabial, das heiszt, die Enge, in welcher der Luftstrom das betreffende Geräusch erzeugt, werde durch die beiden Lippen, nicht wie im Deutschen bei unserm gewöhnlichen f durch die Unterlippe und Oberzähne, gebildet. Sobald einer den Unterschied zwischen v und f hervorheben wollte, schien es mir, dass das v so gebildet würde, und dass es weicher klinge als f. Sobald aber die Leute ungezwungen sprachen, konnte ich keinen Unterschied mehr entdecken zwischen v und f. Sollte in der That ein solcher Labiolabial als differenzierter Laut neben f bestehen, dann müssten wir auch ein besonderes Zeichen dafür haben. Als Notbehelf könnten wir zunächst das Fraktur-f als solches Zeichen verwenden. Da dessen Züge zu den Buchstaben des Antiquaalfabets schlecht stimmen, hätten wir für ausgedehnteren Gebrauch nach einem passenderen Zeichen zu suchen. Da das von Trautmann aufgestellte Zeichen, so scharfsinnig die einheitliche Karakteristik der zusammengehörigen Symbole durchgeführt sein mag, sich nicht zum gewöhnlichen Gebrauche eignet, hätten wir uns nach einem Zeichen umzusehen, das zu den gewöhnlichen Antiquabuchstaben passt. Nach unserem Grundsatze halten wir uns an die Form des f und versehen dieselbe mit einem differenzierenden Zuge. Als solcher würde sich unten am Fusze ein Häkchen anbringen lassen, ohne dass dadurch die Grundform des f undeutlich würde. Blg. 74. Ein solches f scheint, abgesehen vom Holländischen, wo es ortsweise etwa im anlautenden v vorliegen könnte, in Mitteldeutschland vorzukommen. Trautmanns Behauptung nämlich, qu laute im Deutschen wie k + labiolabiales f, stimmt zwar für einen groszen Teil Norddeutschlands nicht. Von Norddeutschen glaube ich qu nur als k + w

(zahnlippiges, d. i. gewöhnliches nordd. w) gehört zu haben. Meine Erfahrung bezieht sich allerdings der Hauptsache nach nur auf die westlichen Gegenden. Trautmanns Angabe trifft aber wohl zu unter anderem für Thüringen [Düringen] (Eisenach).[1] Würde der f-Laut wie das gewöhnliche f gesprochen, so würde das voraufgehende k von dem folgenden scharfen f so stark verdeckt, dass es leicht überhört würde, jetzt aber ist es umgekehrt, der zweite Laut tritt gegen den ersten zurück. Ähnlich dem thüringischen Laute mögen die alten Lateiner das qu gesprochen haben. Bekanntlich trat auch bei ihnen der durch u bezeichnete Laut neben dem voraufgehenden q (= k) so sehr zurück, dass coque und quoque leicht verwechselt werden konnten. Bei unserer gewöhnlichen norddeutschen Aussprache des Latein wäre das unbegreiflich.

Lassen wir hiermit diese Laute und gehen über zu den anderen noch zu ordnenden Konsonanten. Die Aussprache, welche wir dem ng in „enge, Engel, bringen“ und ähnlichen Wörtern gewöhnlich geben, ist eigentlich die eines hintergaumigen (velaren) n, ohne ein g. Mag es für den allgemeinen Gebrauch entbehrlich sein, für diesen Laut ein besonderes Zeichen zu setzen, sobald es sich um wissenschaftliche Genauigkeit handelt, können wir ohne ein besonderes Zeichen für diesen Laut nicht auskommen. Nehmen wir n als Grundlage; durch Verlängerung des zweiten Grundstriches, wodurch das Zeichen dem griech. η ähnlich wird, erhalten wir dann ein passend und bequem differenziertes Zeichen. Da kein Missverständnis zu besorgen, können wir im Druck einfach die betreffende griechische Type verwerten. Im Anlaut ist das hintergaumige (genauer velare) n nicht üblich, weshalb ein groszes Zeichen entbehrt werden könnte. Sollte dennoch ein solches wünschenswert scheinen, so könnte leicht eine entsprechende Form gefunden werden. Blg. 75. Mag es für die alltägliche Schreibung des Hochdeutschen ausreichend erscheinen, zu beharren beim bisherigen Brauche, ng und nk zu schreiben, für die Mundarten kommen wir selbst zu gewöhnlichem Gebrauche nicht damit aus. Es erscheint z. B. im westfäl. Platt η (= velares n) vor k auch als doppelt gesprochen, als echte Doppelkonsonanz, nach der Weise, wie die Italiener solche sprechen z. B. in fatto, otto, detto.[2] Soest: Waη-k wɥiɛr kuɛmɛ, bräηη-k ɛt di miɛt = Wenn ich wiederkomme, bringe ich es dir mit; är-ɛk dat hɒ·rɛ, ghäηη-k fɒ·dɛns dɛrhän = als ich das hörte, ging ich sofort dahin. Aber: ik ghäηk dɛrhän = ich ging dahin. Bei

[1] Ich spreche dies nur aus Erinnerung an frühere Wahrnehmungen.

[2] Die Meinung, dass wir Deutschen in Mutter, hatte u. dgl. Doppelkonsonanten sprächen, beruht auf Irrtum; wir kommen nachher noch darauf.

unſerer jetzigen Schrift ist eine zutreffende Darstellung dieſer Lautigung ganz unmöglich. Es wird behauptet, dass der Laut η auch am Wortende im Hochd. üblich ſei. Vgl. Vietor S. 201 Zeile 1: forschuη. Mir ist dieſe Sprechweiſe nicht bekannt. Vielfach wird bekanntlich (zumal in Westfalen) g am Ende wie ch gesprochen. Das geschieht dann, trotzdem es in der Mundart anders ist, bei weniger gebildeter Aussprache auch bei ng am Ende. (In den westf. Mundarten wird g am Ende wie ch gesprochen, ng aber wird zu nk. seggɛn, sech (= ſagen, ſag) — laηɛ : laηk, haηɛn : haηk, straηk : sträηɛ. Im Hochd. aber sprechen viele: lanch = lang). Wo dies nicht geschieht, glaube ich hinter dem η am Ende immer noch ein g zu hören. wi· laηg-ist tas? = wie lang ist das? aber: wi· laη-ist tas her? = wie lange ist das her? Man hört dieſen Laut am Ende in englischen Wörtern (z. B. being); auch sprechen die Deutschen den Laut vielfach am Ende der Wörter statt der französischen Naſalierung z. B. in Karton, Façon — verführt durch die ungenauen Angaben der Schulbücher.[1] Mundartlich hört man dies η auslautend z. B. im Bergischen. Elberfeld: dɛ schaη = die Schande; ik stoη = ich stand (wi stoηɛn = wir standen); aber: laηk = lang (laηɛ = lange). Es ist hier, ähnlich wie z. B. im engl. being, nd im Auslaute in η übergegangen. Dieſelbe Wandlung zeigt ſich im Inlaute; biηɛn = binden. Ähnlich z. B. um Kassel und Eschwege: ruηɛr = runter uff.

Auch über g haben wir einiges zu bemerken. Die Aussprache, welche g in Tage, Bogen, legen, liegen und in entsprechender Stellung hat, ist von der des gewöhnlichen normalen Verschlusslautes g im Anlaute weſentlich verschieden. Es ist ein Schleiflaut, dem j ähnlich, aber von j in ja doch ganz weſentlich verschieden. Zu wissenschaftlichen Zwecken ist für ihn ſicher ein beſonderes Zeichen nötig. Er ist dem Verschlusslaute g ziemlich ähnlich, und es wäre darum erwünscht, dass auch das Zeichen dem g ähnlich ſei. In wissenschaftlichen Werken ist zur Bezeichnung des Lautes eine dem Angelſächsischen entnommene Form aufgekommen. Blg. 76. Für den Druck möchte dieſe hingehen, für den Schreibgebrauch ist ſie wegen des oberen Querstriches unbequem. Auch wäre es erwünscht, dass das Zeichen dem g ähnlicher wäre. Darum ist zunächst wenigstens

[1] Ploetz ſagt, er habe in ſeinen Schulbüchern die Andeutung der Naſalierung durch ein kleines ng aufgegeben, weil dieſe Bezeichnung die Schüler irre führe. Dieſe (zwar ungenaue) Bezeichnung des Lautes war aber längst nicht ſo schlimm als die Angabe, das n in En-ge, An-ker, On-kel habe ungefähr den Laut der französischen Naſalierung. So lange dieſe Erklärung bestehen bleibt, wird die Bezeichnungsweiſe nicht viel mehr zu verderben haben. In dieſer Angabe liegt das Irreführende; ſie führt zu einer schwerfälligen, nichts weniger als französischen Aussprache.

für den Schreibgebrauch ein anderes Zeichen wünschenswert. Nehmen wir g und differenzieren es so, dass wir den Unterstrich unten in eine Rundung auslaufen lassen. Blg. 77. Dem entsprechend ausgebildete Druckzeichen wären auch wohl dem angeführten angelsächsischen Zeichen vorzuziehen. Die kleine im liegenden Druck übliche Form des g wäre dem Schreibzeichen entsprechend. Für den gewöhnlichen Verschlusslaut g liesze sich wohl die bei aufrechtem Druck übliche Form auch in die liegende Schrift einführen. Auch beim groszen g liesze sich leicht ein entsprechender unterscheidender Zug anbringen. Im Druck könnten wir aushilfsweise ein Fraktur-g gebrauchen. Für den gewöhnlichen deutschen Schreibgebrauch ist es wohl nicht nötig, dies besondere Zeichen neben g anzuwenden, ja, es ist nicht einmal rätlich, da statt seiner vielfach auch wohl der echte Verschlusslaut g auftritt. Es ist zu berücksichtigen, dass auch ch im Inlaute vielfach die gleiche Lautigung aufweist. Verherrlichen, gesprochen: fɐrhärligɐn. Ähnlichen Wechsel haben wir bei f; Hofes : ho·wɐs. Es genüge hier, auf die ungenaue Schreibung hingewiesen zu haben.

Es liegt nahe, hier auf die Ordnung der Zeichen für die verwandten Laute einzugehen. Es sind dies einerseits j und anderseits ch. Das besprochene g ist ein stimmhafter velarer Schleifer; das vordere Gaumensegel dient gewöhnlich als Widerlager. Unser gewöhnliches deutsches j hat einen dem angegebenen ähnlichen Laut, es erhält aber seine Artikulazion durch eine Enge, welche die Vorderzunge mit dem Vordergaumen bildet. Für diesen Laut behalten wir das im Deutschen übliche Zeichen j, weil er dem Französischen und Englischen gegenüber für das Zeichen j der naturgemäszere ist. Von seinem Laute bedeutend verschieden ist unter anderen der engl. j-Laut, der durch y bezeichnet wird. Dass diese Bezeichnung recht sachgemäsz wäre, lässt sich nicht behaupten. Dieser Laut steht dem Vokale i bedeutend näher als das deutsche j. Geben wir darum zu seiner Bezeichnung dem j eine Form, welche mehr an i erinnert. Blg. 78. Die Zunge hat bei der (mir geläufigen) Aussprache des engl. y (= j) mehr eine palatale Stellung, füllt den oberen Hohlraum des Gaumens mehr aus.

Besonders unangenehm ist es, dass uns für den Laut des ch ein einheitliches Zeichen fehlt. Nehmen wir für ihn etwa das Blg. 79 vermerkte Zeichen an.[1] Unser deutsches ch in „ich,

[1] Als ich diesen Vorschlag bereits zu Papier gebracht, wurde ich aufmerksam darauf gemacht, dass andere bereits früher ein gleiches Zeichen in Vorschlag gebracht und verwendet haben. Man findet es unter anderm in **Bartholomae, Studien zur indg. Sprachgeschichte.** Die Type ist dort allerdings nicht gut geschnitten. Der angehängte Haken

ach“ ist ein am vorderen oder am weichen Gaumen (oder am vorderen Gaumensegel?) gebildeter stimmloser Schleifer.[1] Auf die Nüancen des Lautes — nach a und i z. B. ist die Aussprache des ch in manchen Gegenden verschieden — können wir hier nicht weiter eingehen. Nur das holländ. g und ch sei erwähnt, weil es im Laute stark abweicht. Im An- und Auslaut ist beider Laut gleich und zwar stimmlos, im Inlaut zwischen zwei Vokalen tritt aber gewöhnlich stimmhafte Aussprache ein. Jener stimmlose Laut wird gebildet am hintern Gaumensegel. Letzteres wird durch den Luftstrom in etwas zitternde Bewegung gesetzt, sodass der Laut sich wie ein stimmloses velares r ausnimmt. Geben wir ihm das Zeichen Blg. 81.

Für zwei Laute, die in der Schrift nicht ordentlich geschieden werden, sind unterscheidende Zeichen teilweise bereits in Gebrauch, es thut blosz eine entschiedene Durchführung der Sonderung not. Gemeint sind die beiden s-Laute, das stimmlose (harte) s und das stimmhafte (weiche) ſ. In der lat. Schreibschrift war vereinzelt für das stimmhafte ſ ein dem geschriebenen kleinen Fraktur-h ähnliches Zeichen üblich. Blg. 82. Auch im Druck sind zwei s-Zeichen üblich, ſ und s. Ersterem entspricht offenbar das erwähnte geschriebene lange ſ. Setzen wir das lange ſ stets für den stimmhaften, weichen Laut und beschränken s auf den stimmlosen, harten Laut. Ein zum ſ gehöriges groszes Zeichen wäre leicht hergestellt. Ohne ein solches groszes Zeichen ist die Scheidung nicht lebensfähig. Blg. 83. So wäre es auch nicht mehr nötig, wie bisher, blosz um die Härte des s zu bezeichnen, das s doppelt zu schreiben. Die ganze wirre Ordnung, welche jetzt im Gebrauche von ſ, ß, ſſ, ſs, ſß — s, ss, ſs herrscht, wäre dann in einfacher Weise überwunden. Jedoch müsste das Auge vor und nach auf die neue Ordnung vorbereitet werden. Zuerst müssen wir daran gewöhnt werden, als Zeichen für

---

reicht nicht bis an die Grenzhöhe des Hakens am h, was unschön aussieht. Der Umstand, dass mehrere unabhängig auf ein gleiches Zeichen kamen, ist wohl ein Beweis, wie naheliegend und darum auch leicht verständlich die Form ist. Von andern ist aber auf kein entsprechendes groszes Zeichen Bedacht genommen. Erst wenn wir ein solches zur Seite stellen, wird das Ganze zum allgemeinen Gebrauche lebensfähig.

[1] In der westfälischen Mundart — wie auch bei mundartlich gefärbter Aussprache des Hochdeutschen daselbst — tritt dieser Laut bekanntlich im Anlaute und ebenso im Auslaute (auszer bei ng) statt des sonstigen deutschen g auf. Von den Dialektschreibern wird in diesem Falle trotz der verschiedenen Aussprache das g des sonstigen Deutschen festgehalten. Münster: graut = grosz; gleeken = glichen; gans = ganz; Wägg = weg; Tüg = Zeug. Ich habe oben schon aushilfsweise für dieses g ein gh gesetzt. Münsterisch gho·n = gehen, slo·gh = schlug wird ausgesprochen wie Blg. 80 angedeutet. Die obigen Wörter wären also auch besser zu schreiben: ghraut, ghleeken, ghans, wäggh, tügh.

weiches ſ nicht s, ſondern nur das erstere Zeichen im Druck zu finden und zu schreiben. Alſo: leiſe, weiſe, Reiſe, nicht: leise, weise, Reise. So lange bis das Auge entwöhnt, s zwischen zwei Vokalen stimmhaft (weich) zu sprechen, empfiehlt es ſich wohl, den harten s-Laut in der hergebrachten Weiſe zu bezeichnen. Beim Hergebrachten aber herrscht hierin durchaus keine Einigkeit. Wir müssen alſo aus dem Hergebrachten das Bessere ausſuchen und dabei auf die Antiqua und Fraktur gleichmäszig Rückſicht nehmen. Obwohl zu wünschen, dass die Antiqua die allein herrschende Schrift werde, ſo ist doch, zumal ältere Herren ſich schwer entschlieszen werden, plötzlich dieſe Schriftzüge bei ihrem alltäglichen Schreiben anzuwenden, darauf Bedacht zu nehmen, dass die Verwendung der Frakturzeichen mit der Antiqua in übereinstimmende Ordnung gebracht werde, damit Zeichen um Zeichen in beiden ſich entspreche, damit der Setzer nach der einen Schriftart auch in der anderen ſetzen könne, ohne dass Veränderungen nötig würden. Bei der bisherigen Ordnung ist das nicht möglich. Es ist offenbar, dass das Frakturzeichen ſ in ſeinem Ursprunge dem ſ entspricht, wogegen ſs = s. Beschränken wir darum ſ, gerade wie ſ, auf den weichen Laut und ſetzen für den harten Laut stets ſs. Da die gewöhnliche Form des geschriebenen Schluss-ſs innerhalb des Wortes unbequem ist, können wir uns an eine Nebenform halten, die man bisher ſeltener ſah, die aber für den Inlaut bequemer ist. Der Gleichmäszigkeit halber ſetzen wir dieſelbe dann auch im Auslaut. Blg. 84. Dann würde ß überflüssig wie auch der nicht gerade glückliche Vorschlag Heyſes, der schreiben will: Fluſs, iſs, Nuſs, aber: Fuß, Maß, heiß. Nach unſerm Vorschlag erhalten wir: Füse, Fus, fleisig, Fleis; Flüsse, Fluss, essen, iss, Nüsse, Nuss; Haus, Häuſer. Blg. 85. Um Überstürzung zu vermeiden, empfähle es ſich wohl, die erste Änderung darauf zu beschränken, dass statt ſſ (im Inlaute) und statt ß (am Wortende) nach kurzem Vokale nur ſs bez. ss geſetzt, nach langem Vokale aber vorerst ß belassen, und dass ſ bez. ſ nur für stimmh. Laut gebraucht würde. Statt ß empfähle ſich bei Antiqua sz, wenn Ausſicht wäre, dass dies in abſehbarer Zeit durch einfaches s erſetzt würde. Wäre das nicht der Fall, ſo träte am besten das Zeichen ß für ß ein. Sollte das obere Häkchen von ſ leicht zu nahe an die folgende Type heranreichen und lästig ſein, ſo könnte man ſ passend durch die eingeklammerte Form von Blg. 83 erſetzen. Die Zuſammenstellung ſs ist um kein Haar vernünftiger als sz, letzteres aber ist wenigstens dem Ursprunge des ß gemäsz gebildet. Dass „massen“ = maßen neben „Massen“ = Maſſen unbequem ist, unterliegt gewiss keinem Zweifel. Daher alſo: maszen = maßen (masen), Massen = Maſſen (Massen).

Dieſe kleine Änderung wäre die erste Stufe der Besserung. Wem ſollte die Einführung derſelben wohl Schwierigkeit bereiten? Ich glaube auch nicht, dass in dieſem Punkte ſich ernstliche Gegner finden werden. Sollte dann der andere Teil des Vorschlages auch Billigung gefunden haben, ſo könnte die Einführung der ganzen übrigen Ordnung in Angriff genommen werden, nachdem ſich die Massen etwas gewöhnt, für weichen s-Laut stets ſ zu finden und zu schreiben, s im Inlaute aber nicht als weich anzuſehen.[1] Hier reiht ſich passend die Bemerkung ein, dass es ſich empfiehlt, bei Annahme der Antiqua für z das Zeichen der Fraktur (unter Anpassung der Züge an die Antiqua, Blg. 86) aufzunehmen, denn das lat. z war einerſeits nicht ts, wie unſer z, ſondern dſ — und z hat anderſeits bei den meisten Kulturvölkern den Wert von ſ. Durch Aufnahme von ʒ würde alſo vermieden, dass das gleiche Zeichen z nach Umständen verschiedene Werte hätte. Alſo: ʒ = ts, z = dſ.

Es bleibt der Laut des sch zu besprechen, für den ein einheitliches Zeichen noch mangelt. Um einen Anhalt zu haben, erinnern wir uns, dass der entsprechende stimmhafte Laut im Franzöſ. durch J, j bezeichnet wird. Suchen wir zunächst für dieſen letzteren Laut ein beſonderes, eigenes Zeichen. Durch Differenzierung der Gestalt des J, j erhalten wir Passendes. Nehmen wir etwa die Blg. 87 aufgestellten Zeichen. Aushilfsweiſe könnte man zur Darstellung des weichen sch-Lautes das Fraktur-j heranziehen. Durch umgekehrte Stellung des unteren Ausläufers von dem Blg. 87 vorgeschlagenen Zeichen erhalten wir auch für den entsprechenden harten Zischlaut, unſer deutsches sch, ein bequemes Zeichen. Blg. 88. In wissenschaftlichen Werken ist vielfach das stimmhafte sch durch z mit übergeſetztem Häkchen, das stimmloſe sch durch s mit Häkchen (Blg. 89) bezeichnet worden. Dieſe Bezeichnung haben unter andern die österreichischen Slaven zum alltäglichen Gebrauche angenommen. Das Mangelhafte dieſer Zeichen besteht darin, dass die Häkchen über den groszen Zeichen ebenſo unbequem ſind wie die Umlautstrichelchen über groszen Vokalzeichen. Anderſeits kommt auch die Einheitlichkeit des Lautes ſo weniger zum Ausdruck. Die

[1] Ich hatte dieſe Ausführungen bereits niedergeschrieben, bevor ich Rumpelts ähnlichen Vorschlag kennen gelernt. Aus der Übereinstimmung ſieht man wieder, wie naheliegend der Gedanke ſein muss. Trotzdem nun Rumpelts Vorschlag von Autoritäten als zweckmäszig anerkannt ist (vgl. Trautmann § 1093), ist er bisher doch wenig befolgt worden. Der Grund liegt einerſeits wohl darin, dass ein entsprechendes Zeichen für die Schreibschrift nicht erwähnt war, und manche mochten das betreffende Zeichen nicht kennen; anderſeits war es ein Mangel, dass nicht für ein entsprechendes groszes Zeichen geſorgt war; endlich war auf keinen vermittelnden Übergang Bedacht genommen.

hier vorgeschlagenen Zeichen sind auch für den Schreibgebrauch viel bequemer.

Hiermit hätten wir für alle im Deutschen vorkommenden einheitlichen konsonantischen Laute auch einheitliche Zeichen erlangt. Es versteht sich von selbst, dass, wo ein neues Zeichen angewandt wird, sein Wert vorerst stets vor dem Wortbestande (Texte) anzugeben wäre, bis es als allgemein bekannt vorausgesetzt werden kann. Die zum allgemeinen Gebrauche im Deutschen erforderlichen Zeichen ergeben, nach der Verwandtschaft der Laute geordnet, die Blg. 90 vorgeführte Zusammenstellung. Ganz neu wären also drei, höchstens vier Zeichen. Bei einiger Umsicht würde es nicht schwer sein, dieselben in wenigen Jahren in den allgemeinen Gebrauch einzuführen.

IX. Grosze Anfangsbuchstaben.

Schon die Gebrüder Grimm, die berühmten Baumeister deutscher Sprachwissenschaft, die den ersten Anstosz gaben zur Reform unserer Schrift, hatten vorgeschlagen, in Übereinstimmung mit dem Brauche der meisten Kulturvölker, die groszen Buchstaben auf die Eigennamen und den Satzanfang zu beschränken.[1] Sie selbst gingen mit der Ausführung des Brauches voran, und es ist bereits Sitte geworden, in Büchern wissenschaftlichen Inhalts diesem Brauche zu folgen. Dass das alte Verfahren nicht mit Einem Male sich würde beseitigen lassen, dass vielmehr das Neue nur allmählich sich würde Bahn brechen können, wussten jene groszen Sprachkenner sehr gut, und sie haben es offen ausgesprochen, dass sie nicht erwarteten, alles könnte mit Einem Schlage anders werden. Es scheint aber allmählich an der Zeit, den besseren Brauch auch in weitere Kreise hineinzutragen. Ihn plötzlich zum allein herrschenden zu machen, geht nicht an; es muss ein allmählicher Übergang, eine allmähliche Gewöhnung der Massen stattfinden.

Mit dem Aufgeben des alten, oder vielmehr jungen, Brauches — er besteht kaum 200 Jahre — wird nichts verloren, da es zum Verständnis des Sinnes nicht das mindeste beiträgt, wenn man jedes Dingwort mit einem groszen Anfangsbuchstaben behäufelt und belastet. Dass so etwas zum Verständnisse des Sinnes nicht erforderlich ist, davon kann man sich aus den Briefen Ungebildeter überzeugen, in denen grosze Anfangsbuchstaben an ihrem Platze oft nicht stehen, dagegen wohl gern dort sich einstellen, wohin sie nicht gehören. Als Belege werde ich am Schlusse einige derartige, mir zufällig in die Hände geratene

[1] S. Zts. f. österr. Gymnasien XX, 783.

Schreiben vorführen. Ich habe noch keinen ſolchen Brief gefunden, in dem durch ſolche Ungenauigkeit der Sinn unverſtändlich oder auch nur zweifelhaft geworden wäre. Von den vielen wissenschaftlichen Werken, in denen darauf verzichtet ist, jedes Dingwort und jedes einem Dingwort ähnlich ſehende Gebilde mit einem groszen Anfangsbuchstaben auszustatten, nenne ich Trautmanns mehrfach erwähntes Buch und Seelmann, Aussprache des Latein. Bartholomae, Studien zur indog. Sprachgeschichte, die mir gerade zur Hand ſind; ebenſo Woestes Wörterbuch der westfälischen Mundart. Wenn man in hochwissenschaftlichen Werken der groszen Anfangsbuchstaben bei Dingwörtern zum Verständnis nicht bedarf, warum ſoll denn der gemeine Mann ſich mit denſelben herumschlagen, warum ſoll er an den unnützen Schrullen verflossener pedantischer Zeiten ſich den Kopf zerbrechen? Warum wollen wir unſerer allgemeinen Volksbildung dieſen Hemmschuh anziehen? Ich muss auch bekennen, dass mein Auge über einen Wortbestand ohne die vielen groszen Buchstaben viel flotter dahingleitet, als über den jetzt in der alltäglichen Schrift üblichen. Letzterer kommt mir vor wie ein unebener, holpriger Weg, der andre aber wie eine offene und freie Bahn. Warum wollen wir uns dem Vernünftigeren und zugleich Leichteren nicht wieder zuwenden? Die Gewöhnung daran stellt ſich rasch ein. Oder ſollen wir vielleicht etwas geben auf die dumme und verschrobene Anſicht des ſeligen Gottscheden, des bezopften Mannes, der den gewichtigen Ausspruch that, dass die Schrift durch den Gebrauch kleiner Anfangsbuchstaben zu pöbelhaft leicht werde?! (Wilmanns S. 151.) Fort mit dem blödſinnigen Plunder! Die Regeln unſerer Schreibweiſe müssen wirklich ſo plebejisch einfach ſein, dass ſie mit Leichtigkeit in die Fassungskraft des Kindes eingehen können und, einmal erfasst, ohne fortwährende Aufpäppelung festſitzen für immer und ewig. Wir haben wahrlich wichtigere Aufgaben zu löſen, als mit Eintrichterung pedantischer Willkürlichkeiten und Schrullen die Zeit totzuschlagen. Die Schrift ſoll keine schülerhaften Nebenzwecke haben, ſondern einzig ein Bild des gesprochenen Wortes geben. Die, welche das am einfachsten erreicht, ist die beste.

Eine folgerichtige Setzung groszer Anfangsbuchstaben bei Dingwörtern ist zudem gar nicht möglich, nicht durchführbar, da einerſeits auch die Fürwörter vielfach substantivischer (dingwortlicher) Natur ſind, und anderſeits die substantivische Natur des Dingwortes in adverbialen Verbindungen oft ziemlich, oft gänzlich untergeht, ſodass ſich die groszen Buchstaben in ſolchen Fällen recht ſonderbar ausnehmen. Die Scheidung ist überhaupt äuszerst schwierig und in der Sprache ſelbst nicht gegeben, noch begründet. Wie ſonderbare Sprünge in Folge deſſen ſelbst von

gelehrt sein Wollenden gemacht werden, will ich durch einige Anführungen aus der Zeitung darlegen. Ich fand kürzlich unter anderem: . . . . für Jene, die . . . . Na, wenn man so schreibt, dann muss man bei einigem Schlussfolgerungsvermögen doch auch schreiben: Ich, Du, Er, Sie, Es, Wir, Ihr, Mir, Mich, Uns usw., denn es wird wirklich wohl kein Mensch bestreiten, dass diese Wörtchen etwas Wesentliches und Dingliches bezeichnen. Was soll man aber dazu sagen, wenn man geschrieben findet: Ein Mädchen von Drauszen (Münster. Morgenanz. 1892, 172, IV, 1, oben), oder: von Auswärts, von Innen, von Auszen (vgl. Westfäl. Merkur 258, B, I, 3 unten). Eine Tochter achtbarer Eltern, welche zu Flicken und zu Nähen versteht (Merk. 260, B, IV, 3b). Auf das Freigiebigste, aufs Schwerste in Mitleidenschaft gezogen. Wenn man so etwas liest, wird man unwillkürlich gemahnt an die Auffassung, Esel sei ein Zeitwort, weil man sagen könne: Ich Esel, Du Esel, Er Esel. Hat es wohl irgend welche Berechtigung, zu schreiben: von Weitem, von Klein an? Dann kann man ja auch schreiben: von Oben, von Unten, von Innen, von Ferne, von Hinten und von Vorne, mit Unter. Die Thorheit unserer Groszschreibewut in weiteren Kreisen zum Bewusstsein zu Bringen, scheint Es Mir kein besseres Mittel zu Geben, als durch folgerichtige Durchführung des Üblichen das ganze Verfahren lächerlich zu Machen. Das Sprachbewusstsein der Massen ist bei Uns von einem pedantischen Teufel geplagt, und diese Art wird nicht einmal durch Fasten und Beten ausgetrieben, Sie lässt Sich nur durch die blutige Geiszel des Spottes zum Tempel hin Aus verscheuchen. Ich habe Es schon gesagt, Was soll Ich Es des Öfteren wiederholen, dass Es Uns beim jetzigen Verfahren durch Aus nicht möglich ist, folgerichtig zu Sein. Von Selbst sollte Das doch Uns allen einleuchten. Wie sollten Wir'S wohl anfangen? Alle Diejenigen, Welche die Feder zur Hand nehmen zu Schreiben, kommen jeden Augenblick in Verlegenheit. Zu Verwundern ist Solches auch mit Nichten, weil Es Nichts ist mit der Durchführung der herrschenden Regeln. Der gelehrteste Mann weisz bei Diesem und Dem oft nicht, ob er die Sache von Oben oder von Unten, von Hinten oder von Vorn anfassen soll. Da muss Er Sich denn von Drauszen, von Auswärts Rats erholen. Aber Der ist auch darnach. Der Meister selbst kann nicht mit Ihm auskommen, Er kann nicht entscheiden, Was am Besten sei, denn die hochweise Regel sagt: Schreib, wie die Andern schreiben. Ja, Wer sind denn diese Andern? Wie kann Er, ohne abstimmen zu Lassen, wissen, wo die Mehrheit steckt? Wie Einer Sich auch drehen mag, Allen kann Er Es doch nicht recht machen, Viele werden meinen, Es hätte anders sein sollen, und alle Diese

werden Ihn dann für einen dummen Kerl anſehen. Verſichern werden Sie, dass Sie Es doch viel Vernunftgemäszer gemacht hätten. Da ſollte Man doch nur auf Sie ſehen. Sie wären ganz andre Kerle! Was ſollen Uns auch die groszen Buchstaben, wenn Wir die Gelegenheit nicht wahrnehmen, Sie aufs Ausgiebigste zu Verwerten? Nicht wahr, ſo muss Es von Jetzt an ſein? Sollte denn die hier vorgeführte Schreibung nicht noch ſchöner ſein als das Bisher Übliche? Dass wir doch endlich einmal Vernunft annähmen und einſähen, wie bitter und böſe Es ist, den Weg der Vernunft verlassen zu Haben. Möchte doch endlich ein Gnadenstrahl des Lichtes der Vernunft dieſe Finsternis durchbrechen und die Schatten des Todes verscheuchen.[1] Damit nun alle Leſer Gelegenheit haben, Sich zu überzeugen, dass die groszen Anfangsbuchstaben bei Dingwörtern zum Verständnis durch Aus nicht nötig ſind, ſollen Sie vom folgenden Abschnitte an Probe Weiſe auf den Satzanfang und auf Eigennamen beschränkt werden, wie es in wissenschaftlichen Werken längst allgemein üblich. Wir wollen aber nicht unterlassen, hinzuzufügen, dass die groszen Anfangsbuchstaben nicht das Schlimmste ſind in unſerer Schreibung. Wenn'S nicht anders wäre, könnten Wir Uns mit Ihnen noch eher abfinden als mit manchem Anderen.

X. Doppelkonſonanten.

Wie in ſo mancher anderer hinſicht unſer jetziger schreibgebrauch ſehr zu wünschen übrig lässt, ſo ist auch unſer verfahren mit der doppelkonſonanz ungehörig und unzweckmäszig. Es beruht auf ganz falschen anschauungen. Wo wir doppelkonſonanz ſetzen, da sprechen wir ſie nicht, und wo wir ſie einmal wirklich sprechen, da ſetzen wir ſie nicht. Man hat behauptet, in wörtern wie: Gottes, Mutter, Mitte und ähnlichen sprächen wir eine doppelkonſonanz, hier alſo doppeltes t. Das ist ſehr irrig.[2] Der schein entsteht nur dadurch, dass wir in

[1] Es will mir scheinen, dass manche Zeitungen längst nach dem von Mir vorgeschlagenen Plane, die Groszschreibung durch Übertreibung lächerlich zu Machen, verfahren ſind. Den Ruhm, hier zuerst den richtigen Weg gewieſen zu Haben, kann Ich alſo leider nicht mehr für Mich in Anspruch nehmen. Einen andern als jenen Zweck kann Es doch wohl nicht haben, wenn Man z. B. Westf. Merkur 1892, 283, B, I, 3 Mitte, findet: „von Oben Bedacht nehmen“ „und Das wird kaum e. Ergänzung erfahren“ 308, A, I, 3. Ich hoffe, Alle, Die ſo schreiben, meinen Vorschlägen geneigt zu finden; ihrer Zustimmung halte Ich Mich für verſichert.

[2] Wie ich nachträglich erſah, ist die falsche meinung, im Deutschen werde ein einfacher konſonantischer laut, der auf einen kurzen vokal folge, doppelt gesprochen, bereits von Storm und Trautmann zurückgewieſen. Die hier gegebenen darlegungen ſind unabhängig davon gemacht worden, bevor ich die auseinanderſetzungen jener herren kannte.

deutschen wörtern den stamm so nachdrücklich treffigen, dass der folgenden untreffigen silbe dadurch fast jedes gewicht entzogen wird, dass selbe fast nur noch als teil und anhängsel der voraufgehenden trefffilbe (tonsilbe) zu betrachten ist. Die untreffige silbe wird so stark abgeschwächt und an die trefffilbe herangezogen, dass sie fast als auslaut der trefffilbe erscheint. Wir fassen im Deutschen also mehrere silben unter Einen treff, Einen ton, zusammen, während in den meisten nichtgerman. sprachen jede silbe mehr einen selbständigen, bei allen gleichmäszigen, nachdruck trägt. Durch diese treffigungsweise des Deutschen kommt es nun, dass die kurze treffige (betonte) silbe, z. b. in mutter, durch den engen anschluss des t (der folgenden silbe) zwar geschlossen wird, dieser konsonant kann darum aber keineswegs als doppelt gelten. Es kommt daher auch den kindern, wenn sie lesen und schreiben lernen, merkwürdig vor, dass sie in solchen fällen zwei gleiche lautzeichen finden und schreiben sollen. Noch unbegreiflicher aber scheint es ihnen, dass sie schreiben sollen „Gott", nicht aber „mitt". Dass es mir so erging, des erinnere ich mich noch sehr genau. Darüber können sie sich billig auch wundern, weil ein grund, warum das eine so, das andre anders, ihnen wohl selten angegeben wird — denn, man höre und staune, man meint, das könnten die kinder doch nicht fassen! Wunderbar, sie sollen etwas noch nicht fassen, nicht verstehen können — und es doch anwenden! Sie müssen sich darum wohl oder übel von jedem worte die absonderliche schreibung besonders merken. Die deutsche doppelkonsonanz ist in der aussprache im wortinnern so wenig wie am wortende begründet. In „mutter" ist zwar die erste silbe als eine geschlossene zu betrachten. Dass dies aber nur durch die entonigung, enttreffigung der folgenden silbe (-ter) bedingt ist, davon überzeugt man sich alsbald, wenn man das wort so spricht, dass auch die endsilbe (-ter) einen treff (ton) trägt, gleich der ersten silbe (mu-), oder sagen wir lieber, wenn man den treff, den ton, auf die endsilbe -ter legt. Weil es unserer gewohnheit entgegen ist, diese endsilbe mit der vorhergehenden gleich stark zu sprechen und zu treffigen, macht es auf uns leicht den eindruck, als ob sie stärker getreffigt sei wie die erste, wenn wir ihr auch nur eine gleiche stärke geben. Bei solcher aussprache schwindet auch der leiseste schein, als ob der zwischen beiden silben stehende konsonant doppelt sei.

Daher erklärt es sich auch, dass mitunter die doppelkonsonanz weicht, wenn der treff auf die folgende silbe übergeht. Cigarre : cigarette. Nach dieser analogie ist offenbar auch zu schreiben: „modell, modelieren" und nicht, wie Wilmanns (S. 200) meint, modellieren. Sobald wir nur die auf die trefffilbe folgende

ſilbe einigermaszen ſelbständig erhalten, erscheint schon die treffſilbe durch den folgenden konſonanten, ſofern dieſer einheitlich ist, nicht mehr geschlossen, und es schwindet der schein einer doppelkonſonanz. Daher hat es einige berechtigung, wenn wir schreiben: linie, nicht: linnie — dass das wort entlehnt ist, ſollte bei der schreibung eigentlich gar nicht in betracht kommen, nur um unſer sprechen handelt es ſich. Mit gutem recht unterbleibt die verdoppelung des konſonanten, obwohl der vorauf-gehende vokal eine volle kürze ist, in wörtern wie: ſalat, paket.

In sprachen, welche keine ſo geschwächte, jedes ſelbständigen treffs beraubten endungsſilben zeigen, wie ſolche in den germanischen sprachen auftreten, erscheinen eben deshalb die einzelnen ſilben viel deutlicher mit reinem vokalauslaut, das heiszt als offene ſilben; anderteils tritt dort aus demſelben grunde viel deutlicher echte doppelkonſonanz hervor, wie z. b. in Ital. fatto, otto, detto, scritto uſw. Jedoch tritt auch im Deutschen, namentlich in den mundarten, ſolche deutlich genug auf, und gleiches berichtet Storm vom Schwedisch-Norwegischen. Entgegen der bisher herrschenden falschen meinung erscheint die echte doppelkonſonanz oder, genauer geſagt, die gelängte konſonanz, nicht bloſz zwischen zwei vokalen, ſondern auch gar nicht ſelten vor einem andern konſonanten und am wortende. Es ist schon das plattdeutsche (Soest): ghäηη-k = ging ich (Münster: ghoηη-k) erwähnt. Um es klar hervortreten zu lassen, dass hier die doppelkonſonanz nicht nach der ſonst im Deutschen üblichen weiſe zu nehmen ist, empfiehlt es ſich vielleicht, zwischen die beiden gleichen zeichen oben — in der höhe des randes der kleinen vokalzeichen — einen punkt zu ſetzen, ähnlich wie es oben aushilfsweiſe für die langen vokale vorgeschlagen. Darnach ſoll hier von jetzt an verfahren werden. Alſo ghäη·η-k = ging ich. Ebenſo erscheint plattdeutsch dat·t = dass es; lɔt·t = lass es. Dat·t wɔ·r is, wɑir·ɛk = Dass es wahr ist, weisz ich; lɔt·t sɥiɛn = lass es ſein; hai wɑit·t äuk (äu = ä + u!) nit = er weisz es auch nicht. Ebenſo erscheint doppeltes n, im Plattdeutschen wie im Hochdeutschen. Soest: ɑin·n = einen; hochd. ain·n (= einen); in dɛr kan·n = in der kanne; hochd. di kan·n = die kannen; nän·n (= nennen); Soest, Münster: main·n = hochd. main·n (= meinen); hochd. fɛrban·n = verbannen. Der vokal einer ſolchen ſilbe kann deutlich kurz ſein, und die zeitdauer der ſilbe — überschreitet doch entschieden das masz einer kürze. Hier liegt auch die erklärung dafür, dass z. b. im franz. „terre, ville“ die erste ſilbe den eindruck einer länge macht. Auch battre neben bataillon erscheint uns nun erklärlich, während es das vom standpunkte des deutschen verfahrens mit doppelkonſonanten durchaus nicht ist. Die aussprache

echter doppelkonſonanz mag im Franzöſiſchen nicht ſo ſcharf ſein als im Italienischen, aber ſie ist entschieden anders als die der gewöhnlichen deutschen doppelkonſonanten.

Dass auch nach langen vokalen echte doppelkonſonanz nichts ungewöhnliches ist, geht schon aus obigen beispielen hervor. Ich führe noch an: hochd. ma·n·n = mahnen; plattd. mo·n·n = mohnblumen. Mitunter ist die länge vor der doppelkonſonanz zur kürze hinabgeſunken; lo·t·t oder lɔt·t (ɔ hier kurz!) = lass es. Dass man auch im Deutschen früher die auffassung gekannt, doppelkonſonanz länge wirklich die ſilbe, lehrt die schreibung vieler eigennamen. Beispiele: Buck, gesprochen: Bu·k; Dickmann = Di·kmăn; Brockmann = Bro·kmăn und andre. Man findet ſogar: Dieckmann, Suerdieck (= Su·rdi·k) und ähnliches, wobei nach unſern jetzigen schreibregeln die doppelkonſonanz ganz unverständlich und unbegreiflich wäre.

Es ist noch darauf hinzuweiſen, dass, wenn doppelkonſonanz in verbindung mit einem andern konſonanten gesprochen wird, stets der erste konſonant gedoppelt oder, genauer geſagt, gelängt wird, auch wenn man nach der entstehung erwarten ſollte, dass der zweite gelängt wäre. So fanden wir oben schon: ghäη·η-k aus ghäηk-ik, ghäηk-k. Ähnlich entsteht: hai söch·cht aus: söcht-ɛt = er ſucht es; hai tüch·cht aus: tüchtɛt = züchtet. In plattdeutschen drucken findet man in ſolchen fällen stets eine ungenaue oder ganz irreführende bezeichnung. Dass auch in der hochdeutschen umgangssprache ſich mitunter doppelkonſonanz einstellt, ist schon erwähnt (z. b. las·s a·bɛr kŏmɛn = lass es aber kommen). Es ist nur noch auf einen merkwürdigen fall zu verweiſen. Wilmanns bespricht ſeite 83 den superlativ von närrisch; er meint, dieſer heisze: „der närrischte“. Nach der mir geläufigen aussprache ist das sch doppelt, es wird alſo aus närrisch-ste die form närrisch·schte,[1] indem das s von -ste dem voraufgehenden sch ſich angleicht. Ja, es ist ſogar nicht ungewöhnlich, die verdoppelung auf den der trefffilbe folgenden konſonanten zu übertragen, alſo när·risch·schte zu sprechen. Dass unſere schreibung ſolcher aussprache nicht gerecht werden kann, ist zu bedauern. Um alle verschiedenen lautgebilde lauttreu darstellen zu können, wäre es wünschenswert, dass wir ablieszen von unſerm jetzigen brauche, durch doppelkonſonanten die einfache kürze des voraufgehenden vokales anzeigen zu wollen. Es wäre dies auch schon allein deshalb wünschenswert, damit unſer brauch mit dem verfahren in den altklassischen sprachen, die in unſern schulen gelehrt werden, in einklang gebracht werde. Der diesbezügliche unterschied der schreibung, dem Deutschen gegen-

[1] Genauere bezeichnung ſiehe blg. 91.

über, wird gewöhnlich gar nicht beachtet. Indem manche auf dem falschen standpunkte beharren, zu meinen, die altgriechischen doppelkonsonanten seien gesprochen wie die des jetzigen hochdeutschen, indem sie nicht bedenken, dass im deutschen ein kurzer vokal mit der gewöhnlichen doppelkonsonanz, z. b. in mutter, keine länge der silbe erwirkt, glauben sie den unterschied der altgriechischen metrisch kurzen silbe gegenüber der durch doppelkonsonanz gelängten silbe dadurch erklären zu können, dass sie angeben, in jener sprache seien die kurzen silben in, weisz Gott was für einer, wunderbaren weise anders offen gewesen als im Deutschen. So kann denn leicht ein wundersames ungetüm pedantischer verschrobenheit herauskommen, das kein mensch versteht. Den einfachen umstand aber, dass im Altgriechischen die silben, sofern zwischen dem vokal einer silbe und dem vokal der folgenden silbe nur Ein konsonant steht, viel offener, als es im Deutschen gewöhnlich ist, mit dem vokallaute ausklingen, kann man leicht einem kinde klar machen. Offen mit vokal auslautende silben erhalten wir ja auch im Deutschen, sowie wir uns bestreben, die treffloſen endsilben in gleicher weise zu treffigen wie die gewöhnlich mit dem treff versehenen silben, mit andern worten, wenn wir uns bestreben, alle silben gleichmäszig stark zu sprechen, wenn wir den nachdruck auf die einzelnen silben gleichmäszig verteilen. Von unserm deutschen standpunkte aus können wir sagen, die silben werden offen, sobald wir einen (schwachen) treff (ton) auf die endung legen. Nehmen wir das wort „daches“ und legen den treff, statt auf die erste silbe, auf die zweite, nämlich auf -ches, so wird das ch ganz von selbst sich deutlicher vom voraufgehenden a scheiden, sich enger an das folgende e anschlieszen und anlehnen; die erste silbe wird offener, ähnlich wie sie im worte „kameel“ erscheint. Legen wir einmal in dem letzteren worte den treff statt auf die endung auf die erste silbe (ka-), so wird man alsbald merken, wie das m sich viel enger an das voraufgehende a anschlieszt. Vielfach ist auch in den schwachen endsilben gar kein vokal mehr enthalten, sodass natürlich die sämtlichen nach der treff- (ton-) silbe folgenden konsonanten als auslaut derselben zu gelten haben. Das wort „können“ lautet ja gewöhnlich: kön·n; geben wir der endsilbe einen vollen vokal und legen einen schwachen treff darauf, so wird von selbst daraus: kö-nän; das n scheidet sich dann von selbst scharf vom voraufgehenden ö. Die sache ist so einfach, und doch macht man sie sich oft so halsbrecherisch und thut, als ob nur erleuchtete geister sie fassen könnten. Auf diese verhältnisse gründet sich also wohl ein unterschied der sprechweise des Deutschen gegenüber dem Altgriechischen, aber dass dort silben mit kurzen vokalen, denen eine doppelkonsonanz

folgt, ſo scharf denjenigen ſilben mit kurzen vokalen, denen nur Ein konſonant in der folgenden ſilbe folgt, entgegengeſetzt werden, dass die ersten metrisch doppelt ſo viel gelten als die zweiten, der umstand hat nur darin ſeinen grund, dass die doppelkonſonanz dort einen andern wert hat als die gewöhnliche deutsche doppelkonſonanz, z. b. in „mutter“. Was die ſilbe, auf deren kurzen vokal im Deutschen eine doppelkonſonanz folgt, durch anlehnung des folgenden konſonanten an dauer gewinnt, das hat die folgende unbetonte kürze etwa an dauer verloren, ſodass immer nur höchstens der wert von zwei kürzen herauskommt für beide ſilben. Wenn wir alſo unterkürze und verstärkte kürze in der oben ſ. 42 (blg. 5 und 6) angegebenen weiſe dem metrischen werte nach darstellen, erhalten wir von den ſilben des wortes „mutter“ die blg. 92 aufgestellte gleichung.

Unſer jetziger gebrauch der doppelkonſonanz im Deutschen ist alſo in der natur der sprachlaute durchaus nicht begründet. Er führt die ſeltſamsten schwierigkeiten herbei und ist mit folgerichtigkeit gar nicht durchzuführen. Das verfahren ist aber der allgemeinheit zu ſehr zur zweiten natur geworden, und eine änderung will ſehr überlegt ſein. Eine anderweitige ordnung lässt ſich auch nicht herstellen ohne berücksichtigung der längebezeichnung. Länge- und kürzebezeichnung hangen innig zuſammen. Eine einſeitige änderung des einen oder andern ist nicht angängig. Eins von beiden müssen wir in treffigen ſilben durchgängig bezeichnen, die länge oder die kürze; es ist nicht erträglich, dass wir schreiben: in = in und ihn; künste = künste und = kühnste; amt = amt und ahmt. Das dehnungs-h lässt ſich nicht ſo ohne weiteres beſeitigen, ohne dass eine andere bezeichnung der länge einträte, oder dass die kennzeichnung der kürze weiter durchgeführt würde. Vor 300 jahren war allerdings das dehnungs-h noch nicht üblich, dafür aber schrieb man auch: orrt, unnd uſw. Betrachten wir nun die wörter mit dehnungs-h, ſo finden wir leicht, dass dieſelben ſich zu zwei klassen ordnen, wörter, in denen das h zum t tritt, und wörter, in denen h vor r, l, m, n steht. In letzteren ist es dadurch begründet, dass die flüssigeren und geschmeidigeren konſonanten r, l, m, n ſich leicht noch einem folgenden konſonanten zugeſellen, ohne dass der voraufgehende vokal kurz würde. Wenn aber auf einen kurzen vokal mehrere konſonanten folgen, pflegen wir die kürze nicht zu bezeichnen, weshalb hier das dehnungszeichen nicht gut zu entbehren. Anders verhält es ſich mit dem h beim t; hier ist das dehnungszeichen ziemlich zwecklos, weshalb es beſeitigt werden ſollte. Bedenken könnten nur dann entstehen, wenn die mit th beginnende ſilbe ausginge auf r, l, m, n. Jedoch ist dies letztere nicht ſehr von belang. Die ganze angelegenheit, betreffend

die bezeichnung von länge und kürze, lässt sich ohne allseitigere und eingehendere erörterungen nicht erledigen, weshalb die entscheidung hier hinausgeschoben wird. Eingreifende änderungen hinsichtlich der bezeichnung von länge und kürze für die allgemeinheit vorzuschlagen, wäre also vorläufig verfrüht.

Es genüge der hinweis auf das, was wohl am erstrebenswertesten wäre. Es empfähle sich wohl, wo keine doppelkonsonanten gesprochen werden, auch keine zu schreiben, solche also vor allem zu beseitigen am wortende und vor einem andern konsonanten. Zwischen zwei vokalen könnte die doppelkonsonanz wegen des auf die trefflilbe gelegten gewichtes wünschenswert scheinen; durch sie wäre die trefflilbe angedeutet und von der schwachen endungssilbe geschieden. Allein sachgemäszer wäre es, die schwäche der endungssilbe anzudeuten; dann hebt sich die trefflilbe von selbst ab. Wenn die bezeichnung der kürze eingeschränkt wird, dann lässt sich eine ausdehnung der längenbezeichnung nicht umgehen. Als nächstes erreichbares ziel hätten wir wohl anzusehen: 1. Um die kürze anzuzeigen, wird der konsonant nur zwischen zwei vokalen verdoppelt. 2. Wenn eine silbe mit langem vokal auf einen konsonanten schlieszt, so muss die länge des vokales bezeichnet werden. — Diese bezeichnungsweise ist bekanntlich im Holländischen streng durchgeführt; es lässt sich nicht leugnen, dass die anbahnung einer solchen schreibung nicht allzu schwer wäre, und dass wir durch sie eine viel gröszere lauttreue erreichten. Vor allem müsste darauf gedrungen werden, dass bei mundartlichen darstellungen die unnatürliche anlehnung an die hochdeutsche schreibung aufgegeben würde. Was soll man z. b. dazu sagen, wenn man im Münst. platt geschrieben findet: niehmen? Jeder, der die westf. laute nicht genau kennt, wird zunächst glauben, es solle das wort gesprochen werden: niˈmɛn. Weisz er, dass im Westfäl. der laut iɛ = i + ɛ geläufig ist, so wird er denken, es könne auch heiszen sollen: niɛˈmɛn. Das iɛ ist aber eine entschiedene kürze, und doch ist das h stehen geblieben, welches im hochdeutschen „nehmen“ keinen andern zweck hat, als die länge des voraufgehenden e anzuzeigen. Eine so unsinnige form wie „niehmen“ muss selbst den kenner der mundart irreführen. Hätten wir das eben vorgeschlagene nächste ziel einmal erreicht, dann könnten wir von da aus leichter ein etwa für gut befundenes höheres ziel der lauttreue erreichen. Echte doppelkonsonanten aber müssten bei dieser schreibung noch einen besondern ausdruck finden, etwa in der oben vorgeschlagenen weise. Diese ganze angelegenheit wäre zunächst den kundigen zu prüfenden versuchen zu empfehlen. Eher und leichter wie hier, können wir bei sämtlichen andern besserungsvorschlägen zur einführung in den allgemeinen gebrauch übergehen.

XI. Eigennamen.

Um nach allen seiten gründlich und folgerichtig zu sein, müssten wir die angenommenen grundsätze auch bei schreibung der eigennamen zur geltung bringen und strenge durchführen. Alle einwendungen dagegen sind nichtig. Wo eine änderung der schreibung eingetreten, könnte man die alte form vorläufig in besondern klammern, etwa wie blg. 93 angegeben, hinter die neue setzen, bis letztere sich eingebürgert. So würde verwirrung und missverständnis leicht vermieden. Wir können uns hierfür ein beispiel nehmen am verfahren des Volapük, das übrigens trotz der scharfsinnigkeit des ganzen aufbaues wohl niemals zu praktischer geltung gelangen wird. Die wesentlichen daseinsbedingungen der menschlichen sprache sind ihm eben entgegen. Es ist durchaus unerheblich, dass durch das vorgeschlagene verfahren manche namen gleich würden, die jetzt in der schreibung unterschieden werden. Wenn man scheiden will, bietet sich ein viel einfacherer weg. Man braucht die träger von viel vorkommenden familiennamen nur zu veranlassen, an den eigentlichen namen noch den namen der mutter durch bindestrich anzufügen. Dann wäre die schönste unterscheidung fertig, eine unterscheidung, die viel mehr wert ist als die jetzige.

Hieran schliesst sich passend ein hinweis auf falsche formen von eigennamen, welche bei uns herrschend geworden sind. Der bedenkliche grundsatz, fremde namen einfach in der fremden schreibung herüberzunehmen, selbst für den fall, dass die darstellungsweise unserer lautbezeichnung widerstreitet, bringt die grösste verwirrung zu stande, sodass es oft schwer fällt, die richtige aussprache fremder namen überhaupt nur festzustellen. Wenn hier wandel geschaffen werden soll, so muss es gründlich und mit strenger folgerichtigkeit geschehen. Freilich bei unserem bisherigen schriftzeichenbestande war es vielfach unmöglich, eine genaue und entsprechende lautbezeichnung eintreten zu lassen. Ich will hier auf einige unsicherheiten und unrichtigkeiten im laut- oder schriftbilde einiger namen aufmerksam machen. Ich glaubte zunächst in dem ö des namens Löwen eine ungenauigkeit zu entdecken. Ich glaubte nämlich von leuten, die in der gegend jener stadt gewesen waren, die aussprache „Luwɛn“ vernommen zu haben, was dem franz. Louvain entsprechen würde. Älteste form des namens: Luvanium, Lovanium. Ich vermutete darum zuerst, dass unser ö in dem namen durch falsche deutung der niederländischen buchstabenverbindung oe entstanden sei. Dies oe hat bekanntlich den lautwert des deutschen u. Es entspricht auch etymologisch genau dem deutschen u = mhd. uo; moeder,

boek, doek, gesprochen: muder, buk, duk = mutter, buch, tuch. Da nun aber im Holländ. der name der stadt als „Leuven“ erscheint (eu wie im Franz. = ö), so ist unser ö in dem namen wohl eine richtige übertragung des lautes in die deutsche bezeichnungsweise. Es wäre freilich noch möglich, dass die örtliche mundart der stadt selbst einen andern laut böte, und dass dieser irrig übertragen wäre. Da ich mit jener mundart nicht vertraut bin, konnte ich darüber nichts bestimmen. Merkwürdig ist es immerhin, dass wir in diesem namen das niederländ. eu ausnahmslos durch ö ersetzt haben, während doch bis vor einigen jahren sogar die deutsche stadt Mörs auch in der schreibung „Meurs“ erschien. Unsere manier, das niederländische oe, z. b. in Doesborgh, unverändert herüberzunehmen, muss verwirrung schaffen, da bei uns diese buchstabenverbindung ganz anderen lautwert hat. Wohin soll es führen, wenn wir aus der schreibung schliesslich nicht mehr ersehen können, wie ein wort auszusprechen? Besonders wo keine missdeutungen zu befürchten sind, sollten wir ohne weiteres dazu übergehen, fremde namen unserer darstellungsweise anzupassen. Also: Namür, Zütfen (Sütfen), Ütrecht.

Ein oe, welches entschieden nicht wie ö zu sprechen ist, findet sich in einzelnen westfäl. ortsnamen. Soest, Koesfeld, Hoetmar. Namentlich die beiden letzteren glänzen auf manchen karten mit ö. Also Hötmar, Kösfeld, was barer unsinn ist.

Eine ähnliche rolle spielt mitunter oi — aussprache natürlich oft wunderſam. Voigtland, Grevenbroich, zu sprechen: Fo·gtland, Grewenbru·ch. Kürzlich ging der name Hoensbroech viel durch die zeitungen. Er ist wohl zu sprechen: Hunsbruch, glänzte aber auch als Hönsbröch. Auch das ch in dem namen China ist wohl nicht mit dem im Deutschen üblichen werte zu nehmen. Als älteren namen des volkes finden wir: Sinae. Demnach ist unser ch hier wohl von einem volke übernommen, das diese lautverbindung als zischlaut sprach. Die Holländer sprechen dem entsprechend ganz richtig das ch wie französisches ch (= Deutsch sch). Wir sollten demnach sprechen und schreiben: Schina. — Im Holländischen würde sch hier nicht recht passen. — Derartige ungenauigkeiten fremder namen lassen sich wohl noch mehrere nachweisen. In deutschen namen begegnen uns noch viele ungenauigkeiten anderer art. Es ist oft auf den gesetzlichen lautwandel, den mundarten gegenüber, nicht geachtet. Somit ist dann der mundartliche laut der ortsnamen, der dem Hochdeutschen gegenüber augenscheinlich das primäre, das ursprünglichere ist, vielfach gänzlich falsch ins Hochdeutsche übertragen. Zunächst können wir hierfür die oben schon erwähnten formen: Soest, Koesfeld, Hoetmar heranziehen. Die im Hochdeutschen herrschende aussprache ist: So·st, Ko·sfeld, Ho·tmar.

Wie die mundarten ausweiſen, ſollte es aber heiszen: Su·st,[1] Ku·sfeld, Hu·tmar. Der name von Soest lautet in der umgebenden mundart: Saust. Das au dieſer mundart ist aber vertreter des hochd. u = mhd. uo. Beispiele: tau = zu, bauk = buch, dauk = tuch, klauk = klug. Das Münsterland, welches statt jenes au, mhd. uo, ein ô hat, zeigt dieſen laut, ganz wie zu erwarten, auch in jenem namen, indem es spricht: So·st. Ebenſo heiszt es im Münsterlande: Ho·tmar; lautgeſetzlich ergiebt das im Hochdeutschen: Hu·tmar. Ebenſo lässt Münst. Ko·sfeld im Hochd. Ku·sfeld erwarten. Einige zweifel wären hier aber vielleicht möglich. Mit dem worte kuh, auf welchen die alte blinde etymologie, der die vokale nichts und die konſonanten ſehr wenig gelten, den ersten teil des wortes zurückführt, hat der name ſicherlich nichts zu thun, ſonst müsste er lauten Kuhfeld. Das in dem worte enthaltene s verbietet die betreffende ableitung allein schon. Wie Soest, Koesfeld, Hoetmar, ſo zeigt auch Bochum ein falsches o. Der name müsste lauten: Bu·chum. (In der mundart: Baukmɛn, -mɛn aus -heim bez. dat. der mehrheit; vgl. Müslmɛ = Mülheim a. Möhne.) Leider ist die eben gerügte art zu etymologiſieren bei vielen geschichtsforschern noch gang und gäbe. Wollte man ſich doch einmal merken, dass bei worterklärungen allemal die sprachgeſetze streng zu beachten ſind. Dass Koesfeld im wappen einen kuhkopf zeigt, will für die erklärung des namens bitter wenig beſagen, denn in der zeit, da die städte ihre wappen annahmen, war die bedeutung der namen im allgemeinen nicht mehr viel durchſichtiger als jetzt auch. Dieſe ausdeutung nach ungefährer lautähnlichkeit hat keinen andern wert als die ummodelung des italienischen Milano zu Mailand. Dass die alte ſogenannte volksetymologie auf die gestaltung der namen mitunter von einfluss geweſen, lässt ſich wohl nicht abstreiten. Das muss uns aber gerade oft vorſichtig machen gegen naheliegende deutung. Dass wir nach dem alten verrotteten verfahren weiter wursteln ſollten, nachdem uns eine bessere erkenntnis aufgegangen, dazu liegt doch gar kein grund vor. Was ſollen uns die thörichten deutungen? Selbst in ernstlichen geschichtswerken findet man, die stadt Leiden, Leyden, habe ihren namen daher, dass ſie einst durch die exploſion eines mit pulver beladenen schiffes furchtbar gelitten habe. Bekanntlich geht aber der name, ebenſo wie Lyon, auf altes Lugdunum zurück. Über Brilon (in Westfalen) findet man in schulbüchern mit ernster miene die alte naive erklärung vorgetragen, die stadt führe ihren namen daher, dass der grund einem dortigen bewohner früher als lohn für einen ſuppenbrei

[1] Im lat. „Susatum“ tritt dieſer laut richtig auf.

geschenkt sei. Er ist ganz anders zu erklären. In der mundart lautet der name Brŋiln. Brŋi ist zwar einerseits das hochdeutsche brei, anderseits aber ist brŋi oder brĭg -- wohl mit dem in andern gegenden üblichen brink zusammengehörig — in der mundart noch jetzt so viel wie anhöhe, berghöhe, ein einzelner vorsprung. Letztere bedeutung liegt offenbar in dem namen vor. Der zweite teil, ln oder len, ist offenbar gekürzt aus läun (äu = ä + u). Diese form, welche noch in Ŋiserläun = Iserlohn vorliegt, ist offenbar zusammenzustellen mit dem namen Läune = Lohne. Dies scheint eine erweiterung von Läu = hd. Loh, welches zu ahd. lôh (= niedriges gebüsch, **lichtung** vor dem walde, vgl. frz. clairière) gehört. Was für einen zweck sollte es wohl haben, durch die alten oberflächlichen erklärungen unkundige irre zu führen? Einen blinden soll man nicht zum führer der blinden bestellen. Wir suchen immer und überall die wahrheit; alles, was ihr zuwider ist, muss unnachsichtlich niedergeworfen werden.

Dass durch diese art zu etymologisieren mundartliche namen im Hochdeutschen vielfach ein falsches gewand erhalten haben, soll noch an einem beispiele nachgewiesen werden. In meiner heimat, bei Soest, führt eine flur den namen „het Bäukenfeld". Das mundartliche äu (= ä + u) ist alleiniger vertreter von mhd. ou. Demnach musste das wort ins Hochdeutsche übertragen lauten: Bauchenfeld. Der erste teil des namens, bäuken-, gehört offenbar zum ahd. pouhhan, pauchan = signal(feuer). Dasselbe wort könnte wohl im Ditmarscher „beeken" = walpurgisfeuer (auch in beekenbrennen, beekenschoof) zu grunde liegen. Zu dieser deutung stimmt es, dass in jener flur gewöhnlich das osterfeuer gemacht wird. Da aber das wort „bäuken" alleinstehend in der mundart nicht mehr lebendig ist, auch in unserm Hochdeutsch kein entsprechendes wort mehr vorkommt, so lehnte man den namen an das ähnlich klingende „buche" an und machte im kataster aus der flur ein buchenfeld. Ganz unberechtigt. Ähnliche ungenauigkeit liegt vor, wenn aus einem Iärlbiekε (nordöstl. von Münster) geworden ist: Edelbach, statt Erlenbach.

In den angezogenen fällen jetzt nachträglich eine lautänderung eintreten zu lassen, geht wohl nicht an. Es war aber gut, darauf hinzuweisen, wie ungenau überhaupt der hochd. lautstand vielfach bei eigennamen ist, damit man in fällen, wo ein wichtiger fremder lautstand verhunzt ist, sich leichter entschliesze, dem richtigen rechnung zu tragen. Auch schien es mir angezeigt, die weitesten kreise anzuregen, dass sie auf solche ungenauigkeiten achten, damit einmal eine zusammenstellung solcher ungenauen namenformen zu stande komme. Wenn jeder zunächst auf die gegenden seiner heimat achtet, deren lautstand ihm genau bekannt ist, so wird sich bald ein erklecklicher gewinn herausstellen.

XII. Fremde Laute.

Es kann uns nicht in den ſinn kommen, hier die schreibung fremder sprachen regeln zu wollen, zumal da die kenntnis all der feinen lautnüancen, die dabei vorausgeſetzt werden muss, doch nur den eingebornen zu gebote steht. Es handelt ſich um die laute, die als einfache bekannt ſind und von den nächstgelegenen deutschen lauten ſo weſentlich verschieden ſind, dass ſie als differenziert zu gelten haben. Sofern dieſe laute in ermangelung eines einfachen zeichens dargestellt werden durch eine zuſammenſetzung von zeichen, die einzeln einen ganz andern wert haben, müssen wir uns nach einem erſatz umſehen. Wir müssen nämlich im stande ſein, ſowohl im Deutschen eingebürgerte fremdwörter als auch wörter, die aus irgend einem grunde aus fremden sprachen angeführt werden (namentlich eigennamen), lauttreu darstellen zu können. Bei lauten, die auch im Deutschen, wennschon mit unerheblichen abweichungen, vorhanden ſind, ist die entscheidung leicht. Da man in der aussprache dieſe fremden laute in die analogie der deutschen laute hineinzieht, hat man demgemäsz auch zu schreiben. Erledigt ſind oben schon der laut des engl. w und das holländ. v, das jenem möglicher weiſe als stimmloſer laut entspricht. Was uns noch fehlt, ist zunächst ein zeichen für den laut, der im Engl. durch th gegeben wird, und der bald stimmhaft (weich), bald stimmlos (hart) ist. Der stimmhafte nähert ſich ziemlich stark dem laute des d, weshalb er passend dargestellt wird durch ein aus d differenziertes zeichen, ſodass jeder durch dasſelbe gleich an d erinnert wird. Nehmen wir etwa die blg. 94 gegebene form. Eine ähnliche form ist in wissenschaftlichen werken bereits üblich (blg. 95). Eine grosze form stand dem aber nicht zur ſeite; der hier gegebene zug des kleinen zeichens scheint mir zum schreibgebrauch bequemer, auch tritt der differenzierungskarakter schärfer hervor. Der entsprechende stimmloſe laut wäre entsprechend durch eine differenzierte form von t zu geben. Dies entspräche am besten der herrschenden darstellungsweiſe durch th. In wissenschaftlichen werken verwendet man für den laut oft das entsprechende altnordische zeichen (blg. 96), oder auch das griechische *ϑ*, *Θ*. Aushilfsweiſe und im notfalle kann man ſich letzteres wohl gefallen lassen, im übrigen aber scheint es kein beſonders glücklicher griff. Einerſeits wurde dies zeichen von den alten Griechen wahrscheinlich ganz anders ausgesprochen, und in unſern schulen lautet es erst recht ganz anders. Da es auch den meisten gar nicht bekannt ist, hätten dieſe gar keinen anhalt für die aussprache. Einen ſolchen bietet auch das altnordische zeichen nicht. Das wäre aber nicht ſo schlimm; wichtiger ist es, dass

das zeichen unbequem scheint, weil es beim schreiben zu leicht ähnlichkeit bekommt mit den zügen des p. Ich glaube, dass die blg. 97 gegebene form, welche mit dem grundzuge des t den karakteristischen zug des betreffenden altnordischen zeichens vereinigt, zweckmässig wäre. Aushilfsweise könnte man im druck fraktur-d und -t verwenden.

Nasalierung. Einen nasallaut, der dem ähnlich ist, welcher für das französische silbenschliesszende m und n üblich ist (flacon, ton, en, an, un), finden wir auch in einigen deutschen mundarten. In letzteren ist der laut bedeutend schwächer als im Französischen. Aushilfsweise wollen wir den schwachen deutschen laut durch fraktur-n (n), den stärkeren französischen aber durch fraktur-m (m) darstellen. Wir finden diese nasalierung z. b. bei Soest in den wörtern: da·nsɛn = tanzen; i·nfɛn = infen; infallɛn = einfallen; a·nfaŋen = anfangen; a·nsaihɛn = ansehen; a·ngho·n = angehen; unslich = unreinlich, schmutzig; a·ntrekkɛn = anziehen; a·nkŋikɛn = angucken.[1] Schwaben (gegend von Tuttlingen) bietet z. b. ins = uns.

Ist der der nasalierung folgende konsonant ein verschlusslaut, so nähert sich die nasalierung dem vollen nasal des betreffenden organs. Man könnte diese art nasallaut im gegensatz zum gewöhnlichen m, n, η als nasalen schleifer bezeichnen. In Schwaben scheint dieser laut auch wohl in der infinitivendung -en zu herrschen. Da das e dieser endung sehr schwach ist, ist auch der nasallaut kaum vernehmbar. Man erhält fast den eindruck, als ob die leute statt sprechen sagten: sprechɛ. In manchen gegenden ist denn auch das n vollständig geschwunden und nur e übrig geblieben. So vielfach am Niederrhein, z. b. um Essen. Ebenso ist in der holländ. umgangssprache das n der endung -en geschwunden, obwohl es in der schrift stets gesetzt wird; geve(n), bove(n). Der französ. nasale schleifer ist, wie gesagt, stärker als der in deutschen mundarten begegnende. Es scheint mir fast, als ob dies dadurch bewirkt werde, dass bei aussprache des französischen lautes etwa dort, wo rachenraum und nasenraum zusammenstoszen, eine verengung stattfinde. Dass der schwache deutsche nasalschleifer durch absperrung der nase einen verstärkten klang erhält, erkennt man leicht, wenn man bei seiner aussprache die nasenlöcher mit den fingern zudrückt. Dazu aber ist auch die enge, welche die zunge mit dem gaumensegel bildet, bei aussprache der französischen nasalierung bedeutend kleiner als in den deutschen mundarten. Da der französische laut von dem deutschen deutlich unterschieden ist,

[1] Es ist bemerkenswert, dass in den mundarten der nasalierte vokal gewöhnlich lang wird, was oben angedeutet ist. Dem ist der ähnliche vorgang im Lateinischen zu vergleichen. Cicero Orat. 48, 159.

müssen wir auch auf zwei besondere zeichen bedacht nehmen. Das oben als notbehelf vorgeschlagene fraktur-n und -m soll natürlich nur dort zur anwendung kommen, wo kein besonderes zeichen zur verfügung steht. Da der laut als ein geschwächtes n bezeichnet werden kann, liegt es nahe, zu seinem ausdruck die hälfte des n zu verwenden. blg. 98. Ein solches zeichen verwendet Trautmann; er stellt es über die linie der kleinen vokale. Ich hatte früher daran gedacht, dies zeichen quer über den zugehörigen vokal zu legen, weil die nasalierung dem vokale gleich von anfang beigemischt ist. Da diese bezeichnung jedoch im druck lästig ist, man anderseits die nasalierung als etwas zum vokallaute hinzukommendes betrachten kann, zog ich es vor, davon abzusehen. Das zeichen über die Linie zu stellen, ist fürs schreiben sehr unbequem. Da es aber, in die linie gestellt, zu leicht anlass bieten könnte zur verwechselung mit i, müssen wir dem zu begegnen suchen. Man kann es passend dadurch differenzieren, dass man den auslaufenden strich zu einer schleife erweitert; durch ansetzung eines quer gelegten halben n an das obere ende würde das zeichen vielleicht noch deutlicher. blg. 99. Den stärkeren französischen laut könnte man darstellen durch dasselbe zeichen mit einem halben n darüber. blg. 100. Auch n mit darübergelegtem halben n wäre wohl ein passendes zeichen für diesen laut. blg. 101. Für die wahl würde entscheidend sein, welches zeichen am bequemsten wäre. Da nasalierung nicht als anlaut erscheinen kann, ist ein groszer buchstabe überflüssig.

Für die im Polnischen durch übergesetzten strich (accent) differenzierten laute s, ſ (z) [c = ts, dz = dſ] n brauchen wohl keine änderungsvorschläge gemacht zu werden, da jene bezeichnung ebenso sachgemäsz scheint wie z. b. die bezeichnung der deutschen umlaute ä, ö, ü durch die umlautstrichelchen. blg. 102. (In der blg. ist hier vor dſ mit strich das entsprechende ts vergessen.) Es genügt, dass der entsprechende lautwandel auch entsprechend bezeichnet ist. Es sei noch darauf hingewiesen, dass das betreffende polnische n dem französischen gn in daigner, gagner ziemlich entspricht. Es ist ungenau, den laut als n + j zu bezeichnen. Man möchte sagen, das n sei vor und nach dem verschlusse mit einem j durchsetzt; diese n und j werden aber nicht wie die betreffenden beiden deutschen laute mit vorderzunge und vordergaumen gebildet, sondern der artikulierende verschluss wird bei palataler zungenstellung durch mittelzunge und mittelgaumen bis hintergaumen (weicher gaumen) gebildet. Bei dem betreffenden polnischen laute hat man fast den eindruck, als ob vor dem n ein schwaches i laute, z. b. in konia = des pferdes. Trotzdem ist der laut wohl als ein entschieden einheitlicher anzusehen; er lässt sich nicht in n und j zerlegen,

obwohl eine art j darin enthalten ist. Der hier in frage kommende j-laut hat ähnlichkeit mit dem bei aussprache des französischen il(l) in soleil, bataille erscheinenden; auch kommt ihm das engl. y näher als das deutsche j. Eine genauere betrachtung würde hier zu weit führen. Ich bemerke nur, dass der letzterwähnte französische laut mir kein reiner j-laut scheint, dass vielmehr in ihm wohl noch ein gewisser l-laut enthalten ist. Freilich ist das nicht das deutsche volle und kräftige l, sondern ein dem gestrichenen polnischen l etwa entsprechender oder nahekommender laut. Ich möchte ihn in parallele stellen zu dem velaren oder gar dem gutturalen r. Über diesen l-laut müssen wir noch etwas eingehender sprechen. Der schwache (oder harte) l-laut der slavischen sprachen scheint früher auch im Deutschen üblich gewesen zu sein, wie namentlich aus dem Niederländischen zu erschlieszen. Auch die im Franz. erscheinende eigenheit des l könnte auf die germanischen Franken zurückgehen.[1] Holl. oud = alt; goud = gold; auch in „veel" = viel klingt das l meist eigentümlich schwach. Namentlich nach a-laut scheint dies l leicht in u überzugehen. Altfränkisch erscheint Genobaudes neben Genobald; ebenso wohl Mellobaudes = Mellobald; auch Radbod, Marbod sind wohl als Radbald, Marbald zu fassen. Vgl. beau : bel, belle; faucon : falke. Dass im westf. platt a vor ld, lt in o übergeht, scheint darauf zu deuten, dass dieser l-laut früher auch im Westf. üblich gewesen. Dass jetzt noch in Westfalen ein „dickes" l vorkäme, was Trautmann behauptet, ist mir nicht bekannt. Für den besprochenen l-laut mangelt uns ein zeichen. Da der betreffende laut in den slavischen sprachen als das primäre, unser gewöhnliches deutsches l aber als das sekundäre betrachtet wird, scheint es nicht besonders passend, ihn durch ein gestrichenes l zu bezeichnen, wie es im Polnischen üblich. Ich würde eine eigene differenzierte form des l vorziehen. Gehen wir aus von dem geschriebenen groszen l, das in zwei formen auftritt. blg. 103. Die erste der beiden formen ist im Deutschen die gewöhnliche, darum behalten wir sie für unser gewöhnliches l und nehmen die zweite für das schwache l. Das geschriebene kleine l und beide druckzeichen wären dem anzupassen. blg. 104. Für stimmloses l könnten wir nun ein gestrichenes zeichen verwenden; damit aber eine verwechselung mit dem polnischen zeichen vermieden werde, können wir den eingesetzten strich etwas differenzieren. blg. 105. Aushilfsweise könnte man für das schwache (harte) l das fraktur-l gebrauchen.

Auch für den im hintergrunde des mundes gesprochenen

[1] Freilich setzt auch italien. chiamare, portug. camar schwaches l voraus. Ein zu i führendes schwaches l scheint stellenweise auch um Mühlhausen i. Th. (Hillebrandshausen, krs. Heiligenstadt) zu herrschen.

r-laut, das schwache r, bez. zäpfchen-r, müssen wir uns nach einem besondern zeichen umsehen. Das mit der vorderen zungenspitze artikulierte r können wir als das gewöhnliche deutsche r ansehen. Bezeichnen wir das hintere r aushilfsweise durch ein fraktur-r. Von dem zäpfchen- oder gaumensegel-r (unter anlegung der zunge ans hintere gaumensegel gebildet) ist das tiefer im schlunde gebildete r zu unterscheiden. Da das gaumensegel-r oft sehr schwach ist, sind die beiden arten auch oft nicht gut auseinanderzuhalten. Wollen wir beide arten in der schrift unterscheiden, so könnten wir nehmen als zeichen für das erstere ein gewöhnliches r mit einem unten nach vorwärts angesetzten häkchen, für das weiter rückwärts gebildete r ein ebensolches zeichen mit rückwärts angesetztem häkchen (vorwärts nach dem fortlaufen der zeilen gerechnet). Wäre statt des fraktur-r ein der antiquaform angepasstes gemeinschaftliches zeichen für beide arten erwünscht, so könnte man eine form bilden, welche die beiden vorigen unterscheidungszeichen vereinigt, wie die letzte form in blg. 106 zeigt. Für gewöhnlich dürfte es wohl nicht nötig sein, die beiden hinteren r von einander zu scheiden. Erst durch Trautmanns buch wurde ich darauf aufmerksam, dass es zwei verschieden artikulierte laute sind. Von dem zungen-r aber unterscheiden sich die beiden hinteren arten ganz deutlich, weshalb hier die scheidung wichtiger ist.

Es erübrigt uns noch, einige laute zu besprechen, die uns zwar nach dem eindrucke aufs ohr nicht streng einheitlich scheinen, die aber bei den völkern, bei denen sie vorkommen, als einheitlich aufgefasst und demgemäsz dargestellt werden. Gemeint sind die sogenannten palatalen, die etwa klingen der eine wie t + sch, der andere wie d + j (j = stimmh. sch). Den ersteren laut zeigt italienisch c vor e und i, englisch ch, polnisch cz — den zweiten ital. g vor e oder i, englisch j. Ital. Città Vecchia = tschiwita wekkia; fuggitivo = fuddjitiwo (flüchtling). Engl. church = tschörtsch (kirche), jury = djuri (geschwornengericht). Von wichtigkeit sind diese laute auch im Sanskrit.[1] Naturgemäsz schliesze sich hier einige bemerkungen über unsern z-laut an. Unser z zerfällt nämlich deutlich in zwei bestandteile t und s. Es fragt sich demnach, ob es angemessen ist, den zusammengesetzten laut durch ein einheitliches zeichen zu geben. Eine gewisse berechtigung liegt vor, weil in z das t und s so

[1] Da das Sanskrit vielen lesern wohl nicht bekannt ist, scheint eine kurze aufklärung erwünscht. Mit diesem namen wird eine altindische sprache bezeichnet, die mit den europäischen hauptsprachen, also auch dem Deutschen, nahe verwandt ist. Sie bietet die ältesten schriftwerke unseres sprachstammes, die mindestens so alt sind als die ältesten bücher des alten testaments. Darum ist sie für uns besonders wichtig und interessant.

enge verschmolzen ſind, dass das t als vermindert (reduziert) erscheint, wie in einem lautwissenschaftlichen werke ausgeführt wird. (Ich meine, dass die bemerkung ſich bei Brücke fände; leider habe ich die stelle nicht notiert.) Die ſache liegt etwas anders als z. b. bei pf, weil p ein zweilippiger, f dagegen ein zahnlippiger laut ist. Da ſicherlich das z vorläufig nicht verdrängt wird, thut es auch nicht not, hier eine entscheidung zu treffen. Mit gröszerem rechte wie bei z kann man bei den echten palatalen die artikulazion als eine einzige und einheitliche betrachten, weshalb auch ein einheitliches zeichen zu fordern ist. Die artikulazion geschieht hier nicht durch anlegung des vorderen zungenrandes an das zahnfleisch oder an den vordergaumen, wie bei unſerm gewöhnlichen t (blg. 107 giebt eine skizze dieſer stellung), ſondern durch einlegung des mittleren zungenrückens in den hinteren teil der gaumenhöhlung, wobei die zungenspitze zuſammengezogen und unthätig an den unterzähnen liegt. Vgl. die skizze blg. 108. Der ſo gebildete laut macht zwar ungefähr den eindruck, als ob er aus t + sch, anderſeits aus d + j, beſtehe, an ſeiner einheitlichkeit ist aber wohl nicht zu zweifeln. Mit dieſem laute werden jetzt auch die palatalen des Sanskrit gesprochen. Weil man dieſen laut nun nicht für einheitlich hielt, die betreffenden sanskritischen buchstaben aber für einheitlich gelten, hat man behauptet, die betreffenden buchstaben müssten ursprünglich anders gelautet haben. Die gründe hierfür scheinen mir nicht stichhaltig. Dass die buchstaben trotz des scheinbar zwiefachen lautes keine poſizion bilden, will nicht viel ſagen. Zunächst kann, wie schon geſagt, der echte palatallaut streng genommen nicht als aus zwei aneinandergeſetzten teilen bestehend gelten, anderſeits wissen wir, um ein analogon zu gebrauchen, dass auch das lat. qu keine poſizion wirkt. loquere hat kurzes o; kürze vor qu findet ſich z. b. Verg. Aen. I, 2; 5.

Nach alledem scheint ein einheitliches zeichen für die palatallaute berechtigt. Der stimmloſe laut wird vielfach gegeben durch c mit einem häkchen darüber. blg. 109. Da das häkchen oben wieder unbequem ist, liegt zunächst der gedanke nahe, ihm einen andern platz zu geben, es etwa an die obere, vordere spitze anzuſetzen (blg. 110); dann aber ergiebt ſich leicht die noch bequemere form blg. 111. Für den stimmhaften laut gebraucht man in wissenschaftlichen werken, in anlehnung an den engl. schreibgebrauch, vielfach j. Allein dies ist in dieſer weiſe wenig lobenswert, da das zeichen in den meisten sprachen einen ganz andern lautwert hat, ſodass zweideutigkeiten unausbleiblich ſind. Ohne ein differenzierungszeichen ist der buchstabe mit dieſem werte nicht erträglich. Bringen wir deshalb das beim c erwähnte häkchen in ihm an und geben der ſo gewonnenen form

für den schreibgebrauch eine bequeme gestalt. blg. 112. Da dies zeichen sehr bequem ist, wird es gewiss nicht schwer halten, dasselbe auch im Englischen zur durchführung zu bringen.

XIII. Wünschenswerte stufenfolge in der entwicklung der deutschen schreibung.

Es musste in den voraufgehenden auseinandersetzungen manches besprochen werden, was nur für wissenschaftliche zwecke in betracht kommt, anderseits kann auch nicht daran gedacht werden, manches von dem, was für den allgemeinen gebrauch vorgeschlagen ist, ins alltägliche leben einzuführen, bevor es nicht durch eine allseitige allgemeine meinungsäuszerung geprüft und gebilligt ist. Freilich die zustimmung aller bis zum letzten manne ist nicht nötig, ist auch nicht zu erwarten. Widerspruch, namentlich wenn es sich um neuerungen handelt, wird sich stets finden. Oft sind es sogar bewusst unedle beweggründe, die zum widerstande treiben. Eine so wichtige neuerung aber will nach allen seiten hin überlegt sein; sobald das geschehen und die zustimmung der mehrheit gesichert ist, dann muss die durchführung kraftvoll betrieben werden. Zunächst muss die allgemeinheit in möglichst einfacher weise mit vorgeschlagenen neuerungen bekannt gemacht werden, damit sie sich von der zweckmäsigkeit überzeugen kann. Da wissenschaftliche kreise sich am ersten planmäszige abweichungen vom hergebrachten gefallen lassen können, sich am leichtesten darin zurecht finden, sollten starke neuerungen zuerst durch verwendung in schriften, die für solche kreise bestimmt sind, ihre lebensfähigkeit erproben und erweisen. Eine plötzliche vollständige umkehrung unseres schreibgebrauches ist nicht möglich. Besserungen aber sind nötig; sie müssen nach und nach sich einleben. Viel ist schon erreicht, wenn die vernünftigen grundsätze der allgemeinheit zum bewusstsein gebracht sind. Es fragt sich nun, in welcher stufenfolge unsere schreibung zum bessern geführt werden könne, und welche besserungen vorläufig für den allgemeinen gebrauch in betracht kommen.

I.

Zunächst wäre es wünschenswert, dass gleich in der elementarschule der unterricht mit der erlernung der antiquaschreib- und leseschrift begonnen werde, statt wie jetzt mit der fraktur. Letztere sollte etwa die stellung angewiesen erhalten, die jetzt der antiqua, der sogenannten lateinischen schrift (auch rundschrift genannt), angewiesen ist. Damit es den kindern leicht werde, neben der zuerst eingeübten schriftart auch die andere art zu lernen, müssten einige lesestücke zugleich in rund-

schrift (antiqua) und eckenschrift (fraktur) gedruckt und ſich gegenübergestellt werden, die eine schrift auf der einen ſeite, die andere auf der anderen. Ich habe noch in keinem einzigen schulbuche dies einfache verfahren, durch welches unendliche mühe gespart wird, angewandt geſehen. Ferner ſollte man auch schleunigst damit beginnen, wissenschaftliche schulbücher, wie lat. grammatiken, mathematische lehrbücher uſw. in rundschrift zu drucken, um die schriftart in den weitesten kreiſen möglichst rasch zur herrschaft zu bringen. Wo es ſich darum handelt, wörter der fremden sprache ſich durch den druck von dem deutschen wortbestande (texte) abheben zu lassen, steht uns ja die liegende schrift zur verfügung. Bei annahme der rundschrift ſollte nun für stimmhaftes s gleich das vorgeschlagene beſondere zeichen (ſ) zu grunde gelegt, im übrigen aber in der schule vorerst die hergebrachte schreibung möglichst geschont werden. In wissenschaftlichen werken jedoch müsste man ſofort auf noch einige andere änderungen bedacht nehmen. Nachdem dieſe änderungen in ſolchen werken die probe bestanden und ſich eingelebt hätten, könnte zur einführung in die schule und die allgemeinheit geschritten werden.

1. Mit vollem recht spricht ſich schon Grimm dahin aus, dass er lieber beim alten gebrauche überhaupt bleiben wolle, als th im in- und auslaute beſeitigen, im anlaute aber es stehen lassen. Bekanntlich ist in dem regelbuche der rechtschreibung für preuszische schulen dieſer unglückliche weg aber dennoch eingeschlagen. Ohne zweifel hat dieſe entscheidung dem buche auch die meisten feinde zugezogen. Eine änderung des th aber thut in deutschen wörtern entschieden not. Dehnungszeichen ſoll das h beim t deutscher wörter ja gar nicht ſein, und andere gründe kann man für dasſelbe erst recht nicht geltend machen. Was der gute Gottsched[1] darüber faſelt, ist ja der helle blödſinn; und doch finden wir es für gut, uns an ſeine regeln noch immerfort gebunden zu erachten. Es wäre zu wünschen, dass in deutschen wörtern ſofort das h hinter t durchgängig beſeitigt werde. Dann brauchten die, welche an die alte schreibung gewöhnt ſind, nicht lang und breit zu lernen, wo th bleibt. Die regel hiesze dann einfach, statt th wird in deutschen wörtern nur mehr einfaches t geſetzt. Man könnte freilich denken, wenn eine jetzt mit th beginnende ſilbe einen langen vokal enthalte und auf r, l, m, n ausgehe, müsste man nun, nachdem das h beim t geschwunden, vor r, l, n, m ein dehnungs-h erwarten (alſo: tuhn, Tahl, Tühr, Tohr). Allein, ſelbst wenn man das forderte, ſo wäre dieſe ordnung noch einfacher, als das im

[1] Deutsche Sprachkunst, 5. Aufl. ſ. 92/93. Lpz. 1762.

preuszischen regelbuche eingeschlagene verfahren. Jenes dehnungs-h ist aber auch gar nicht nötig; wir schreiben ein solches ja auch jetzt in manchen wörtern vor r, l, m, n nicht. Die fassung der regel aber wäre sehr einfach. Für die an die alte schreibung gewöhnten lautet sie: In deutschen wörtern wird h nach t stets ausgelassen, im übrigen bleibt die schreibung die alte. — Es lautet ferner die jetzige — freilich den wenigsten bekannte — regel über das fehlen des dehnungs-h vor r, l, m, n: Ein dehnungs-h steht nicht, wenn im anlaute des wortes mehrere konsonanten (ausgenommen st, pf) stehen. Als ergänzung dazu könnte es nun in zukunft auch heiszen: Oder wenn das wort mit t anlautet. Die ganze regel hat aber wenig wert. Vollkommenes ist ohne eine gründliche änderung nicht zu erreichen. Es handelt sich vorerst nur darum, wie wir die gröbsten auswüchse beseitigend uns am leichtesten mit dem hergebrachten abfinden. Die vorgeschlagene anordnung ist so einfach, dass auch herren, die an das alte ganz und gar gewöhnt sind, sich leicht die neuerung aneignen können. Wollen sie es aber nicht, so mögen sie ruhig beim alten bleiben und das neue der jugend überlassen; eine verwirrung wird aus dem nebeneinanderbestehen nicht zu besorgen sein; auch wird die welt darum nicht untergehen, nicht einmal aus ihrer bahn geraten. Der wörter, welche das h beim t noch einbüszen sollen, während sie es nach dem preuszischen regelbuche behalten, sind ja überhaupt nur wenige. Es sind: tal, ton,[1] tor, tür, tran, träne, tun, tat, untertan. Auch tron wäre zu empfehlen, wie das wort schon mhd. geschrieben wurde, entsprechend italienisch trono, franz. trône. Auch Berta, Günter, Goten empfiehlt sich. Wir sollten überhaupt alsbald dazu übergehen, in allen eingebürgerten fremdwörtern, in denen ein th erscheint, das wie t gesprochen wird, auch die schreibung mit einfachem t wenigstens zu dulden. Also: Elisabet.

2. Da langes i gewöhnlich durch ie bezeichnet wird, sollten wir vernünftiger weise jedes lange i, das kein sonstiges dehnungszeichen bei sich hat, durch ie bezeichnen, also auch in fremdwörtern. Wozu die unnützen, thörichten ausnahmen? Weshalb sollen wir zu dem i in bibel kein e setzen dürfen? Haben wir ja doch mit dem worte einen lautlichen wandel vorgenommen. Haben wir doch dem griechischen biblos gegenüber das i gelängt, die endung -os abgeworfen und vor dem l ein e eingeschoben. In „Griechisch“ geben wir langes i doch auch durch ie.

---

[1] Dass nun „ton“ sowohl glockenton als auch töpferton bedeuten könnte, wäre nicht so gefährlich. Übrigens stehen uns für das wort in letzterem sinne andere wörter (z. b. letten) zur verfügung, weshalb man das wort um seines gleichklanges willen füglich meiden könnte.

Biebel würde im Deutschen so wenig zu missverständnis anlass geben, wie im Holländischen die schreibung bijbel.

Ganz schleunig aber sollten wir die widersinnige schreibung maschine ersetzen durch das folgerichtigere „maschiene". Sobald wir uns entschlieszen, auch im drucke für groszes i und j je ein besonderes zeichen zu setzen, sollten wir auch der allgemeinen regel gemäsz ie setzen in: iegel, iesegrim, bieber statt des jetzt üblichen einfachen i. Sollte sich ferner wohl eine solche jammerseele finden, die unter einem augenliede einen von den augen vorgetragenen gesang verstände? Es ist schrecklich, für wie dumm man doch die menschen hält. Auch die täppische unterscheidung „wieder" gegenüber „wider" könnte füglich entbehrt werden. Für das verständnis leistet solche ja reinweg nichts, in der aussprache ist sie nicht begründet, und das wort geht in beiden fällen auf den gleichen ursprung zurück. Man erreicht durch die abgeschmackte unterscheidung nichts anderes, als dass selbst gelehrte leute in bestimmten fällen in zweifel geraten, ob das e zur seligkeit nötig ist, oder ob es zum verderben führt.

3. Man sollte statt c stets k schreiben überall, wo dieser laut gesprochen wird, selbverständlich statt ck nur kk.

Durch die vorgeschlagenen änderungen erreichen wir eine viel gröszere folgerichtigkeit. Wir müssen hier wiederholen: wenn ältere herren sich der bequemlichkeit halber an die alte schreibung halten wollen, so mögen sie es thun, die jungen sollten sich dadurch aber nicht abhalten lassen, das bessere anzunehmen, seine annahme wenigstens vorzubereiten. Ängstliche gemüter können unbesorgt sein, auch bei diesen änderungen wird das nebeneinanderbestehen des alten und neuen dem verständnis keinen eintrag thun. Gelehrte leute werden sich schon damit abzufinden wissen, und ungebildete — nun die werden mit noch ganz andern wortbeständen fertig. An einigen unten mitgeteilten briefen kann man sich davon überzeugen. Will man dem schwachen verstande der ungebildeten zu hilfe kommen, dann thue man das lieber durch beseitigung entbehrlicher fremdwörter.

Die soeben vorgeschlagenen änderungen könnten nun wohl, nachdem sie einigermaszen in wissenschaftlichen werken die probe bestanden, auch ohne viel federlesens in der schule zugelassen werden. Aber mit gewalt sie durchzusetzen, sollte man sich nicht bemühen. Man erreicht viel mehr, wenn man die vernünftige überlegung unter den leuten sich selbst bahn brechen lässt. Nur die gleichmäszige beseitigung des h von th würde wohl wenig widerspruch finden, denn sie ist längst in wissenschaftlichen werken erprobt und durchgeführt worden. Dies sollte unbedingt auch sofort für die schule angenommen werden. Erfreulicher weise giebt es auch manche zeitungen, die diesem

brauche längst gefolgt sind. Von gröszeren blättern, die das thun, ist mir z. b. bekannt „Der Bund“ zu Bern. Ob diese schreibung in der Schweiz vielleicht auch amtlich ist? Um dem guten möglichst rasch zum durchbruch zu verhelfen, sollte man solche blätter möglichst unterstützen.[1] Für die übrigen unbedeutenden punkte (2 u. 3) sollte dem einzelnen vorläufig unbedingt freie wahl gestattet werden; wer die neuerung annehmen will, mag's thun, wer es nicht will, mag's lassen. Man sehe nur das eine wie das andere nicht als fehler an, man halte nur darauf, dass in dem gleichen schriftstücke gleichmäszig verfahren werde. Selbst den schülern könnte man die freie wahl lassen und ihnen nur sagen, „so war's bisher üblich, in neuerer zeit macht man's auch so und so. Ihr könnt euch für das entscheiden, was euch das beste scheint.“ Selbverständlich müsste eine feste grenze eingehalten werden; wer die eine neuerung annähme, müsste auch die sämtlichen zugelassenen annehmen. Dadurch würde gerade das selbständige denken der schüler gefördert und verhindert, dass die schule, wie leider so vielfach, zur hundedressur hinabsinkt. So würde auch ein spielraum geschaffen, dass vernünftige besserungen ihre lebensfähigkeit erweisen könnten. Wie derselbe noch erweitert werden kann, davon ein andermal.

II.

Was auszerdem zunächst ohne viele erörterungen noch zur probe zuzulassen wäre, ist folgendes:

1. Die beseitigung groszer anfangsbuchstaben bei dingwörtern. In wissenschaftlichen werken ist diese änderung ja bereits hinlänglich erprobt; es fehlt nur, dass auch die breiten massen des volkes etwas mehr damit bekannt gemacht werden. Es wäre wünschenswert, dass die änderung allmählich auch in kleinen, fürs volk bestimmten schriften versucht würde. Ferner sollten auch jetzt schon in den lesebüchern der volksschule wenigstens zwei bis drei lesestücke aufnahme finden, in denen die groszen anfangsbuchstaben bei dingwörtern probeweise beseitigt wären. Dabei wäre der hinweis zu machen, dass dies verfahren in wissenschaftlichen werken allmählich das üblichere wird. Wenigstens sollten dann gewecktere kinder auf derartiges aufmerksam gemacht werden.

---

[1] Bei einigen blättern giebt es dagegen auch altfränkische leute, die sich von dem alten liebgewonnenen aberglauben, dass th unbedingt nötig sei zur seligkeit, durchaus nicht trennen können. Vermeinend, sie könnten dem zuge der zeit zügel anlegen, bessern sie vorsorglich in ihnen zugehenden schriftstücken das alte h zum t hinzu. Wie hatte doch die mücke gesagt, da sie in den Rhein gepisst?

Auf verſuche in wissenschaftlichen werken vorläufig zu beschränkende änderungen wären: 2. Erſetzung des v durch f, wo es wie f gesprochen wird. (Sollte man die scheidung von „viel“ und „fiel“ nicht entbehren wollen, ſo könnte man ja „fil“ schreiben statt viel.) Beſeitigung des ph und th auch in fremdwörtern, ſofern das eine wie f, das andere wie t gesprochen wird. Ebenſo ſoll ch stets durch k erſetzt werden, wo dies dem laute gemäsz. Alſo: Kristus, karakter, waksen. Die erſetzung von x und qu durch ks und kw. Dass statt c und t(i)-, wo ſie wie z lauten, auch dies zeichen allein geſetzt wird, ist schon jetzt ziemlich in den täglichen gebrauch eingedrungen, braucht alſo nicht beſonders hervorgehoben zu werden. 3. Einführung einfacher zeichen für die jetzt durch ch und sch bezeichneten einfachen laute. 4. Beſeitigung der doppelten schreibung bei eu, äu und ai, ei, überall wo nicht wörter verschiedener bedeutung zuſammenfallen.

In der schule wären die drei letzten nummern erst zuzulassen, nachdem ſie eine mehrjährige probe in wissenschaftlichen werken glücklich bestanden hätten.

III.

Weitere änderungen, alſo auch die beſeitigung des dehnungs-h, ſind wohl erst nach gründlichen erörterungen zu verſuchen. Proben wären vorerst auf fachwissenschaftliche werke zu beschränken, damit nicht durch zu grosze plötzliche änderungen die ganzen besserungsbestrebungen geschädigt werden. Jedoch bei mundartlichen darstellungen, namentlich zu wissenschaftlichen zwecken, ſollte man gleich zur folgerichtig lauttreuen schreibung greifen. Bei einem langen vokale wäre hier alſo ausnahmslos ein beſonderes dehnungszeichen zu ſetzen, die kürze unbezeichnet zu lassen, das unterkurze e aber durch ein beſonderes zeichen zu geben. In schriften, die fürs volk bestimmt, muss man aber wohl der bisherigen gewohnheit in ſoweit rechnung tragen, dass man nach einem kurzen vokale doppelkonſonanz stehen lässt, wenn noch ein anderer vokal folgt. Ein bruchstück des I. kapitels von „Frans Essink“[1] ſoll nach dieſem grundſatze unten dargestellt werden. Nachdem durch allſeitige erörterungen über dieſe punkte ein ziemlich festes abkommen erreicht wäre, ſollte man ſich nach dem vereinbarten verfahren auch richten, wenn es ſich darum handelt, die aussprache eines fremden wortes lauttreu anzugeben. So würden die leute allmählich mit den vernünftigen grundſätzen bekannt. Um anzuzeigen, dass ein wort

[1] 1. aufl. 1875 von Gieſe, später von Landois. Die zweite auflage von Gieſe, welche in Mecklenburger platt übertragen ist, kann hier nicht in betracht kommen.

nach den festgestellten wissenschaftlichen regeln lauttreu dargestellt sei, könnte man sich anlehnen an das in wissenschaftlichen werken herrschende verfahren, wortformen, die nur erschlossen, aber nicht belegt sind, durch ein vorgesetztes sternchen zu markieren. Dies sternchen könnte man also auch bei den erwähnten lauttreuen schreibungen von fremdwörtern anwenden.

Es wäre nun noch kurz zu sprechen über einige beschränkungen und die grenzen der den einzelnen einzuräumenden freiheit, so oder so zu verfahren. Für den privatgebrauch kann jeder schliesslich schreiben wie er will, und hier ist das feld für die erprobung von weitgehenderen änderungen. So lange aber die schrift ihren zweck, als allgemeines verständigungsmittel zu dienen, erfüllen soll, darf sich im verkehr mit weiteren kreisen natürlich keiner vom allgemeinen brauche so weit entfernen, dass seine schrift dem bequemen verständnis hindernisse bereitet. Ob sich der eine oder andere ärgert, dass nicht alle leute bis auf den buchstaben schreiben wie er, darauf kommt es zwar nicht an, aber es muss doch eine richtschnur geben, an die sich bei schriftstükken von belang, namentlich also bei amtlichen sachen, jedermann halten kann und halten muss. Diese richtschnur kann offenbar nur der in der schule übliche brauch sein. Was aber in der schule gestattet ist, das sollte auch stets in allen amtlichen schriftstücken zulässig sein. Es scheint wohl, als ob es nötig wäre, auf gesetzlichem wege zu bestimmen, dass es niemand gestattet sei, das, was in der schule als normalschreibung eingeübt wird, vom amtlichen stile auszuschliesszen, dass es vielmehr jedermann gestattet sei, sich überall nach dem neuesten schulbrauche zu richten. Darin liegt dann, dass es älteren herren nicht zugemutet werde, dass sie bei ihrem schreiben jeder neuerung folgen müssten, dass sie vielmehr bei dem bleiben könnten, was sie in der schule gelernt und was sie fortwährend geübt haben — wenn sie keine persönliche neigung verspüren, die neuerungen anzunehmen. Damit sollten sie aber auch zufrieden sein. Es ist mehr erwähnt, dass die neuerungen und änderungen, welche in dem regelbuche für die schreibung in preuszischen schulen getroffen waren, so unbedeutend waren, dass sie dem alten gegenüber kaum auffielen, geschweige denn, dass sie dem verständnisse hindernisse bereitet hätten. Wer das bestritte, würde sich das schönste zeugnis geistiger verkümmerung und transcendenter seelenarmut ausstellen. Der unterschied war so unbedeutend, dass man ganze seiten lesen konnte, ohne ihn zu bemerken. Man bedurfte gar keiner belehrung, um das neue richtig lesen zu können; es verstand sich von selbst. Zudem gab es längst kein althergebrachtes mehr, welches alleinherrschend gewesen wäre.

Und doch wollten manche herren im vollbewusstsein amtlicher machtvollkommenheit nicht einmal gestatten, dass man sich nach dem neuesten brauche der schule richte! Das auge gewöhnt sich sehr bald an kleine abweichungen, und die hand, welche schwerer von dem altgewohnten abzubringen ist, brauchte niemand, der nicht wollte, neu einzuüben. Wozu also sich ereifern? Die herren wollten an dem, wie sie's in der schule gelernt hatten, festhalten und wollten andere hindern, was diese neustens in der schule gelernt hatten, zur anwendung zu bringen. Manche wollen den erfolglosen widerstand noch nicht aufgeben, wollen sich und andern die lust an der arbeit vergällen — car tel est leur plaisir. Ist das denn nicht die groszartigste persönlichkeitsmeierei und die kleingeistigste topfkrämerei?

Vernünftiger weise hätte die weisung lauten sollen: „niemand, der nach der älteren, hergebrachten schreibung richtig zu schreiben versteht, soll gehalten sein, die neuerungen anzunehmen. Ferner sollen für amtlichen gebrauch keine neuerungen zugelassen werden, die hinausgehen über das für die schule festgesetzte. Nach letzterem auch in amtlichen schriftstücken sich zu richten, steht aber jedem frei." Es wäre zu wünschen, dass dieser grundsatz künftig herrschend würde. Nur dadurch wird es möglich, vernünftige besserungen allmählich und unvermerkt zur durchführung zu bringen; dann wird es uns ermöglicht, uns nach und nach immer mehr dem höchsten ziele einer vernunftgemäszen, lauttreuen schrift zu nähern. Möchten zur erreichung dieses zieles auch diese zeilen das ihrige beigetragen haben. Das ist mein wunsch.

Um den auf besserung unserer schrift gerichteten bestrebungen, gemäsz den hier aufgestellten grundsätzen, rechnung zu tragen, soll demnächst eine kleine wochenschrift veranstaltet werden unter dem titel:

Jungdeutsche unterhaltungsblätter.

(Verlag wie vorliegendes werkchen.) Es soll darin nur unterhaltungsstoff (erzählungen und sonstige allgemein interessierende mitteilungen) geboten werden. Für den hauptinhalt: anwendung der antiqua, kleine anfangsbuchstaben, th stets durch t ersetzt, ordnung der s-laute. In ganz kleinen abschnitten könnten probeweise auch mitunter weitere besserungen, wie anwendung eines eigenen zeichens für ch und sch, vorgeführt werden, damit den weitesten kreisen ein urteil darüber ermöglicht würde. Sobald die allgemeine stimmung dafür wäre, könnten dann auch weitere änderungen in den hauptabschnitten eintreten. Man hört wohl die einwendung, beseitigung der fraktur und sonstige änderungen hätten keine aussicht auf erfolg, wenn sie nicht von der schule

ausgingen. Dieſe einwendung hörte ich ſogar von dem fabrikanten eines kleinen anzeigenblättchens, der in ſeinem blättchen dem jetzt in der schule herrschenden brauche ſich möglichst verschlieszt. Sonderbare denkfähigkeit! Weitere worte wären da ſicherlich zwecklos. Die vernünftigen wissen, dass die änderungen vorbereitet werden müssen im leben, ehe ſie in der schule herrschen können. Wem daran gelegen ist, dass unſere schrift ſich bald vernunftgemäszer gestalte, der wird gebeten, die verbreitung genannter blätter zu fördern. Dieſelben ſollen wöchentlich einmal erscheinen und vierteljährlich nur 50 pf. kosten.

Anhang.

Als beleg dafür, wie die gröszere masse unſeres volkes ſich mit den jetzigen schreibregeln abfindet, folgen hier zunächst zwei briefe, die mir zufällig in die hände geraten; als beleg für die schreibung vor 300 jahren das Vater unſer aus e. alten bibel.

Sodann folgt das hd. Vater unſer in der schreibung, wie ſie wohl unſer nächstes ziel ſein muss. Ferner das Vater unſer in Münsterisch und Soester platt, nebst einem gedicht in Soester platt, nach der schreibung, wie ſie für den allgemeinen gebrauch ungefähr unſer endziel ſein ſollte und mit den bisherigen schriftzeichen zu erreichen ist. Die unbegründete ſetzung von doppelkonſonanz gemieden. Der laut des an- und auslautenden westf. g durch gh angedeutet. Wo g am ende zu k wird, wie in ghäŋk = ging, ist es auch ſo geschrieben. d und b am ende ſind mit rükkſicht auf den im Hochd. herrschenden brauch auch hier stehen gelassen, trotzdem ſie wie t bez. p gesprochen werden. Dies wird auch wohl ſo bleiben. Im übrigen aber ſollen endkonſonanten genau dem laute entsprechend gegeben werden. w, g und ſ erscheinen am ende nur dann, wenn ſie durch einen folgenden vokal gestützt werden. Der gebrauch schwankt am wortende vielfach zwischen stimmh. und stimml. schleifern.

Auf der lithographierten tafel wird ſodann das Vater unſer mit wissenschaftlich genauer angabe der aussprache nach verschiedenen sprechweiſen vorgeführt mit anwendung der oben zur ergänzung vorgeschlagenen zeichen für einfache laute, und mit angabe der lautnüancen. Was das Bergische platt angeht, ſo kann ich für vollendete genauigkeit nicht einstehen, da die perſon, nach deren aussprache ich es niederschrieb, ſeit jahren nicht mehr in ihrer heimat geweſen war. Auch für das Amsterdamer platt fehlte mir ein zuverlässiger gewährsmann. Es ist niedergeschrieben nach der aussprache eines herrn, der es ſelbst nicht genau kannte. Wo schriftholländisches ai (geschrieben ij oder ei, a mit velarer neigung zu ä) auftritt, erscheint hier ein

laut, der ziemlich mit Soester ai übereinkommt, aber etwas nach ä bis ö neigt, wohl velar ist. Der unterkiefer gesenkt, sodass die mundöffnung gröszer. — Das Hochdeutsche der beilage ist nach der normaldeutschen aussprache, wie sie in Westfalen üblich und wie sie mir geläufig. Betontes e der schrift also auszer vor r, m, n stets als geschlossen (wie franz. é) genommen. Die umständliche andeutung des stimmritzenstandes bei anlautenden selbstlauten ist nur bei den beiden ersten sprechweisen angegeben, da das verhältnis im allgemeinen sich von selbst ergiebt, die scheidung oft auch unsicher ist.

. . . . . .

Ich glaube nicht das ich Sonntag komme denn ich habe keine Lußt am Reisen ich weiß wohl das du . . . bekommen haßt und mehr bekommen wir auch nicht ich bin denn Diensttag Abend mit . . . nach . . . gereißt . . . aber das ginge nicht Er sagte es müßten 6 hundert . . . und als ich fragte bei denn Kommisohnäher . . . und der verkauf ist Nachmittag 4 Uhr angefangen . . . und sie haben für . . . was verkauft nun verkaufen sie noch für . . . was, wenn Er kein . . . bekommt als er bei dir gewesen ist hat Er . . . in die Tasche gehapt der Nachbar Mann . . . aber Er hat viel verlohren und wenn ietz . . . nächsten Wogge Mittwog nicht bei heraus kommt dann muß Er von denn . . . ich binn ganz krank . . . ich habe noch keine lußt zum kommen. . . . . . .

. . . . . .

Geehrte Frau . . .

Ich muß Ihnen mittheilen das ich . . . nicht gut schiken kann weil ich dazu hinner gehabt habe die helfte . . . ich denke das wird wohl nicht schlim sein . . . wen das aber nicht für gut befunden wird so müssen Sie mir darüber ein par reien schreiben ich denke das Sie mir diese bitte nicht abschlagen werden hoft ganz sicher. Die andresse heist . . . —.

Bibel von 1550.

Darum sollt ihr also betten: Vatter unser, der du bist in den himmeln, geheiliget werde dein nahme, zukomme uns dein reich, dein wille geschehe, als im himmel und auf erden. Unser täglich brod gib uns heut, und vergib uns unser schuld, als auch wir vergeben unsern schuldigern, und nicht führe uns in versuchung, sondern erlöse uns von dem übel, Amen.

(Siehe s. 141 zeile 16.)

Fater unser, der du bist in dem himmel, geheiliget werde dein name, zukomme uns dein reich, dein wille geschehe, wie

im himmel, ſo auch auf erden. Unſer tägliches brot gieb uns heute, fergieb uns unſere ſchuld, wie auch wir fergeben unſern ſchuldigern; und führ uns nicht in verſuchung, ſondern erlöſ' uns ſom übel, amen.

Münsterisch platt.

Uſɛ fa·dɛr, de· du· büs in·n hiɛmɛl, ghɛhilight wärdɛ di·n na·mɛ, to· us kumɛ di·n ri·k, di·n wilɛ ghɛsghaiɛ, so· äs in·n hiɛmɛl, (sau) so·[1] auk up-ɛ ä·rdɛ, uſe dägliкɛ braud ghif us fandægɛ (hü·tɛ), fɛrghif us uſɛ ɛghuld, (sau) so· äs auk wi· fɛrghiɛwɛt uſɛ(n) schülnɛrs, un fö·r us nich in fɛrsö·kuɳ(ɛ), sonɛrn ɛrlaiſ-us fan·n üɛwɛl, a·mɛn.

Soest (Saust).

Uiſɛ fa·r,[1] dai diu bis imɛ hiɛmɛl, ghɛhiligɛt wä·re dɣin na·mɛ, (tau) no us kumɛ dɣin rɣik, dɣin wilɛ gɛsghaiɛ, säu är (äs, as) imɛ hiɛmɛl, säu ok op dɛr ä·dɛn, uiſɛ däghlikɛ bräud ghief us fanda·gɛ, fɛrghief us uiſɛ ɛghuld, säu är ſɣi äuk fɛrghiɛ·wɛt uiſɛn schülnɛrs, un foüɛr us nit in fɛrsaikuɳɛ, sunɛrn ɛrloüſ-us fam üɛ·wɛl, a·mɛn.

Haimɛghrius.[3]

Ghrius dɣi[4], diu blaɳkɛ biɛkɛ,
Diu flüs[5] fan mɣinɛr haimɛ hiä·r[6];
Ik hö·r al dat ruiɛnghɛbliɛkɛ[7],
Sin niu fan hius säu wɣid nit mä·r.
Ha·, niu siɳ-k bolɛ tɛr[8] haimɛ,
Do· saiɛ-k al[9] mɣinɛ boümɛ.

Säu klaɳ-ɛt in mɣimɛ hiätɛn[10],
Düör mɣin ghɛmaitɛ miɛt fulɛr macht[11],
Hɛt haim har-ɛk[12] nimɛr fɛrghiätɛn,
Har ste·ts un ste·ts an haimɛ dacht.
Ik ka·m iut dɛr früɛmdɛ ghɛtrokɛn[13],
So·-ɛt[14] haim miɛt wildɛm froloкɛn.

Ik so· dai kriuſɛ aikɛ
Do buo·wɛn häug-am biärgɛ sto·n;
Dat hiätɛ, dat was mi säu waikɛ,
Ik ho·r aist sinɛnd op mit gho·n,
Stont laɳɛ do fraidɛdruɳkɛn[15]
Säu ghanz in ghɛdaɳkɛn fɛrsuɳkɛn.

---

[1] Stadt: so·, land vielfach: sau.

[2] fa·r ist die regelrecht zu erwartende form, gilt aber jetzt für grob; neben pápa erscheint: fädɛr, fätɛr, ätɛ, tä·tɛr (tä·tɛ?).

[3] (Mein erstes gedicht; es wird nochmal darauf hingewieſen, dass äu hier = ä + u! lautet, nicht wie hd. äu = oü; ɣi und ai vertreten hd. ei; iu meist = hd. au; äu = hd. au oder o; oü = hd. ău oder ö.) Heimatgrusz. [4] dir. [5] fliesst. [6] her. [7] Ich höre schon das hundegebell. [8] nun bin ich bald zur (= in der) heimat. [9] ſeh ich schon.

[10] So klang es in meinem herzen. [11] durch mein gemüt mit voller macht. [12] hatte ich. [13] ich kam aus der fremde gezogen. [14] ſah das.

[15] Ich ſah die krauſe eiche dort oben hoch am berge stehn; das

Moch aist[1] mi dɛ ghiɛ·gend bɛkŋikɛn,
Dat laiwɛ ghɛsiä·gentɛ haimɛland.
Nai,[2] haimɛ, dŋi kan niks ghɛlŋikɛn,
Säu wunɛrsghoün[3] ik ɛt nirgɛs noch fant.
Was ghanz ɛrfülɛt fan wunɛ,
Säu sghoün sghain[4] mi ni· noch dɛ sunɛ.

Un är·ɛk mi sat har ghɛkiɛkɛn,
Ghäη·η-k ŋiligh[5] no hius, no-m haimɛland,
So·-ɛt duorp hel füör mi do ligɛn,
Mŋin äug' häηk dɛra·nɛ ghanz unfɛrwant.
Ghuod siä·gɛn[6] di land dɛr haimɛ,
Mŋin hiätɛ hö·rt[7] dŋi alainɛ.

Holländisch.

Onze vader, die in de hemelen zijt, uw naam worde geheiligd, uw koningrijk kome. Uw wil geschiede, gelijk in den hemel alzoo ook op de aarde. Geef ons heden ons dagelijksch brood, en vergeef ons onze schulden, gelijk ook wij vergeven onzen schuldenaren. En leid ons niet in verzoeking, maar verlos ons van den booze. Want uw is het koningrijk, en de kracht, en de heerlijkheid, in der eeuwigheit, amen.

Münsterländisch, aus Frans Essink.

Siehe f. 138 unten.

Wu· Mo·dɛr Essink to· ɛn twedden man kwam.

„Kurjo·s" sagh dɛ wiɛdɛfrau fan'n siälgɛn ghiälghaiter Kuŋpɛrna·gɛl, äs-sɛ in dɛ küɛkɛ bi·'t katuffɛlsghellɛn sat un so· üöwɛr allɛrhand sa·kɛn nŋ·dachte, „kurjo·s, dat uffɛ wiärkmɛstɛr un ŋltghɛsellɛ Joffɛp Essinkɛ mi immɛr mä·r äs ɛn mänskɛ füörkümt, met wel sik äs frau ghans ghued liäwɛn lait." Dɛ frau, wel düssɛn klo·kɛn ghɛdankɛn u·tspruŋk, was ɛn tängɛr un dral wi·fkɛn fan ännigɛ diärtigh, met ɛn propper hu·smüssken[8] up, un kriɛ·gɛl un liä·wigh äs ɛn im. U·t dɛ augɛn flämmdɛ[8] 't üör mankst äs wän fɛ dat ghüldɛnɛ bi·bɛlsprüɛkskɛn: „Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei", up ɛn hŋ·r fɛrstŋ·n un bɛghriɛpɛn hädɛ. uſw.

---

herz, das war mir ſo weich, ich hörte erſt ſinnend auf mit (= zu) gehen; ſtand lange dort freudetrunken.

[1] musste erst. [2] nein. [3] wunderschön. [4] schien. [5] ging ich eilig. [6] Gott ſegne. [7] gehört. [8] ss und mm mit abſicht geſetzt.

Beilage

zu: Bauſe, Unſere Schrift.

1. ѣ = iä, jä 2. ĕ, ĭ, ŏ, ă; ĭ : is = ei : î; spräken; bör-
ba. 3. ę, messęn. 4. zāi̯g, bāi̯mę. 5. ᴗ 6. ᴗ.
7. aû, aê 8. å, å 9. ᴗ 10. ɑ, Ω 11. Ω, o 12. ö oder ö̆,
Trautm.: ᴗ 13. a, Ω = u, A 14. ä, Ä 15. eo, eu 16. ы =
yi oder ŷ; мы, myi = wir, вы, wyi = ihr.

17. u̇ = ü, ø = ö̈, ᴗ = Ω̈ (Ö̈)

u̇
ø
ᴗ
u o o a a e e i

ᴗ = annäh. u in engl. but.
ᴗ̇ = oft annäh. u in engl. full.

Trautm. § 109, § 114.

18. ą, ą̈, ę, i̯; ą, ą̈, ę, i̯ 19. ą̨, Ω̨, ǫ, u̯; ą̨, Ω̨, ǫ, u̯
ą̨̈, ą̨̈, ǫ̈, ü̯; ą̨̈, ą̨̈, ǫ̈, ü̯ 20. i̯, i̯, u̯ 21. ᴗ, ᴗ, ᴗ̇; ᴗ, ᴗ, ᴗ̇
22. iᵉ, uᵒ 23. ą oder ǫ 24. ą = u (a), ǫ = Ω (o, ᴗ)

25. ą = Mittellaut zwischen a und u (ɑ)

26. 27. 28. 29. 30.

31. ų 32. u 33. u̯, o̯, ą̯ – i̯, ȯ̯, ą̯ auch etwa: u̯k)

– a̯, å̯, e̯, i̯ 34. ų̯ 35. û – u̯û 36. ą̈ 37. å̈ 38. o̲, o̲

39. l̲ȫ̲ten' statt lāten. 40. a̲ 41. a̲ 42. å̲; bå̲t

= but. 43. e̲, e̲ 44. u̲, e̲ 45. ü̲, e̲ 46. å̈, å̲

47 i = i̯i; ê – ei̯ 48. ⊢, ⊣;

a̯, ą̯ 49. u̯, u̯ 50. ɣi, ui̯ 51. ɣi, ui̯ 52. ei̯, i̯i̯; å̯i̯,

a̯i̯ 53. å̲, klåt-Kleid. 54. ê 55. ъa 56. ъa 57. ă

58. zu ъns.

59.

1/> 2/< 3/○ 4/I 5/◇ 6/◇∧ 7/⊖ 8/X 9/ꙅ 10/ꙗ 11/ꙋ 12/ꙉ

13/ꙇ 14/⊢ 15/⊥ 16/⊤ 17/ꙗ 18/ꙗ 19/D 20/ꙗ 21/ꙗ

60. S. gegenüberstehende Tafel. 61. i̯, į 62. ǫ̯

haben. 63. ı,ı,ɪ 64. ˈ; häben 65. ˈ, ˌ, ˈ 66. A, A 67.

O, U 68. A, a, ɑ = ɑ̈, ɑ = ɑ̈; ɔ, ɔ = ɔ̈, ɔ = ɔ̈; ʊ, ʊ = ʊ̈, u

= u̇; ɔ̨, ɔ = ɔ̨̈, ɑ̨ = ɑ̨̈ (ɔ̨); ɑ̨, ɑ = ɑ̨̈ 69. ϕ, ϵ ϵ 70. ɛ, ɛ

71. ɐ, ɐ, ɛ (ɛ̈, ɛ̆, ɛ̇) 72. ȷ-i, ȷ-j 73. ȷ-i, ȷ-j 74. F, f – F̲, f̲

75. η (N) 76. ȝ 77. g, G – g, G 78. j, J 79. h̲, Ƀ – h̲, H̲

80. hān, slôh. 81. h̲, Ƀ – h̲, H̲ 82. f; lesen. 83. ſ,

		A) 1.	A) 2.	A) 3.	B) 1.	B) 2	B) 3.
I	a)	ɿ ʌ	ɿ i̤	ʃ i	ɿ a —	ɿ i̤	ʃ i ʃ˞
	b)	ɿ a	ɿ e̤ ɿrʊ Amer. earth	ʃ e ʃ˞	ɿ a ɿ˞	ɿ e̤	ʃ e
	c)	ɿ ɒ̤	ɿ a̤	ɿ æ	ɿ ɒ	ɿ a̤	ɿ æ (ǎ)
II	a)	ɬ u ɬ	ɬ ṳ ɬ˞	f y (ü)	ɬ u	ɬ ṳ	f y (ü)
	b)	ɬ o ɬ	ɬ o̤ —	ɬ ə (ö) ɬ	ɬ o	ɬ o̤	ɬ ə (ö)
	c)	ɬ ə (ɒ) ɬ	ɬ ə̤ —	ɬ œ (ɒ̈)	ɬ ə (ɒ)	ɬ ə̤ —	ɬ œ ɬ

(I) δ = ſ, ſ; s, S = s, S. 84. ſ 85. Füße, Fuß; Flüße, Fluß 86. ʒ, ʒ 87. ʒ, ʒ oder ʒ, ʒ = ʒ, ʒ 88. ʒ, ʒ = ʒ, ʒ 89. ž, Ž; š, Š 90. b, p – w, f – m

d, t – ſ, s – n

(ſ) ɓ

j

g, k – (g) ɧ – η

91. näriczte 92. ⏑ • = ⏑⏑ 93. <> oder «» 94. ð, Ð = ð, Ð 95. ð 96 þ, 97. ƀ, Ƀ = ƀ, Ƀ 98. ɿ 99. ɿ, ɿ ? 100. ƀ, ƀ 101. ñ 102. Poln. ś, ź, ć, dź, ń = ś, ſ, dſ ń 103 L, L 104. ł = ł, ł 105. L, ł = ł, ł 106. R, r = R, r; R, r = R, r; R, r = R, r 107 108 109. č Č 110. c 111. C, c = C, c 112. ʒ, ʒ = ʒ, ʒ

Hochdeutsch.

faster ˇunſer, däsr du bist ˇim ˇhimel, gehailiget wärde dain nasme, zu ˇuns kǫme dain raiʒ, dain wile gezeshe, wis ˇim ˇhimel, ſos ˇaug- ˇauf ˇärden, unſer tässgliges brost gisp ˇuns haüte, fergisp ˇuns ˇunſere zult,

wis ˈauh wir fergeben ˈunsern zuldi-
gern, unt füer ˈuns niht ˈin fersuz-
hung, sondern erlöss-ˈuns som ür-
bel, asmen.

<u>Holländisch.</u> onse fāder, di ˈin de
ˈhêmele(n) sait, ūu nām worde hehai-
liht, ūu kōninhraik kōme, ūue wil he-
shīde helaik ˈin de(n) hêmel, alsô ˈok
ˈop (de) ˈārde, hêw-ˈons hêde(n) ˈons
dāgeliks brōt, än ferhêw-ˈons ˈon-
se shülde(n), helaik ˈok wai ferhê-
we(n) ˈonse shüldenāre(n); än lait ˈons
nīt ˈin fersūkin, mār ferlos ˈons fan
de(n) bōse, want ūu ˈis-ˈit kōninhraik,
än de kraht, än de hêrlikhait in
der ˈêwihhait, āme(n).

<u>Platt nördl. v. Amsterdam.</u> (unsicher)
ozse fāder, di in de hêmele is, ūue
nām worde hehüiliht, ūue kōnkrüik

kōme, ĩue wiel ḫeskīde, ḫeläik in de hêmel, alsô ok op ärde, ḫêf ǫꝛs hêde ǫꝛs dāgeleks brōt, än ferḫêw-ǫꝛs ǫꝛse skülde, ḫeläik ōk wäi ferḫêwe ǫꝛse skuldenāre, än läit ǫꝛs nīt in fersūkuŋ, mār ferlos ǫꝛs fan de bōse, āme.

Bergisch Platt, NO v. Elberfeld (Ĕberfa̱i̱l).

use fāder, dê du bṷs in däm hi̱mel, ḫehe̱liḫt wät-tin nāme, to us kǫm din re̱i̱k, din wile ḫeɣiä op ǟdn äs i̱m hi̱mel, use tiäḫliḫ bruot ḫiw-us fandāḫ, ferḫi̱w-us use ɣoult, äs oḫ wir fergêwen usen ɣouldigern, un für us nit in fersükuŋ, sǫndern erlüös-us fan däm büösen, āmen.

Münster (Mänster).

use fāder, dê du bṷs in'n hiemel, ḫehilḫt wärde dîn nāme, tô us kume

dîn rîk, dîn wile heshaie, sô äs in·n hiemel, sô auk up-e ärdn; usedäh-like braut hif us hüte, ferhif us use shult, sô äs auk wî ferhiewet usen shülners, un för us nit in fesökuye, sunern erlaiß-us fan:n üewel, āmen.

<u>Soest</u> (Saust).

uise fār (oder: fäter), dai diu bis ime hiemel, hehiliget wäre dyin nāme, no (oder: tau) ues kume dyin ryik, dyin wile heshaie, säu är (äs) ime hiemel, säu ŏk op-ter ärdn, uise dähliks bräut hief us fandāge, ferhief us uise shult, säu är fyi äuk ferhiewet uisen shülners, un fuür us nit in fersaikuye, sunern erluiß-us fam üewel, āmen.

Haimehrius.

Hrius-tyi, diu blayke bieke,
(Dai) diu flüs fa-myiner haime hiäor,
Ik höor al dat ruienhebliеke,
Sin niu fan hius säu wyit ait mäor;
Hao, niu siy-k bole ter haime,
Doo saie-k al myine boüme.

Säu klay-et i-myime hiäten,
Düör myin hemaite miet fuler maht;
Het haim har-ek nimer ferhiäten,
Har steots un steots an haime daht.
Ik kaon iut-er früemde hetroken,
Soo-et haim miet wildem froloken.

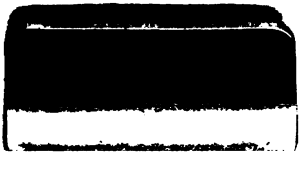
Ik soo dai kriuhe aike
Do buoowen häug' am biärge stoon,
Dat hiäte, dat was mi säu waike,
Ik hoor aist sinent op mit hoon,
Stont laye do fraidedruyken,
Säu hang in hedayken fersuyken. uhw.

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

LD 21A–60m-3,'65
(F2336s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

YC 52637

M79672

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY